L. eleg. g.
16
43,4/6

L. eleg. g. Ausland

16 $\frac{t}{}$ XLIII, 4–6

43

Tutti Frutti.

Von

Emilie Flygare-Carlén u. A.

Deutsch

von

Dr. Scherr u. A.

Sechs Theile.

Viertes bis sechstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Der Tambour von Wagram,

von

Marco de Saint-Hilaire.

Deutsch

von

Otto Herbst.

(Fortsetzung.)

6.

Jeder hat seine Ansichtsweise.

Den nächsten Morgen begab sich der General Michelin, welcher den vorigen Tag sich beeilt hatte, die Ordre des Aufschubs an die gehörige Stelle gelangen zu lassen, in die Abtei und wies sich beim Aufseher des Gefängnisses aus, der ihn so schnell als möglich in das Zimmer Romeufs führte.

Beim Anblick seines Obersten, welcher in der aufrechtesten Haltung hereintrat, beim Anblick eines Mannes, der ihn hatte verdammen müssen, vergrößerten sich die Augen des Tambours auf eine schreckliche Weise; ein konvulsivischer Krampf zog sein Gesicht zusammen, aber er ging nicht von der Stelle; es war, wie wenn er angenagelt wäre.

Den Tag vorher, als die Stunde da war, zu

welcher man ihn, wie er wußte, auf den Platz Grenelle führen sollte, war er etwas aufgeregt auf und ab gegangen; aber nachdem die Zeit verlaufen war, ohne daß Etwas rings um ihn her anzeigte, der unglückselige Augenblick sei gekommen, hatte sich diese Aufregung allmählig gelegt, und er legte sich mit Sonnenuntergang nieder, indem er sagte:

Man wird die Ansichtsweise geändert haben; es wird morgen los gehen. Er schlief ein, aber nicht ohne manchmal zu träumen, daß man ihn erschieße. Auch am Morgen beim Aufwachen, wo er nicht gewiß war, ob er nicht schon todt sei, betastete er sich mehrmals. Seine Glieder hatten keine Verletzung erfahren, er hatte die Gewißheit, daß er noch ein Kind dieser Welt sei. Getröstet durch diese Idee, war er so eben mit seinem Anzuge fertig, als der General plötzlich zu ihm trat und die kurzen Worte an ihn richtete:

„Folgen Sie mir!“

Romeuf stieg in das Gefährt Michelins, welches sie beide nach Saint-Cloud brachte, ohne daß der arme Tambour wußte, von was es sich handle.

Er glaubte, er träume noch, denn der General sprach bloß ein einziges Mal mit ihm während der Tour. Dieses war, als sie in die Zimmer des Palastes traten, wo Michelin in strengem Tone zu ihm sagte:

„Sie müssen zum Kaiser gehen, um ihm Rechenschaft für Ihr Benehmen abzulegen.“

Bei diesen Worten wurde der Tambour blaß wie der Tod.

„Zum Kaiser, mein Obrist,“ erwiderte er, indem er seine Kniee wanken fühlte; „zum kleinen Korporal in Person?“

„Zum Kaiser selbst, sage ich Ihnen.“

„Ah! mein Oberst, ich will lieber innerhalb achtundvierzig Stunden von jetzt an erschossen werden.“

Romeuf machte bereits eine halbe Wendung und wollte schon wieder der Saalthüre zugehen, als der General ihn beim Zipfel seines Collets festhält und ihm mit einem noch strengeren Tone als das erstemal sagte:

„Das Eine wird das Andere nicht ausschließen.“

„Wenn das Ihre Ansichtsweise ist, mein Oberst, so habe ich Nichts zu sagen.“

Einen Augenblick nachher führte der dienstthuende Adjutant die beiden Besucher in das kaiserliche Kabinet. Napoleon war allein. Nachdem er dem General mit dem Kopfe eine ehrerbietige Verbeugung gemacht hatte, sagte er zu Romeuf, indem er zu ihm ging und ihn beim Ohr nahm: „Du bist es also, der glaubt, daß Russen und Preußen schlechte Soldaten sind?“

Es schien, diese Meinung des Tambours hatte den Kaiser mehr befremdet, als der Fehler, den er begangen hatte, denn dieses waren seine ersten Worte.

Auf diese unerwartete Frage hin wußte der arme Romeuf nicht recht, was Napoleon sagen wollte, er senkte den Kopf und biß auf die Zähne.

Der Kaiser schüttelte ihm das Ohr noch stärker, um eine Antwort heraus zu bringen.

„Nun ja, mein Kaiser!“ erwiderte dieser endlich mit einem tiefen Seufzer, „das ist meine Ansichtsweise.“

Napoleon, welcher glücklicherweise gut gestimmt war, sagte beinahe heiter:

„Doch haben wir zwei, Du und ich, die Preußen und die Russen mehr als einmal geschlagen, und wir wissen, was es kostet.“

Diese Worte, gesprochen in einem ganz leutseligen Tone, beruhigten vollends den Tambour, welcher ohne Verwirrung und ohne Aufregung zur Antwort gab:

„Es kostete nicht zu viel, mein Kaiser, in Betracht, daß diese Pfarrkinder nicht sind, wie wir.“

„Aber wenn wir nur schlechte Soldaten geschlagen haben, wo ist alsdann der Ruhm?“

„Der Ruhm? das ist gleichgültig, mein Kaiser; diese Bursche sind immer nur Reste für uns; aber der letzte Rest ist für Sie allein.“

„Nun aber erkläre ich, die Russen sind gute und tapfere Soldaten.“

„Wenn dieses Ihre Ansicht ist, mein Kaiser, so habe ich Nichts dagegen, doch —“

„Was noch?“ unterbrach ihn Napoleon.

„Es ist nicht die meine, was mich betrifft.“

„Bei Gott!“ rief Napoleon, indem er sich an Michelin wandte, „das ist ja ein ganz eigensinnig drolliger Bursche. Es ist vielleicht das erstemal seit zehn Jahren, daß ein Soldat es wagt, in meiner Gegenwart eine andere Meinung, als die meinige, zu haben.“

„Wohlan! Deine Unbotmäßigkeit gegen Deinen Obern ist vergessen, aber unter der Bedingung, daß, wenn Du jemals vor Russen oder Preußen stehst, Du die gleiche Ansicht wie heute haben mußt, und sie Dich nicht mehr als heute erschrecken dürfen.“

„Mein Kaiser, ich habe in diesem Punkte niemals meine Ansicht geändert. Wann wollen Sie, daß man mich erschieße?“

„Dich erschießen!“ sagte Napoleon mit Staunen, „wozu?“ und indem er sich an den General wandte, fügte er hinzu; „er hat mich nicht verstanden.“

„In der That,“ erwiderte Romeuf mit dem gleichen Phlegma, „das würde Niemand nützen, nicht einmal den Preußen selbst; ich habe größere Freude, mich für Sie erschießen zu lassen, mein Kaiser, denn es kann Ihnen nützlicher und mir schmeichelhafter sein.“

„Ich glaube es,“ sagte Napoleon lächelnd, „aber passe auf und vergesse nicht, daß wenn Du wieder recitiv wirst, ich unbarmherzig sein werde; ich werde

Dir Blei in den Kopf schießen lassen, damit er nicht mehr so leicht ist.“

„Mein Kaiser! Sie werden immer das Recht haben, diesen Prozeß mit mir vornehmen zu lassen, wenn es Ihre Ansichtsweise ist.“

„Ja, es ist meine Ansichtsweise,“ erwiderte Napoleon. „Für den Augenblick gehe zu Deinem Corps zurück und mache, daß ich von Dir nicht mehr sprechen höre — als in Gutem.“

Romeuf verließ Saint-Cloud, und kam in hellem Laufe zur Kriegsschule zurück.

Bonneville, so wie er von der Rückkunft Romeufs wußte, suchte den Tambour auf seinem Zimmer auf und hier sagte er ihm vor mehreren seiner Kameraden:

„Ja Romeuf, wenn Sie mir im Grade gleich ständen, so würde ich nicht zögern, Ihnen mit dem Säbel in der Faust über das Recht zu verschaffen, was jüngstens auf dem kleinen Manufakturposten zwischen uns vorgefallen ist; aber ich war Ihr Vorgesetzter, wie ich es jetzt noch bin, und Sie haben mir nicht gehorchen wollen: mein Pflichtgefühl gebot mir, Gewalt anzuwenden, und ich mußte deßhalb Hand an Sie legen. Aber Ihnen den Schmerz zu sagen, den ich nachher fühlte und den Zorn, den ich gehabt hätte, wenn die Sache ein übles Ende genommen hätte, das ist unnütz, und überdieß wissen Sie es bereits. Ich will mich also in Gegenwart unserer Kameraden einfach bei Ihnen entschuldigen, und Sie vor Ihnen um Ihre Hand bitten, Herr Romeuf.“

Indem Bonneville diese Worte sagte, trat er vor und reichte dem Tambour die Hand.

„Braver Sergeant!“ riefen die Zeltkameraden. Ohne zu antworten, warf sich Romeuf Bonneville in die Arme, und alle beide hielten sich eine Zeit lang fest umfaßt, Romeuf rief alsdann voll Begeisterung:

„Ach Bonneville! wenn doch die ganze Welt die gleiche Ansichtsweise hätte, wie Sie!“

Eine halbe Stunde nachher führte der Sergeant Romeuf mit sich in das Gasthaus der Unteroffiziere des ersten Bataillons, wo der Tambour von jedem derselben bekomplimentirt wurde. Es ist unnöthig, zu sagen, daß man ungeheuer auf seine Gesundheit und auf die Bonnevilles trank und noch mehr auf die des Kaisers und des Obersten Michelin.

7.

Ein Zwischenspiel.

Inzwischen hatten der Kaiser Alexander und der König von Preußen auf dem Grabe des großen Friedrich ein Bündniß geschlossen. Die Russen rückten in forcirten Märschen gegen Berlin vor, während die Schaaren Napoleons sich am Rhein in Bewegung setzten. Napoleon versammelte sein Heer im Angesicht der Säule von Rosbach, und die Schmach von 1751 wurde durch den Tag von Jena gerächt. Nachdem Preußen geschlagen war, kamen die Russen heran. Napoleon deutete mit dem Finger auf der Karte das Terrain der Schlacht von Eylau an, indem er sagte: „Ich werde sie schlagen hier, dort und vielleicht noch hier.“ Er hatte die zwei blutigen Tage von Eylau und von Friedland vorausgesehen. Am Tage der Schlacht von Eylau zeigte sich Napoleon überall. Jede Stellung wurde genommen und wieder genommen; ein Kirchhof war der Punkt, auf den die Russen ihre Streitkräfte concentrirt hatten. Die Gewinnung dieses Kirchhofs war das Ziel einer Wuth ohne Gleichen; das Blut floß in mächtigen Strömen. Napoleon stieg ab und gab den Punkt an, wo eine Batterie leichter Artillerie hinzuzusetzen sei und welche er gegen die Mauern von Menschen richten ließ, welche wie gesagt, noch immer vor der Kirche standen.

„Werden wir denn nicht mit diesen Russen fertig werden?“ rief er, indem er sich an die Garde-Jäger zu Fuß wandte, welche das Gewehr im Arm, ohne mit den Augen zu zucken, das Feuer des Feindes aushielten.

„Oh! Oh! die Russen!“ sagte eine Stimme, welche man aus der Gruppe der Tambours heraus hörte, „es genügt nicht, wenn man sie tödtet, daß sie fallen; man muß sie noch mit Mörsern stoßen.“

Obrist Michelin, lassen Sie Ihre Jäger vorrücken; wir müssen diese Kirche haben.“

„Vorwärts! es lebe der Kaiser! wir müssen die Kirche haben!“ erwiderten auf einmal zweihundert Stimmen.

Sogleich kam Alles in Bewegung; die Tambours schlugen, die Bajonette wurden gefällt, die Artillerie rückte vor, Napoleon folgte der Bewegung mit dem Auge. In Mitten dieser Sündfluth von Feuer und blitzenden Schwertern sieht er einen Tambour gehen, das ganze Gesicht voll Blut.

„Was machst Du,“ rief ihm Napoleon zu, „Du mußt in das Spital gehen.“

„Wenn wir die Kirche haben,“ antwortete ihm der Tambour mit einer Art wahnsinniger Aufregung; „das ist meine Ansichtsweise.“

Das Gemetzel dauerte einige Stunden, endlich wurde die Stellung genommen, und der Sieg entschied sich. Den folgenden Morgen bot das Schlachtfeld einen schrecklichen Anblick dar; das Blut war auf den Schnee hingefroren; das durchdringende Geschrei: „es lebe der Kaiser!“ mischte sich mit dem Geschrei der Verwundeten; neben verlassenen russischen Batterien auf dem Kirchhofe lagen große Haufen von Leichnamen. Hier war das vierundzwanzigste Infanterie-Regiment gefallen, wie Ein Mann. Auf diesem Todesfeld errichtete man ein hölzernes Kreuz, auf welchem man folgende, mit der Spitze eines Bajonettes eingegrabene

Worte las: „Hier liegt das tapfere vierundzwanzigste Linienregiment.“ Während achtundvierzig Stunden war man bloß mit der Wegschaffung der Todten und der Sterbenden beschäftigt. Doch der Tag von Friedland kam heran, Napoleon hatte ihn vorausgesehen. An diesem Tage ging die Sonne auf, wie bei Austerliz. Es waren noch dieselben Russen, welche in das Treffen gingen, noch dieselben Franzosen, die siegten.

„Heute ist der Jahrestag von Marengo.“ rief Napoleon, indem er des Morgens seine Armee musterte.

Dieses Mal wurde der ganze Kampf mit dem Bajonette begonnen und geendet. Von einer wie von der andern Seite war der Anprall fürchterlich. Endlich wurden die Russen aus allen ihren Stellungen geworfen, und der Verlust dieser Schlacht warf die moskowitische Armee bis in ihre Einöden zurück. Eben dadurch, daß Napoleon während dieser zwei furchtbaren Tage viele Verluste zu erleiden hatte, konnte er wieder Viele belohnen. Zwei Tage nachher ließ er in seinem Hauptquartier in Wohlau die Generale wissen, er werde in den Ebenen von Wriesen seine Armee mustern, wo sie ihre vorläufigen Cantonirungen bezogen hatte. Am Morgen ließ man diejenigen Offiziere und Soldaten, welche, troß ihrer schweren Wunden, nicht im Lazarethe hatten bleiben wollen, an die Spiße der Gardebataillone treten. Obwohl diejenige, welche der Tambour bei Eylau auf den Kopf erhalten hatte, noch nicht vollständig vernarbt war, war er doch bei der Schlacht von Friedland gewesen, wo ein Dragoner ihn mit einem furchtbaren Säbelhiebe über den Arm beschenkt hatte, und auch jeßt war er bei dem genannten tapferen Zuge. Napoleon begann die Inspektion auf dem linken Flügel und ging dabei sehr langsam. Der General Duvillar stellte ihm zuerst den Offizier der leichten Artillerie vor, dessen sechs Stücke dem Feinde bei Eylau ungeheuren Schaden zugefügt hatten. „Er ist Hauptmann,“ erwiderte Napoleon, selbst ohne

den Offizier anzusehen. „Mein General," sagte alsobald der neue Hauptmann zu Duvillar, der bei dieser Revue den Kaiser begleitete, in's Ohr, „das Kreuz ist es, das ich gewünscht hätte. Bitten Sie doch den Kaiser um diese Auszeichnung für mich."

Der General machte sich einen Ausruhepunkt zu Nutzen und wandte folgende Worte an Napoleon: „Sire, da ist der Offizier, den Ihre Majestät so eben zum Hauptmann ernannt hat; er findet sich nicht glücklich; er würde das Kreuz vorziehen." Napoleon wandte sich lebhaft gegen den Offizier.

„Junger Mensch," sagte er strenge zu ihm, „Sie verlangen das Kreuz und haben noch keinen Bart."

„Das ist wahr, Sire," erwiderte dieser ohne in Verwirrung zu gerathen, „aber das war kein Schnauz-Backen-Knebelbart, der meine Batterie bei Eylau commandirte."

„Meiner Treu! er hat Recht," sagte der Kaiser, welchem die Antwort nicht übel gefiel. „Berthier, schreiben Sie den Namen dieses Offiziers ein, er erhält das Kreuz."

„Welche Beförderung!" sagte halblaut ein alter Quartiermeister von der Eskorte, dessen Gesicht einen Bart von einem halben Fuß in die Länge trug und mit Wunden tätowirt war. „Hauptmann und mit dem Kreuze belohnt, auf einmal! welche Beförderung!"

Einige Schritte davon stellte Oberst Kormann dem Kaiser gleichfalls einen Hauptmann vor und bat für ihn um den Grad eines Kommandanten.

„Wie viele Jahre im Grade?" fragte der Kaiser den Offizier.

„Fünfzehn Jahre Sir."

„Man wird Sie vergessen haben. Hauptmann, Sie sind Commandant," fügte er hinzu; „suchen Sie die verlorene Zeit wieder hereinzubringen."

Als er zur Abtheilung der Verwundeten gekommen war, stellte ihm der General Michelin den Sergeanten

Bonneville vor, welcher bei dem von den russischen Cürassieren auf das Carré der Jäger zu Fuß ausgeführten Angriff bei Friedland verwundet worden war, und bat um Beförderung für ihn. Napoleon, welcher diesen Unteroffizier nicht mehr kannte, erwiderte dem General: „Verwundet! verwundet! aber dieß ist kein Grund.“ „Sire, er hat seine Schuldigkeit gethan.“

„Bei Gott! die ganze Welt hat ihre Schuldigkeit gethan. Wir unter allen zuerst. Aber, wenn man so rechnet, soll ich den zwölf tausend Leuten meiner Garde Beförderung ertheilen?“

Napoleon ging vorüber. Entschieden war Bonneville unter einem bösen Sterne geboren.

Einige Schritte weiter sprang ein Tambour, den linken Arm in der Binde, aus den Reihen.

„Ah! Ah!“ machte der Kaiser, „Du willst wohl gleichfalls Beförderung. Nun, nun, was wünschest Du?“

„Mein Kaiser, „sagte Romeuf,“ ich bitte blos um eine Sache, welche mir passen würde, wie ein Handschuh, und hauptsächlich wirklich, wo ich blos Einen brauchbaren Arm habe.“

„Teufel! möchtest Du vielleicht gerne Epaulette haben?“

„Etwas Besseres, als das, mein Kaiser; die beiden mit einander; ich möchte bloß Tambour-Major werden in Ihrem ersten Jägerregimente.“

„Tambour-Major? „erwiderte Napoleon, „willst Du nicht vollends auch zu den Grenadieren? Mein armer Bursche, Du bist ein Narr, denke ich, Du hast ja bloß vier Fuß sechs Zoll. Hast Du niemals Senot gesehen, meinen guten braven Senot?*) Er hat

*) Der Tambour-Major des ersten Grenadierregiments bei der alten Garde zu Fuß nannte sich Senot. Er war der schönste Mensch der Armee. Er war Hauptmann in einem Linienregimente, und bloß auf dringendes Mahnen des Kaisers selbst, willigte er ein, als Tambour-Major in die Garde einzutreten, wobei er jedoch zur Bedingung machte, daß er

wenigstens zwei Fuß mehr als Du, er! Wir stehen mit unserer Rechnung weit hinter ihm zurück."

„Es fehlen ihm blos zwei Schuhe," fügte Napoleon hinzu, indem er sich gegen den General Mouton wandte, welcher zu lachen anfing, wie er die kleine Figur des Tambours sah.

„Ich wußte wohl, mein Kaiser, daß dieses nicht gehen würde," erwiderte Romeuf, „aber ich möchte lesen lernen. Ich verlange blos dieß."

„Ei wie!" sagte Napoleon mit dem ihm eigenthümlichen Zucken der Achsel, „haben die Löwen nöthig, das Lesen zu lernen?"

„Da dieses Ihre Ansichtsweise ist, mein Kaiser, so ziehe ich mich in meinen Rang zurück und will warten."

„Du wirst gut daran thun," sagte Napoleon, ohne den Tambour anzusehen, welcher nun seinen Platz hinter den Offizieren wieder einnahm, die die Fronte dieses heroischen Pelotons bildeten. Dann stieg der Kaiser zu Pferde, um die Revue der Cavallerie vorzunehmen, welche dreihundert Schritte von der Infanterie entfernt aufgestellt war.

---

seinen Grad und die damit verbundenen Vorrechte beibehalten dürfe, was Napoleon ihm bewilligte. Der Hauptmann Senot war ein braver Offizier, welcher eine vorzügliche Erziehung erhalten hatte, sich durch gute Manieren auszeichnete und mit Eleganz ausdrückte. Der Kaiser, sagt man, welcher bei Allem ganz eigenthümliche Gedanken über die Diplomatie hatte, gedachte mehr als einmal ihn als Gesandten nach Preußen zu senden. Er sagte zu Talleyrand, welcher sich immer dieser Wahl widersetzte, Frankreich könne nicht besser repräsentirt werden, als durch Senot. Talleyrand könne ihm ins Ohr flüstern, was er zu sagen habe. Dieses Modell von einem Tambour-Major starb zu Madrid oder Burgos an Krankheit. Seine Stelle wurde erst das nächste Jahr in Schönbrunn wieder ersetzt. Man sehe deshalb in „Heine's neuen Gedichten" nach.

8.

Der Abend vor der Schlacht von Wagram.

Am Tage vor der Schlacht von Wagram mitten in der Nacht während eines schrecklichen Sturmes, hatte Napoleon gegen den linken Flügel der östreichischen Armee, welche das weite ebene Feld vor Neusiedel besetzt hielt, einen heftigen Angriff richten lassen. Mehr als hundert Stücke Kanonen verbreiteten Schrecken bei den ruhigen Bewohnern einer der schönsten Ebenen der Welt. Der Feind seinerseits hatte diesen unvorhergesehenen Anfall mit Muth ausgehalten. Der Donner unserer Artillerie, der sich mit dem Donner des Himmels vereinte, welcher ohne Aufhören ertönte, die Flammenwirbel, welche nicht gezögert hatten, sich des Dorfes Enzersdorf zu bemächtigen, wo die Oestreicher versucht hatten, sich zu verschanzen, machten schnell den hohen Schrecken dieser Scene der Zerstörung vollständig. Napoleon, ruhig inmitten dieser Verwirrung, überwachte Alles. Bis auf die Knochen naß, und auf seinem Pferde beinahe versinkend, welches bei jedem Schritte in gefrorenen Koth bis an die Kniee einsank, ging und kam er und gab seine Befehle, wie an einem Paradetage. Er zog ungeheuren Nutzen aus der Verwirrung, um den Erzherzog Karl über die Bewegung zu täuschen, welche er durch seine Truppen ausführen ließ. So hatte am nächsten Morgen, als die ersten Strahlen des Tages anbrachen, die große Armee, nachdem sie sich wie durch Zauber entwickelt hatte, den Feind gezwungen, seinen lang durchdachten Schlachtplan vollkommen zu ändern.

Ein prächtiger Morgen folgte auf diese schreckliche Nacht. Gegen sechs Uhr Morgens, ließ Napoleon seine ersten Linien vorrücken, und hier sah man auf einmal in der

unermeßlichen Ebene des Marchfeldes, wie sich dieser Wald von Bajonetten bewegte, den in jedem Augenblicke Divisionen, Regimenter und Bataillone vermehrten. Am Abende liefen die Feuer der alten Garde am Horizonte in einer ungeheuren Linie aus. Die Adjutanten und Offiziere vom Stab kreuzten sich im vollsten Sinne, um Befehle hin und her zu tragen. Die Umgebungen waren so von Bäumen entblöst und verwüstet, daß man große Mühe gehabt hatte, einige Reste von Thüren und Fensterladen aufzufinden, um dem Kaiser eine Baracke zu bauen. Die Nacht war sehr frisch. Alle Offiziere des Hauptquartires stunden in ihre Mäntel eingewickelt und wärmten sich in der Stille an einem Feuer aus Gesträuchen, als ihre Aufmerksamkeit auf einmal durch das Geschrei eines Soldaten in Anspruch genommen wurde, welcher sich mit den Führern der Eskorte zankte, die sich seinem weiteren Vordringen widersetzten.

„Ich muß im Augenblick den kleinen Korporal sprechen,“ sagte er zu ihnen mit heftiger Stimme. „Sein Schlachtplan ist falsch. Wenn ich ihm nicht selbst den explizire, den er morgen, annehmen muß, so werden wir alle frikassiert.“

Die Offiziere, welche diese Scene herbeigezogen hatte, lächelten mitleidig, überzeugt, dieser Tambour sei betrunken oder verrückt, denn bereits waren die Marschälle und die Chefs der einzelnen Regimenter zum letztenmal in das kaiserliche Zelt berufen worden. Alle Anzeichen waren vorhanden, daß nächsten Morgen eine entscheidende Schlacht stattfinden werde, und nun erschien plötzlich dieser Soldat, um die Anordnungen zu ändern, welche das Genie Napoleons so bewunderungswürdig eingeleitet hatte. Ungeduldig wegen des Geschreis, das dieser Mensch ausstieß, gibt ein Hauptmann den Befehl, ihn festzunehmen, aber dieser, welcher, wie es schien, alle Schwierigkeiten vorausgesehen hat, wiederholt mit einem so erbitterten Tone, die Armee sei

verloren, wenn man ihn nicht mit dem Kaiser sprechen lassen würde, daß sein Rufen bis zu Napoleon selbst dringt, welcher beschäftigt ist, dem Major-General seine letzten Instruktionen zu diktiren.

„Was ist da für ein Lärmen?“ fragte er, indem er die Stirne runzelte; „man streitet sich! Berthier, sehen Sie nach, was diese Besessenen wollen.“

Der Major-General kam bald zurück und erzählte die Ursache dieses Lärmens.

„Ah! bah!“ sagte Napoleon lächelnd; „es ist ein Tambour, und er will, daß mein Plan Nichts gelte? Zu welchem Corps gehört dieser Mensch?“

„Sire, zum ersten Regiment der Garde-Jäger; er hat das Kreuz.“

Sei es, daß ihm eine plötzliche Begeisterung durch den Kopf zuckte, sei es, daß er nur dem Gefühl des Wohlwollens nachgab, das er für seine alten Soldaten hegte, Napoleon sagte zum Major-General: „Wenn er das Kreuz hat, so muß ich ihn kennen. Man führe ihn zu mir her; ich nehme es auf mich, ihn zur Ruhe zu bringen. Diese Herablassung wird eine gute Wirkung auf seine Kameraden ausüben; sie werden mich gerne haben und es morgen an den Tag legen.“

Ohne zu sehr betroffen zu sein, trat der Tambour in das Zelt des Kaisers ein und blieb einige Schritte vom Kaiser entfernt stehen; dann, die Rückseite der linken Hand an seine Pelzmütze gepreßt, wollte er das Wort nehmen, ohne abzuwarten, bis man ihn fragte, als Napoleon ihm zuvorkam und ihn fragte, jedoch ohne ihn anzusehen: „Was hast Du mir so Pressantes zu sagen?“

„Mein Kaiser, ich —“

Beim Tone dieser Stimme, welche ihm sehr gut bekannt war, hob Napoleon die Augen in die Höhe, und indem er Romeuf erkannte, sagte er zu ihm: „Wie, Du bist es wieder?“

„Ja mein Kaiser, ich noch und immer ich bis in alle Ewigkeit.“

„Nun gut, spreche und sei kurz.“

„Ja, mein Kaiser.“

Nun sagte der Tambour, indem er den Ton änderte mit einer Fistelstimme und mit viel Lebendigkeit:

„Für den Anfang, sollen Sie wissen, daß das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, nicht länger sein wird, als die Sache selbst. Sie werden morgen eine Schlacht liefern; das ist gewiß, ich weiß es. Sie haben Ihren Plan gemacht; aber, so wahr ich Romeuf heiße, und, um offen zu sprechen, er ist keine Prise Schnupftabak nütze, das ist meine Ansichtsweise.“

Als Napoleon diese Worte hörte, konnte er sich nicht mehr halten, ließ sich von der Aufwallung seines Zornes hinreißen und nahm seine Reitpeitsche zur Hand, wobei er mit schrecklicher Stimme rief:

„Uebermüthiger! Kein Wort mehr!“ Dann warf er, wie wenn er sich seines Zornes schämte, die Reitpeitsche von sich weg und die Benennung ‚Spaßmacher‘ entwischte ganz deutlich seinem Munde. Während dieser Zeit blieb Romeuf, immer in der gleichen Stellung und war durchaus nicht verlegen, während dem Berthier und diejenigen, welche um den Kaiser waren, kaum athmeten, so erstaunt waren sie über die Kühnheit dieses Soldaten, welcher ihnen wie ein Zwerg vor einem Riesen vorkam.

„Nun gut! meine Herren! haben Sie es verstanden?“ sagte er endlich, das Stillschweigen unterbrechend mit Ruhe.

Da Niemand antwortete, so nahm Romeuf das Wort und sagte mit erhobenem Tone:

„Mein Kaiser! werden Sie nicht böse; ich will Ihnen die Sache auf den Nagel und ins Auge schreiben, nachher können Sie mich mit Bajonettstößen in einem Mörser stoßen lassen, wenn Ihnen dieses angenehm ist. Romeuf wird sich noch glücklich schätzen,

wenn er seinem Kaiser einen Dienst geleistet hat, welchem er bereits das Leben und mehrere andere Dinge verdankt, die man nicht heimlich aufzählen kann.“

Napoleon gab ihm ein Zeichen, in der Rede fortzufahren. Der Tambour fuhr im gleichen Tone fort:

„Für das Erste, Sie haben Ihren linken Flügel an eine Batterie von acht Haubizen und achtundzwanzig Feldstücke gelehnt, welche der General —“

„Genug!“ sagte Napoleon. Diese Worte brachten bei ihm einen elektrischen Schlag hervor. Er warf hin und wieder unruhige Blicke umher, dann fügte er mit einem sanfteren Tone hinzu:

„Entfernen Sie sich ein wenig, meine Herren!“ und indem er sich dem Soldaten näherte, fragte er mit leiser Stimme: „ist das Alles, was Du weißt? wer hat es Dir entdeckt? spreche schnell.“

„Entschuldigen Sie mein Kaiser, aber ich glaube, daß das, was ich Ihnen so eben gesagt habe, Sie nicht befriedigt hat; ich befürchte, ich könnte mich in ein Rottenfeuer verwickeln, ich will lieber gehen —“

„Nein! Nein!“ schrie Napoleon, indem er den Soldaten beim Arme festhielt, „spreche, sage ich, denn wenn Du mir nicht im Augenblicke sagst, von wem Du dieses Detail hast, so laß ich Dich vor meinen Augen erschießen.“

Diese Drohung schien auf Romeuf keine Wirkung auszuüben; er legte von Neuem die Hand an die Mütze und antwortete mit unverwüstlicher Kaltblütigkeit:

„Das ist gleich, mein Kaiser; Sie haben das Recht dazu, wie vor drei Jahren; dann sind wir quitt. Aber an Ihrer Stelle möchte ich mich erst morgen erschießen lassen, denn morgen könnten Sie Einsicht nehmen. Das, was ich Ihnen sage, ist bloß in Ihrem Interesse und nach meiner Ansichtsweise.“

„So sprich doch, Unglückseliger!“ rief Napoleon

mit einer Ungeduld, welche keine Gränzen kannte. „Du siehst wohl, daß ich Dich höre.“

Nun nahm Romeuf einen seiner Trommelschlägel, welche an seinem Wehrgehänge hiengen, setzte ein Knie auf die Erde, und fing an, auf die Erde einen Plan zu ziehen, wobei er sagte:

„Sie haben die in Frage stehende Batterie in diesen Winkel gesetzt; während ihr rechter Flügel sich hier entwickelt, werden wir Andern hier unten in der Reserve bleiben, und — “

Der Tambour sprach mehrere Minuten lang in dieser Weise und entwickelte dem Kaiser, der von seinem Erstaunen gar nicht mehr zurückkommen konnte, ganz genau die Anordnungen, welche er für die morgende Schlacht getroffen hatte, und welche die Offiziere, denen er sie mitgetheilt hatte, allein kennen mußten. Beim Zuhören folgten die Augen des Kaisers voll Aufmerksamkeit den von dem Soldaten gezeichneten Linien, seine Aufregung, seine Unruhe waren im Wachsen.

„Es muß hier Verräther geben,“ sagte er endlich ganz leise. „Verderben auf sie!“ Doch, um sicherer auf die Entdeckung der Wahrheit zu kommen, hielt Napoleon an sich und sagte mit sichtbarer Ruhe:

„Weil Du meinen Plan fehlerhaft findest, und, wie es scheint, so gut unterrichtet bist, so theile Du mir den Deinen mit; ich werde nicht ermangeln, ihn gleichfalls zu beurtheilen.“

„Mein Kaiser,“ erwiderte Romeuf mit einer Art Uebermuth, „die mehr oder weniger großen natürlichen Talente Romeufs sind zu Ihren Diensten, wie seine Schlägel, sein Blut, sein Leben und Alles, was davon abhängt. Halten Sie,“ fuhr er fort, ohne die Stellung zu verändern, „die Kaiserlichen sind hier, ihre Cavallerie ist hier, von ihrer Artillerie weiß ich im Augenblick nicht, wo sie ist, aber es liegt nichts daran. Sie werden stätig hundert neunzehn Schüsse thun, um die Stellung zu umgehen, wo Sie die Bat-

terie angebracht haben. Nun ja! auch ich würde hier diese Batterie aufwerfen, aber anstatt acht Haubizen und vier und zwanzig Feldstücken, aus welchen Sie dieselben zusammengesetzt haben, würde ich dieselbe auf die Höhe von vier und zwanzig Haubizen und zwei und siebenzig Feldstücken bringen, im Ganzen auf die Höhe von sechs und neunzig Feuerschlünden, welches ich durch das erste Regiment der Jäger von Ihrer Garde, bei denen zu sein ich, wie billig, die Ehre habe, unterhalten ließe. Wenn sich dann Ihr linker Flügel auf dieser Seite entwickeln würde, um die Rechte der Kaiserlichen zu umgehen, so würde ich, ohne das Centrum irgendwie zu schwächen, mit Anbruch des Tages, unter Beihülfe Ihrer leichten Artillerie einen Bauerntanz mit großem Orchester aufführen, daß fünf hundert Millionen Teufel nichts als Feuer sehen sollten, und daß Oestreich vor Ende des Tages mit all seinem Zugehör auf ewig in den Staub sinken müßte. Hier ist die Sache," sagte Romeuf, entzückt über sich selbst. "Sie sehen wohl ein, mein Kaiser, das, was ich Ihnen mittheilte, war wohl der Mühe werth, angehört zu werden. Mindestens ist das meine Ansichtsweise."

Napoleon blieb still; er hatte die Arme über die Brust gekreuzt, und schien über das, was er eben gehört hatte, nachzudenken, als er sein Haupt in die Höhe hob und sagte: "Dieses Alles kann möglich sein, um so besser, als dieses genau ein Theil meines Planes ist, aber das ist gewiß, wenn Du mir nicht im Augenblicke sagst, woher Du diese Details hast, so lasse ich Dich im Augenblick erschießen, wie ich Dir versprochen habe."

"Es ist erstaunlich, mein Kaiser, wie Sie an Ihrer Idee festhalten," erwiderte Romeuf mit Lächeln. "Ich muß Ihnen dieselbe aus dem Kopfe reißen, indem ich Ihnen mein Abenteuer erzähle. Hören Sie mich aufmerksam an; Sie wissen wohl, daß ein Tam-

bour bei der Garde von Hause aus neugierig ist in Bezug auf Sachen, die um ihn her vorgehen, und mehr um das, was vor ihm, als um das, was ihm im Rücken liegt. Nun also gestern nach der Inspektion sagte ich zu mir selbst: Romeuf! deine Ration von Feld-Proviant ist erschöpft. Dieser arme Magen fängt an, unzeitiger Weise den Zapfenstreich zu schlagen, so kann man es nicht länger treiben. Nun, da deine Börse leer ist, so wird dir in Ermangelung des Geldes ein leichter Streifzug in den Wäldern Erholung verschaffen. Nun mache ich eine halbe Schwenkung rechts ab, gehe über eine sehr tief gelegene Ebene, und bemerke einen Kirchenthurm. Ich sage abermals zu mir: Romeuf! da kannst du Geschäfte machen, vom Kirchenthurm bis zum Häuschen eines Geistlichen ist der Weg bloß armslang. Wenn etwas Warmes im Lande aufzutreiben ist, so muß es beim Pfarrer zu finden sein. Ich mache also schnell und komme zum Hause des geistlichen Herrn.«

»Suche Deinen Bericht abzukürzen, und auf die Hauptsache zu kommen,“ sagte Napoleon, der aufmerksam zugehört hatte.

»Sie haben Recht, mein Kaiser. In der That, der Geistliche war nicht zu Hause. Ich finde nur seine Hausjungfer, welche nicht mehr jung war. Ich schoß auf deutsch den Pfeil eines schmeichlerischen Complimentes auf sie ab, sie verstand die Einleitung; in zwei Tempos und drei Schwenkungen saß ich an der Tafel. Meine Lage war zu entzückend, als daß sie hätte lange dauern können; ich hatte noch nichts als einen Teller Sauerkraut, ohne eine Art Getränke gekostet, als ich in der Ferne Pferde im Galopp heransprengen höre. Ich stecke den Kopf durch das Fenster, aber ich ziehe ihn sogleich wieder herein, es waren eine Art Todeshusaren; nichts, als das! beinahe im Nu hält das Detachement an, steigt vor dem Hause des Pfarrers ab; ich höre Sporen und Säbelscheiden

auf den Treppen der Stiege klirren, man klopft an die Thüre. Wenn die Köchin des Pastors die mindeste böse Laune gehabt hätte, ich und die große Armee wären morgen verloren gewesen. Es ist wahrscheinlich, daß mein Aeußeres und meine Manieren diese gute Kreatur verführt haben, denn sie ließ mich unter ihr Bett schlüpfen, raffte mit Einem Strich der Hand Alles weg, was auf dem Tische war, und öffnete alsdann den Kaiserlichen. Während dieser Zeit hatte ich ganz in der Stille meine Säbelklinge aus der Scheide gezogen, spitzte meine Ohren, richtete mein Auge zehn Schritte in die Weite, den Leib ruhig, ohne zu athmen, nach der Ordonnanz. Nun merke ich, man stellt Wachen rings um das Haus, dann sehe ich drei höhere Offiziere in das Zimmer eintreten, das ich so eben verlassen hatte. Der Eine derselben legte eine Rolle Papier in Form eines Rapports auf die Tafel, dann fingen sie an, in deutscher Sprache ihre Angelegenheiten zu besprechen. Als ich dieses sah, sagte ich zu mir selber: Romeuf, wenn dir nichts passirt, als daß du zum Niesen Lust bekommst, so bist du verloren. Doch ich verliere kein Wort von dem, was diese Leute da in solcher Heimlichkeit ausmachen, da ich die Sprache der Kaiserlichen ein wenig verstehe, und ich höre einen Langen, Magern sagen: „Dieß ist also die Absicht Napoleons, ich weiß es gewiß. Sie sehen, er glaubt, wir werden alle unsere Streitkräfte gegen sein Centrum richten, und nach der dem General Lauriston gegebenen Ordre, der einen Theil der Artillerie kommandirt, einer Ordre, welche wir dem Ordonnanz-Offizier da abgenommen haben, gedenkt er gegen unsern rechten Flügel zu gleicher Zeit zu manöveriren, indem er unsern linken mit vier und zwanzig Stücken Artillerie angreifen will. Mein Rath ist also, man muß ihm zuvorkommen, und ihn selbst auf diesem Punkte angreifen, wohin man deßhalb während der Nacht den größten Theil unserer Artillerie verlegen

muß, welchen wir der seinigen entgegen zu stellen haben.«

»Mit diesen Worten machte der General seinen Plan mit Bleistift auf die Papierrolle, die er auf die Tafel legte. Rossignolet, sagte ich zu mir selbst, du kannst mir die Freundschaft anthun, und glauben, daß deine List keinem Blinden in das Ohr fallen wird. Während dieser Zeit hielten die Andern ihre Ansichten zu Rathe. Endlich entschieden sie, der, welcher zuerst gesprochen, habe Recht; wie billig, weil er der Schlauste war. Nun verlassen sie das Zimmer, und steigen schneller zu Pferde, als sie gekommen sind. Ich komme nun ruhig aus meinem Schlupfwinkel hervor, und sage der Alten, welche mich mit ganz ruhiger Miene betrachtet, wie um mich zu fragen, ob es sich von Karpfen oder Hechten handle: Ich habe die höchste Achtung vor Ihnen, weil Ihre ächt französischen Gefühle gegen mich Ihnen Ehre machen. Und ich wandte ihr die Fersen, ohne politische Fragen mit ihr anzuspinnen. Wie Sie sehen, mein Kaiser, so komme ich noch zeitig, um die Armee zu retten.«

Kaum hatte der Tambour seine Erzählung beendigt, als ein Adjutant Napoleons in das Zelt des Kaisers trat und voll Hast sagte:

»Sire, ich habe so eben erfahren, daß der Ordonnanz-Offizier, der dem General Lauriston die Befehle Sr. Majestät überbringen sollte, verirrt ist, und daß er das Unglück hatte, einer Streifpartie östreichischer Husaren mitten in die Hände zu fallen.«

Diese Worte, weit entfernt, den Kaiser mißvergnügt zu machen, schienen ihm eine große Last vom Herzen zu nehmen. Er schaute fest auf Romeuf, der mit ihm einen Blick des Einverständnisses wechselte, und zu ihm sagte: »Sehen Sie da, mein Kaiser.«

»Gehe in Dein Bivouak zurück,« sagte der Kaiser barsch zum Tambour, »vor Allem spreche mit keinem Deiner Kameraden, welcher es auch sein mag, von

dem, was Du mir so eben gesagt hast. Später werde ich sehen, was ich für Dich thun kann, — wenn Du Dich gut aufführst," fügte er nach einer Pause hinzu.

Romeuf trat ganz stolz aus dem kaiserlichen Zelte. Was Napoleon betrifft, so beschäftigte er sich damit, in Bezug auf die Ereignisse, welche ihm so eben gemeldet worden waren, die Anordnungen alsbald zu ändern, welche er Anfangs für den projektirten Angriff getroffen hatte, und von dem der Feind unglückseliger Weise Kenntniß hatte. Neue Befehle wurden an Lauriston gesandt, und die Morgensonne beleuchtete einen der schönsten Triumphe der großen Armee. Kaum waren acht und vierzig Stunden vorüber, als Napoleon das Schlachtfeld besuchte, und die Verwundeten belohnte und tröstete, als ein kleiner Mensch, die Stirne mit einer blutigen Binde bedeckt, sich durch den General-Stab hindurch Bahn bricht bis zum Kopfe des kaiserlichen Pferdes vordringt, militärisch grüßt, und sagt:

"Ich hoffe, mein Kaiser, das ist ein Triumph, der von den Maikäfern nicht gestochen wurde. Sie können sehen, daß ich tüchtig in den Knoten hineingehauen, und ihnen eine Suppe habe einweichen lassen, an dessen Geschmack sie sich erinnern werden. Mein Gott! welch ein Bouillon!"

"Ah! Ah! das ist wieder mein Tambour," sagte Napoleon, und hielt sein Pferd an. "Wie ich sehe, hast Du Deine Schuldigkeit gethan." Dabei warf er auf den Verwundeten einen der wohlwollenden Blicke, welche immer einem Versprechen gleich kamen. "Nun so rede, was willst Du."

"Ich habe bloß Eine Bitte an Sie, mein Kaiser; sie wird Ihnen nicht hoch zu stehen kommen; lassen Sie in den Tagsbericht setzen, daß ich, Romeuf, es bin, der die Schlacht von Wagram gewonnen hat."

"Wahrlich, dieses Mal ist der Bursche verrückt,"

sagte Napoleon, indem er sich an die Offiziere des General-Stabs wandte.

„Sie können mir sagen, mein Herr,“ fuhr Romeuf fort, ohne in Verwirrung zu gerathen, „daß die Meldung im Tagsbericht nicht für den Gebrauch der Tambours sei, aber mein Streben ist nicht darauf gerichtet, den ersten Rang einzunehmen. Dieser gehört Ihnen von Rechts wegen, mein Kaiser, aber mir der zweite. Wir werden die beiderseitigen Sieger in dieser Affaire sein. Wenigstens ist das meine Ansichtsweise.“

Romeuf war mit seiner Rede noch nicht zu Ende, als Napoleon die Achseln zuckte, ohne ihm eine Antwort zu geben, sein Pferd spornte und verschwand.

In der That, der arme Romeuf war wahnsinnig geworden.

Aber dieser Wahnsinn war nicht gefährlich, um so weniger, als er sich aus langer Zeit her schrieb. Er war an dem Tage entstanden, an welchem der Kaiser beim kleinen Manufakturposten zum ersten Mal in seinem Leben mit ihm gesprochen hatte; es waren gerade drei Jahre. Die Umstände, welche seine Verurtheilung vor dem Kriegsrathe herbeigeführt hatten, die Gnade, welche ihm der Kaiser in Saint-Cloud hatte angedeihen lassen, die Kopfwunde, welche er erhalten, die Unterhaltung, welche er zwei Tage zuvor mit dem Kaiser gepflogen, dieß Alles hatte bloß jene traurige Stimmung entwickelt. Zuletzt hatte der glückliche Ausgang der Schlacht von Wagram seine Narrheit vollkommen entschieden gemacht, eine Narrheit, welche ihn glauben ließ, daß man ihm den Erfolg dieses glorreichen Tags verdanke. Er sagte dieß Jedem, der es hören wollte, und repetirte es seinen Kameraden, welche, wenn sie es hörten, sich damit begnügten, über ihn mitleidig zu lachen. Aber sonderbar, kein Mensch hatte daran gedacht, daß der Verstand des Tambours Schaden genommen habe. Man ließ ihn ruhig seinen militäri-

schen Obliegenheiten nachgehen. Es war ein ganz eigenthümlicher Anlaß nöthig, um seiner Umgebung die Augen zu öffnen, und zu bewirken, daß man in Rücksicht auf ihn die für seinen Zustand nöthigen, zugleich zweckmäßigen, zugleich aber auch menschlichen Maßregeln ergriff; dieser Anlaß trug sich einige Tage nachher zu.

Die Regimenter der alten Garde kantonirten in Wien und in der Umgegend; Napoleon wohnte in Schönbrunn. Eines Morgens, als er den Palast zu Fuß verließ, bloß von einem Adjutanten begleitet, um die Umgebung dieser Residenz incognito zu besehen, trat Romeuf, welcher jeden Tag auf der Lauer stand, plötzlich vor ihn.

„Verzeihung! Entschuldigung! mein Kaiser,“ sagte er; „ich weiß wohl, der Haber wird nicht immer von denen verzehrt, welche ihn erwerben. So habe ich über die fragliche Sache nachgedacht, und zu mir selbst gesagt: Romeuf, du hast die Schlacht bei Wagram gewonnen, das ist sicher, aber weil der genannte Sieg deinem Kaiser Freude macht, so darfst du nicht ärgerlich sein, wenn du ihm denselben ganz abtreten sollst. Uebrigens ist das dein Fehler nicht, wenn du die vom Reglement geforderte Größe nicht hast, um auf dem großen Rohr manöveriren zu können. Folglich, da sich das Reglement der Natur dem Umstand widersetzt, daß du Tambour-Major sein sollst, so mußt du dich mit dem Grade eines Befehlshabers in einem der Bataillons der Garde-Jäger zu Fuß begnügen, wo du bereits die Ehre hast, aufgenommen worden zu sein. Das will ich mir jetzt von Ihnen erbitten, mein Kaiser. Bloß werden meine Kameraden sagen, das Avancement sei ganz reißend schnell gewesen.“

„Ganz gewiß, dieser drollige Mensch hat den Kopf verloren,“ sagte der Kaiser, indem er bald auf Savary, der ihn an diesem Tage begleitete, einen schnellen Blick des Einverständnisses, bald auf den

Tambour einen Blick des Mitleids warf. „Was muß man mit diesem Menschen thun?“ fragte er, zu Savary sich wendend.

Der Adjutant gab keine Antwort, sondern entfernte sich alsobald. Romeuf, der sich nicht für geschlagen hielt, erwiderte:

„Mein Kaiser, machen Sie doch aus mir, was ich von Ihnen erbitte. Um Anführer eines Bataillons in Ihrer Garde zu sein, braucht man gerade nicht vor Allem die Statur eines Riesen zu haben. Das ist meine Ansichtsweise.“

Während der Tambour mit erhabener Stimme sprach, war Savary beim nächsten Posten gewesen, und hatte tüchtige Hände verlangt. Romeuf wurde im Augenblick von vier Mann umringt, festgenommen und auf den Wachposten abgeführt, wohin er sich wie ein Kind führen ließ, wobei er bloß erstaunte, daß Kameraden sich erlaubten, den Sieger von Wagram gefangen zu nehmen. Aber unglücklicher Weise war der Chef des Postens, welchem Savary den Tambour zur Aufsicht übergab, gerade der Sergeant Bonneville. Als er Romeuf mit irren Augen eintreten sah, ahnte er den ganzen Hergang und konnte einen Ausruf der Verwunderung und des Schmerzes nicht unterdrücken. Das Gleiche war nicht bei dem Tambour der Fall. Beim Anblick des Sergeanten, welcher kaltblütig seinen Jägern den Befehl gab, ihn zu entwaffnen, und nicht los zu lassen, kam dem Tambour auf einmal das wieder in den Sinn, was ihm längst zuvor bei dem kleinen Manufakturposten begegnet war, und so wurde er aus einem ruhigen Narren auf einmal ein wüthender. Sechs Männer waren kaum im Stande, ihn zu halten; man war genöthigt, ihm Arme und Füße mit den Tragbändern der Gewehre zu binden; ohne dieß hätten die Soldaten, die ihn festhielten, und gegen die er die stärksten Verwünschungen ausstieß, ein Unheil befürchten müssen.

Zwei Stunden nachher kam ein Adjutant der Garde, um den unglücklichen Romeuf zu besuchen, und ließ ihn, gebunden wie ein Paket, an das Militärspital nach Wien abführen.

9.

In Charenton.

Die Sorgsamkeit des Kaisers hatte sich bis auf den armen Tambour der Garde-Jäger erstreckt. Als Louis XIV. das Haus der Invaliden stiftete, eines der schönsten Zeugnisse von der Größe seiner Regierung, hatte er nicht vorausgesehen, daß Soldaten aus Ehrgeiz Narren werden könnten; es befinden sich in diesem reichen Asyle noch keine Säle für die Verrückten. Dem ihm gemachten Berichte gemäß ließ Napoleon den Legionssoldaten Romeuf in Charenton verpflegen, mit der Weisung, die höchste Sorgfalt der hellsten Mediziner sollte an ihn gerückt werden, wie wenn er Staatsrath, General oder selbst Senator gewesen wäre. Es befanden sich damals unter den Kostgängern der Heilanstalt von Charenton Generäle und Staatsräthe, denn die Narrheit greift leichter die glücklichen, als die armen Erben der Gesellschaft an, und ein Kopf voll Kenntniß, Ideen oder politischer Combinationen ist oft ein völlig zugerüstetes Kammergut für die Irrungen strauchelnd ermenschlicher Vernunft.

Die Verrücktheit Romeufs war ruhig geworden. In der Einbildung, die Schlacht von Wagram allein gewonnen zu haben, beschäftigte er sich vom Morgen bis zum Abend, sei es auf dem Zimmer, sei es im Garten des Irrenhauses damit, daß er mit zwei Stuhlfüßen, die ihm als Trommelschlägel dienten, die Märsche nachmachte, welche von der Garde während

jenes denkwürdigen Tages ausgeführt worden waren: die Züge seines Gesichtes, in Folge einer kränklichen Magerkeit eingefallen und blaß, seine stark gerötheten Backenknochen, ein gewisser fixer Blick, die Unordnung in seinem Anzuge, Alles kündigte bei ihm die Verwirrung seines Geistes an, deren Anfälle übrigens für seine Umgebung nichts Widerwärtiges hatten. Morgens stund Romeuf ganz heiter auf und zeigte sich seinen Kameraden mit gebieterischer Miene. „Platz für den Sieger von Wagram!“ sagte er zu ihnen, indem er sich ganz stolz und selbstzufrieden durch ihre Mitte Bahn brach. Diese, arme Narren wie er, stellten sich stillschweigend vor ihm auf, und neigten sich vor ihm, ohne je über diese ein wenig ehrgeizige Behauptung den mindesten Zweifel zu erheben.

Unmittelbar nach dem Frühstück pflegte sich Romeuf, welche Jahreszeit auch sein mochte, an ein und dasselbe Plätzchen zu setzen, und machte den übrigen Theil des Tages seine Märsche als Tambour nach; des Abends wurde er traurig und gedankenvoll; ein gewisser fixer Blick zeigte an, daß ihn seine Lieblings-Idee beherrschte; er lächelte melancholisch, sprach mit sich selbst, klagte Napoleon der Undankbarkeit an, beklagte die Eifersucht, die er gegen ihn hege, während er doch bloß ein armer Tambour sei, eine Eifersucht, um derentwillen man nicht wisse, daß man ihm, Romeuf, den herrlichen Triumph von Wagram zu danken habe. In sein Zimmer zurückgekehrt, vergaß er niemals, vor Bettgehen mit einer kläglichen und schleppenden Stimme folgende Strophe aus dem berühmten Klagliede des Marschalls von Sachsen zu singen, einem Lied, das in der Armee so populär geworden ist:

Nie weißt Du, o Tod zu schonen,
Nichts hat je vor Dir Gewicht,
Scepter selbst und Königskronen
Sichern den Besitzer nicht,
Können nie ihm für sein Leben,
Bürgschaft und Gewährung geben.

Sonderbar! so lange seine Verrücktheit währte, sprach er niemals das Wort „Ansichtsweise“ mehr aus. Diese Redensart vergaß er völlig; aber nachdem er seinen Verstand wieder erhalten hatte, war auch dieser ewige Refrain seiner Gespräche das erste Wort, welches er aussprach.

Der Sergeant Bonneville war einer der ersten, welcher erfuhr, daß Romeuf in Charenton aufgenommen worden sei. Als die Garde bei Gelegenheit der Vermählung des Kaisers mit Maria Louise im Frühling des Jahres 1810 nach Paris zurückkam, hatte Bonneville Nichts Eiligeres zu thun, als seinen alten Kameraden aufzusuchen. Von Courbevoie bis Charenton ist es weit, aber die Freundschaft berechnet Entfernungen nicht.

Bonneville kam also in Charenton an und fand Romeuf im Garten an einen Baum gelehnt, mit seinen Schlägeln versehen, mit denen er eben auf dem Reste eines zerbrochenen Tischgeschirres den Marsch der Garde-Jäger schlug. Von Zeit zu Zeit hielt der arme Narr mit seiner Trommlerei inne, und, indem er die Hand vor die Augen hielt, um die Strahlen der Sonne abzuhalten, rief er:

„Die junge Garde vor! Macdonald ist beschimpft, wenn die Kaiserlichen ihm in die Flanken fallen. — Ah! gut! Seht da! die Schützen der alten Garde wanken; — Sie marschiren in der Lache! — Bravo! Das ist das! Allweil zu, allweil zu! Der Tag ist für uns! Ich habe dem kleinen Korporal gesagt, wenn wir beide also manöveriren, werden wir die Schlacht gewinnen.“

Und Romeuf nahm seine unterbrochene Trommlerei wieder auf und spielte mit einer überraschenden Leichtigkeit den Schnellmarsch der Grenadiere, welchem die Tambours den charakteristischen Namen des General-Tanzschrittes der Garde gegeben hatten.

Bonneville blieb in einiger Entfernung von dem

Baume, und betrachtete mit schmerzhafter Neugierde die verschiedenen Bewegungen seines alten Kameraden. Dieser aber, ganz beschäftigt mit seiner fixen Idee, sah ihn nicht. Der Sergeant trat näher.

„Guten Tag, Romeuf,“ sagte er, indem er ihm die Hand reichte, „wie geht es, mein Freund?“

Der Tambour beobachtete Bonneville mit einem verstörten Blicke, und, indem er die Uniform wieder erkannte, welche auch er getragen hatte, fragte er in mißtrauischem Tone: „Was wollen Sie von mir?“

„Was ich will, Romeuf? Wie? Sie erkennen mich nicht mehr? Ich bin ein alter Kamerade, ein Freund. —“

„Ein Freund! ich habe keinen mehr. — Oh! aber doch — warten Sie doch — es scheint mir, ich habe Sie irgendwo gesehen, aber es ist schon lange her — zur Zeit, wo ich die Schlacht von Wagram gewann. — Sie sind der Sergeant Bonneville, von der zweiten Kompagnie des ersten Jägerregimentes.“

„Gewiß! ich wartete bloß auf dieses Wort, um Sie zu umarmen, mein armer Romeuf.“

Der Tambour umschlang des Sergeanten Kniee und beide hielten sich lange Zeit umarmt, ohne ein Wort hervorzubringen.

„Wie befinden Sie sich?“ fragte Bonneville.

Der Tambour antwortete nicht direkt auf die an ihn gerichtete Frage, sondern warf unruhige Blicke um sich, wie wenn er die Ankunft eines unbescheidenen Zeugen gefürchtet hätte, und sagte dann mit leiser Stimme:

„Es ist mir Vieles begegnet, seitdem ich Sie nicht mehr gesehen habe, Herr Bonneville, und ich weiß nicht, ob mir nicht noch Schlimmeres begegnen wird. Seit der Schlacht von Wagram, die ich, wie Sie wissen, förmlich gewonnen habe, gibt es keine Art von Verfolgung, die ich nicht erlitten hätte. An einem schönen Tage oder vielmehr an einem schönen Abend,

sind Mamelucken der Garde gekommen, um mich in ein Logis zu führen, wo ich die Complimente der Reichs-Marschälle empfing, die mich als den besten Taktiker der Armee ausriefen. Sie warfen mich nachher in ein Gefährte, und führten mich hieher; ich denke, Sie wissen, wo ich bin?"

Der Sergeant wagte nicht zu antworten; Romeuf fuhr fort: "ich bin beim persischen Gesandten. Oh! er behandelt mich sehr gut, er läßt mich mit dem Besten bewirthen, was es gibt, dieser brave Gesandte. Sie fragen mich vielleicht, warum mich dieser Perser aufgegriffen hat? Ich will es Ihnen sagen; es ist ein hochmüthiger Streich vom kleinen Korporal, vom Kaiser selbst; er war eifersüchtig auf mich wie ein Tiger, so wie er es noch niemals auf Joubert, Hoche und Moreau zu ihrer Zeit war. Aber warten Sie ein wenig Herr Bonneville, ich möchte versichert sein, daß uns Niemand überrascht."

Romeuf ging rechts und links, schaute auf den Bäumen und in den Gebüschen, um sich zu überzeugen, daß keine Lauscher da seien; dann kam er zu dem Sergeanten zurück, welchem er in geheimnißvollem Tone seine merkwürdigen Träumereien erzählte.

"Sehen Sie," sagte der arme Narr zu dem Sergeanten, "was der kleine Korporal gedacht hat: So lange Romeuf bei seinem Corps bleibt, werde ich auf meinem Throne nicht ruhig sein können und über kurz oder lang wird meine Garde, die junge wie die alte, erfahren, daß er es ist, der die Schlacht von Wagram gewonnen hat; sie hat bereits Wind davon; ich muß mich also dieses Menschen um jeden Preis entledigen. Dann hat er die Batterie seiner Schlauheit gerichtet; er hat den persischen Gesandten kommen lassen und ihm gesagt: ‚Der persische Kaiser, Ihr Gebieter, mein Bruder bittet mich schriftlich, ich möchte ihm einen recht klugen General senden, um seine Armee nach französischer Weise zu discipliniren. Ich will seiner

Bitte auf das Beste willfahren und gebe ihm mehr als er verlangt, ich überlasse ihm einen meiner besten Krieger, Namens Romeuf, welcher die Schlacht von Wagram mit mir gewonnen hat.' Sie sind ohne Zweifel erstaunt, Herr Bonneville, daß der kleine Korporal dem Gesandten dieses Geheimniß eingestanden hat, aber, was schadete ihm das? Er konnte einem Fremden, der nicht französisch spricht und der in sein Land zurückkehrte, um Frankreich nie wieder zu sehen, die Wahrheit wohl sagen, aber dieß ist nicht Alles. Auf den Namen Romeufs hin, der die Schlacht von Wagram gewonnen habe, ist der Perser zufrieden gewesen und hat dem kleinen Korporal, den er auf seine Weise grüßte, geantwortet: ,Majestät, ich kenne diesen Romeuf ganz gut vom Hörensagen; der König von Marokko, Schwager meines Souverains, des Sultans nach der Mode, wie sie in Bretagne ist, hatte bereits die Absicht, ihn ein oder mehrere halbe Jahre lang von ihnen zu lehnen, in der Absicht, ihn für seine Marokkaner als General-Instruktor zu verwenden. Der Sultan, mein Herr, wird über den Vorzug, den er vor dem König Marokkos erhält, sehr geschmeichelt sein. Wann werden Sie uns den alten Hasen senden?" "Bald," erwiderte der kleine Korporal, "so schnell als möglich, wenn ich ihm eine seines Bartes angemessene Ausstattung habe zusammen machen lassen, denn ich will nicht, daß er nach Persien, wo er sich nothwendigerweise als Feldmarschall der Mamamouchis zeigen muß, wie ein Flibustier komme."

"Majestät," erwiderte der Perser, "senden Sie mir den wackern Romeuf nur immer in mein Logis; ich nehme es auf mich, ihm die Kleidungsstücke zu verschaffen, welche für seine persönliche Ausstattung nothwendig und derselben angemessen sind. Nun gut, ich werde ihn senden, erwiderte ihm der kleine Korporal, aber ich empfehle ihn Ihrer Majestät! ich werde so für ihn besorgt sein, wie für meinen Augapfel,

erwiderte der Gesandte, und ich kann Sie auf mein Ehrenwort versichern, so wie er in das Land des Sultans kommt, wird er alsbald im persischen Reiche Marschall werden."

„An demselben Abende, an welchem diese Unterredung geführt wurde," fuhr Romeuf immer ganz geheimnißvoll fort, „führten mich die Mameluken der Garde hieher. Aber von einem Augenblick zum andern warte ich auf meinen Reisepaß, um mit dem Gesandten nach Persien zu reisen, und wenn Sie mit mir kommen wollen, Herr Bonneville, so mögen Sie nur sprechen, denn ich mache Sie zum Chef meines Generalstabes; denn ach! da ich das Französische weder lesen noch schreiben kann, so wird es mir schwer werden, in türkischer Sprache den Tagesbefehl zu geben; ich werde Ihnen denselben diktiren; hiezu werden Sie mir von großem Nutzen sein."

„Ich danke, mein Freund, ich danke," erwiderte der Sergeant, welcher die zutraulichen Entdeckungen des Tambours mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit anhörte. „Ich will noch einige Zeit unter der Garde dienen, dann, wenn ich nicht ein wenig höher steigen kann, als wirklich (und dabei lächelte er mit Bitterkeit), werde ich mit Ihnen gehen."

„Sie werden gut daran thun, Herr Bonneville; der kleine Korporal ist mit seinen Lobsprüchen gegen Sie auch nicht besonders freigebig; wenn Sie auch nicht, wie ich, die Schlacht von Wagram gewonnen haben, so haben Sie nichts desto weniger Thaten vollbracht, welche mehr verdienten, als ein meschantes Paar Sardellen auf dem Aermel. Ich sage Ihnen bloß das: Wenn die Ungerechtigkeit Sie immer verfolgt, so suchen Sie mich in Persien auf, fragen Sie nach mir beim Corps der Garde und Romeuf, Marschall des persischen Königreichs, wird Ihnen beweisen, daß er gegen den Chef des kleinen Manufakturpostens niemals Widerwillen im Herzen gehegt hat."

Die Unterhaltung der zwei Freunde handelte dieses Thema ab, so lange der Besuch des Sergeanten dauerte. Nachdem Bonneville den Tambour verlassen hatte, glaubte er, sich dem Direktor der Heilanstalt vorstellen zu müssen, um ihm im Namen aller seiner Kameraden unter den Jägern der Garde für die ungemeine Sorgfalt zu danken, welche er Romeuf widmete. Der Direktor fand das Benehmen des Sergeanten sehr zartfühlend.

„Aber Herr Direktor!“ sagte dieser letztere zu ihm, „haben Sie keine Hoffnung, unserem unglückseligen Kameraden den Verstand wieder zu geben?“

„Ich gestehe Ihnen, mein Herr!“ erwiderte dieser, welcher den Manieren und der Sprache des Unteroffiziers wohl ansah, daß er es mit keinem gemeinen Soldaten zu thun habe, „die Heilung des Tambours Romeuf ist mehr als zweifelhaft. Doch wenn eine starke und unerwartete moralische Erschütterung seine Organe in gewaltigen Anspruch nähme, und ihnen den normalen Gebrauch wieder schenkte, so könnten wir hoffen, daß er den Verstand wieder bekäme, aber,“ sagte der Direktor, indem er zum Zeichen des Zweifels den Kopf schüttelte, „ich befürchte, diese Heilung werde bloß momentan sein. Der Wahnsinn ist bei ihm zu entwickelt, als daß man eine vollständige Genesung hoffen könnte, und früher oder später —“

„Eine starke Erschütterung,“ wiederholte Bonneville, welchem plötzlich ein lichter Gedanke durch den Kopf fuhr; „wenn es bloß auf das ankommt, so wollen wir sie hervorrufen. Ihre Sorgfalt wird vielleicht dem Regiment einen seiner tapfersten Söhne erhalten.“

Bonneville nahm Abschied vom Direktor und versprach ihm, bald wieder zu kommen und ihm den Plan, mit dem er umgehe, in Bälde vorzulegen.

In der That erschien in der folgenden Woche Bonneville mit einem gedruckten Tagsbefehl in der

Hand, voll Freude und Hoffnung ganz plötzlich vor den Augen Romeufs, der ihn diesesmal gleich zu Anfang erkannte.

„Mein Freund!“ rief der Sergeant, „endlich ist Ihnen Gerechtigkeit widerfahren, vollkommene, glänzende! Hier ist der Tagesbericht über die Schlacht von Wagram, welchen der Kaiser diktirt hat, so wie er so eben im Moniteur erschienen ist. Wohlan, lesen Sie oder vielmehr (indem er das Papier eilig wieder ergriff) lassen Sie mich lesen: Wenn die Schlacht von Wagram gewonnen wurde, wenn die Trophäen dieses Tages für Frankreich und für die große Armee so segensreich waren, als die von Marengo, Austerlitz und Jena, so verdankt man diese bewunderungswürdigen Erfolge dem Tambour der zweiten Compagnie vom ersten Bataillon der Kaisergarde zu Fuß, welcher seiner Majestät den Plan dieser Schlacht angab, und welcher, nachdem er sich als erfahrener General gezeigt hatte, sich während des Gefechtes als unerschrockener Soldat benahm.“

Romeuf hielt, während ihm dieß vorgelesen wurde, den Athem an sich; seine Augen, seine Seele, sein ganzes Ich hing an dem Bericht, den Bonneville in der Hand hatte. Nachdem der Sergeant mit Vorlesen fertig war, rief der arme Narr aus: „Es ist also wahr?“ faßte mit zitternder Hand das Papier, das von der Druckerei her noch naß war, und indem er die ihn betreffenden Worte heraus zu buchstabiren suchte, sagte er: „Siehe da! da bin ich also Angesichts der Armee als Sieger von Wagram anerkannt! Ach Bonneville! welche glückliche Nachricht bringen Sie mir da! welche Freude lassen Sie mich empfinden! Daß ich nicht hundert Leben habe, um sie alle für den Kaiser aufzuopfern, der mir endlich Gerechtigkeit widerfahren läßt! Oh! der kleine Korporal verdient mit Recht, daß man sich für ihn in Stücke hauen läßt! Ich verdanke ihm bereits das Leben;

ich werde ihm noch mehr zu verdanken haben — Bah! was sage ich? Ich verdanke ihm Nichts, wir sind quitt.“

Er stürzte sich ganz außer sich dem Sergeanten in den Arm und vergoß reichliche Thränen. Aber bald verlor er in Folge einer unmerkbaren fortschreitenden Veränderung allmählig das Bewußtsein und fiel in einen lethargischen Schlaf.

Der Arzt, der es vorausgesehen hatte und der mit Ungeduld auf den Ausgang der Scene wartete, sagte nun zu Bonneville: „Mein Herr! Sie haben hier eine schöne Kur gemacht. Die Freundschaft hat sie Ihnen auf schöne Weise eingegeben; doch ist es das Werk der Wissenschaft, diese Sache zu vollenden, und ich wage es, Ihnen zu versprechen, die Bemühungen derselben werden nicht weniger glücklich sein, als die Ihrigen.“

Der Doktor täuschte sich nicht. Nach einem erquickenden Schlafe erwachte Romeuf so ruhig, so verständig als vor der Schlacht von Wagram. Bevollmächtigt vom Direktor, hatte ihn der Arzt während seines Schlafes in ein besonderes Haus in einem Dorfe bringen lassen, damit die Augen des Reconvalescenten nicht mit seinen traurigen Unglücksgenossen zusammenträfen. Als der Tambour aufwachte, sah er an seinem Bette Niemand, als seinen Freund Bonneville, seine Uniform, seine Ehrenschlägel. Er beschäftigte seine Blicke einige Momente mit diesen theuren Gegenständen, von denen er so lange Zeit getrennt war, und sagte alsdann zu Bonneville: „Sergeant! es scheint mir, ich habe einen bösen Traum gehabt. Sie haben mich aus ihm heraus gerissen; ich danke Ihnen dafür; doch das bleibt unter uns im Leben und im Tode. Das ist meine Ansichtsweise.“

10.

Der Kreml und das Gänse-Spital.

Der Adler Frankreichs schwebte endlich über den vergoldeten Thürmen des Kreml; eine schreckliche Schlacht hatte das heilige Moskau dem Triumphator Europa's in die Hände gegeben; aber der Triumpheinzug in Moskau glich keinem andern. Hier war keine begeisterte oder erschrockene Bevölkerung; Alles war todt. Die dienstthuenden Schwadronen und Bataillone der Garde rückten nur langsam in diese ungeheure Einöde ein. Ein trauriges Vorgefühl drückte auf die Seelen und drängte die Freude der Sieger zurück. Die Offiziere, welche irgend eine Falle befürchteten, ordneten eine strenge Nachsuchung aller Gebäude an, welche von den Russen verlassen zu sein schienen.

Napoleon hatte den Befehl gegeben, der Kreml, den er selbst bewohnen wollte, sollte von einem Bataillon Voltigeurs aus der Garde, die von dem unerschrockenen Cambronne befehligt wurden, bewacht werden. In Folge dessen hatte die Hälfte dieses Regiments, unter dem Romeuf stund, diesen alten Palast der Zaaren in Besitz genommen.

Doch wir müssen erzählen, wie der alte Jäger-Tambour nach Moskau kam.

Nachdem Romeuf Charenton verlassen, hatte er seinen alten Oberst wieder aufgesucht und ihn um die Erlaubniß gebeten, wieder in sein Corps eintreten zu dürfen, aber nicht mehr als Tambour, sondern als einfacher Jäger.

„Seit dem, was in Schönbrunn passirt ist, sind es zwei Jahre," erwiderte ihm Michelin, „es ist unmöglich. Sie wissen so gut als ich, daß die Grenadiere und Jäger der Garde allein das Privilegium haben, den Dienst um die Person des Kaisers zu ver-

sehen. Was würde er sagen, wenn er Sie wieder sehen würde?“

„Mein Oberst! er würde zu mir sagen: Guten Tag, Romeuf! wie geht es mit der Gesundheit?“

„Ich würde ihm antworten: sehr gut, mein Kaiser. Wenigstens ist dieses meine Ansichtsweise.“

„Sie hat den gewöhnlichen Menschenverstand nicht, Ihre Ansichtsweise,“ erwiderte ihm Michelin, indem er die Achseln zuckte; „Sie dürfen nicht mehr bei den Jägern eintreten.“

„Aber dann, mein Oberst! wo wollen Sie, daß ich mich hineinziehe? Ich kann die Garde nicht verlassen, ohne in ein anderes Corps mit einem höhern Grade einzutreten. Der kleine Korporal hat mir alle Posten abgeschlagen, um welche ich nachgesucht habe, bis auf heute; dieses war seine Ansichtsweise.“

„Und der Kaiser sieht immer recht,“ erwiderte noch einmal Michelin; „doch gibt es noch ein Mittel, die Sache ins Reine zu bringen. Wenn Sie wollen, so werde ich mit Cambronne sprechen; dieser ist mein Freund und wenn er Sie unter seine Voltigeurs aufnehmen will, so dürfen Sie nicht aus der Garde treten und haben nicht zu befürchten, Sie müßten dem Kaiser vor die Augen treten.“

„In der That, mein Oberst; was das betrifft, daß ich dem kleinen Korporal unter die Augen komme, das ist unmöglich.“

„Wie werden Sie es machen?“

„Ich werde ihn nicht ansehen; das ist meine Ansichtsweise.“

„Nun gut, es sei,“ sagte Michelin lächelnd.

Einige Tage nachher wurde Romeuf in das erste Bataillon des dritten Voltigeur-Regiments aufgenommen, und machte mit diesem Regiment den Feldzug nach Rußland, ohne daß bis dahin das Ungefähr gewollt hätte, daß er Napoleon sah, der gar nicht an ihn dachte. Der Kaiser war Morgens in Moskau

eingezogen. Beim Anblick des Kremls, des Kreuzes von Iwan dem Großen und dem schönsten Theile der Stadt, welche von der ungeheuern Citadelle auf allen Seiten beherrscht wird, rief er aus:

„Hier werde ich den Frieden diktiren.“

Er zog in den Kreml ein. Das Innere dieses Palastes zeigte eine Reihe ungeheurer, prachtvoll meublirter Zimmer; er quartirte sich in demjenigen ein, dessen Aussicht sich in die Fluthen der Moskwa tauchte und einen ungeheuern Horizont von Häusern und Domen umfing.

„Wir wollen sehen, was die Russen thun wollen,“ sagte er, nachdem er sich einquartiert hatte. „Wenn sie auch nicht unterhandeln wollen, unsere Winterquartiere sind gesichert. Wir werden der Welt das einzige Schauspiel einer Armee geben, welche ruhig in Mitten eines feindlichen Volkes überwintert, das sie von allen Seiten umgibt. Die große Armee in Moskau wird das im Eis festsitzende Schiff sein und bei der Rückkehr der schönen Jahreszeit werden wir den Krieg wieder beginnen und nach Sankt Petersburg marschiren.“

Aber kaum hatte er sich im alten Palaste der Romanoffs einquartirt, als eine schreckliche Feuersbrunst ausbrach. Bereits fliegen Flammen und brennende Gegenstände bis auf das Dach des Kremls. Es werden Befehle gegeben, um das Feuer zu löschen, aber es verstärkt sich auf allen Punkten Moskaus. Napoleon geht mit fieberhafter Aufregung in seinen Gemächern umher. Er stürzt an das Fenster und betrachtet mit traurigem Blick die schrecklichen Fortschritte, welche der Brand macht. Das ist nicht Alles; es verbreitet sich das Gerücht, der Kreml sei unterminirt. Die Russen haben es versichert. Napoleon gibt auf diesen Allarm blos mit einem Zeichen des Unglaubens Antwort. Er betrachtet immer das furchtbare Element, welches seine Verwüstung immer weiter ver-

breitet. Bald ist Alles vom Feuer ergriffen; blos die Umgebung des Kreml ist noch unberührt, aber die Nacht kommt heran, und der klägliche Ruf: „Feuer im Kreml!“ geht von Mund zu Mund. Mürat, Eugen, Berthier stürzen zum Kaiser herein und bedrängen ihn, der Gefahr zu entfliehen. Napoleon tritt aus seinem Zimmer, um dieselbe in Augenschein zu nehmen. Er sieht sich von einem flammenden Ocean umgeben. Er gibt den Bitten nach, mit denen man ihn bestürmt. Indem er von der gegen Norden sich befindlichen, bereits durch das Niedermetzeln der Strelitzen bekannten Treppe herabsteigt, hielt er beim Anblick eines Soldaten seiner Garde still, welcher an dieser Treppe unten Schildwache steht. In diesem Augenblick wirbelte eine dichte Rauchwolke, welche der Wind in den ungeheuren Hofraum hereinpreßte, über dem Haupte dieser Schildwache, welche, obwohl sie das Gewehr präsentirte, dennoch die Augen geschlossen hatte.

„Warum wurde dieser Mensch nicht abgelöst?“ fragte der Kaiser seine Offiziere. „Du kannst gehen,“ fuhr er fort, indem er sich zu dem Soldaten wandte, „man braucht dich hier nicht mehr.“

„Unmöglich, mein Kaiser; der Korporal, welcher mich hieher gesetzt hat, soll selber kommen und mich ablösen.“ Und, die Augen immer geschlossen, fügte er leise hinzu: „Das ist meine Ansichtsweise.“

Auf diese Antwort trat ihm Napoleon näher.

„Ist dieß mein alter Tambour?“ fragte er; „ich glaubte dich verrückt.“

„Verzeihung, mein Kaiser; ich war blos durch Sie närrisch; Sie haben mich den Geist nach Wagram richten lassen —“

„Sprechen wir nicht mehr davon,“ unterbrach ihn Napoleon. „Doch ich hoffe, Du hältst jetzt mehr auf Preußen und Russen; was denkst Du hauptsächlich von den letzteren?“

„Mein Kaiser! ich denke, was ich immer gedacht

habe, die Preußen, obwohl sie auf unserer Seite stehen, haben niemals viel getaugt, und die Russen taugen durchaus Nichts; ich habe immer die gleiche Ansichtsweise, ich!''

„Es ist wahr, wir mußten ein wenig laufen, um sie einzuholen, aber zuletzt an der Moskowa haben sie sich gezeigt.“

„Möglich, mein Kaiser, aber sie hätten besser daran gethan, wenn sie sich versteckt hätten.“

„Sire,“ sagte mit bittendem Tone einer der höchsten Offiziere des Kaisers, welcher voll Angst sah, wie der Rauch immer dichter wurde, „Ihre Majestät sollte sich beeilen.“

„Es ist gut, mein Herr! „unterbrach ihn trocken Napoleon und, indem er sich an Romeuf wandte, sagte er: „so gehe nun; ich will es.“

„Verzeihung, mein Kaiser! Sie haben das Recht, mich erschießen zu lassen, Sie haben das Recht, mich zu begnadigen, aber Sie haben das nicht, mich zum Verlassen meines Postens zu bewegen. Blos der Corporal Verdür hat dieses, und ich will auf ihn warten, weil es in der Ordre steht und meiner Ansichtsweise gemäß ist.“

„Nun gut,“ sagte Napoleon, indem er über krachende Kohlen hinwegschritt, wobei er den Lärmen anhören mußte, welchen die berstenden Gewölbe und die stürzenden Dächer verursachten, die rings um ihn her niederfielen. Nachdem er in einer Gegend angekommen war, wo es Nichts als Asche hatte, sagte er zum Fürsten von Wagram:

„Die wackern Leute,“ indem er auf Romeuf anspielte, „was hat ein Land zu fürchten, wo dessen Kinder alle so hochherzig sind?“

Der Korporal Verdür löste endlich Romeuf ab.

„Nicht wahr es ist Zeit,“ sagte dieser Unteroffizier zu ihm.

„In der That, Korporal,“ erwiderte ihm lächelnd

der alte Tambour mit geschwärztem Gesicht und verbranntem Bart; „ich sah zuletzt Nichts mehr, als Feuer.“

Und Romeuf ließ sich mit so viel Ruhe ablösen, als wenn er im großen Hofraume der Tuillerien Schildwache gestanden hätte.

Die Unfälle, welche am Ende dieser Zeit die französische Armee aufrieben, vermehrten blos den Haß Romeufs gegen die Russen und Preußen. Man weiß, wie unsere Schaaren auf verheertem Grund und Boden, mitten durch verbrannte Städte hindurch, zurückkehrten. Mühsam schleppten sie sich in diesem ungeheuren Eisgrabe fort. Die Verzweiflung führte Verwirrung herbei. Der Kaiser, die Generale und Soldaten marschirten im gleichen Elende vorwärts. Noch mehr Lebensmittel, noch mehr Pflege, noch mehr Ruhe gab es übrigens bis zum Augenblicke, wo die Beresina sich wie ein eisiges Leichentuch über einen großen Theil der bis dahin am Leben Erhaltenen herumschlang. Aber das Vaterland hatte den nahenden Schritt der Fremden gehört. Es hatte gerufen: zu den Waffen! und Frankreich hatte sich noch einmal erhoben.

Niemals zeichnete die Geschichte schönere Thaten der Armee auf, als die vom Feldzuge 1813 und 1814, wurde der Boden Fuß für Fuß vertheidigt, aber die Hingebung, das Genie der Tapferkeit brachen sich an der ehernen Masse von einer Million Feinde. In der Schlacht von Saint-Dizier, der letzten, welche Napoleon den Verbündeten lieferte, hatte die Wuth Romeufs gegen die Preußen einen Grad von heftigem Fieberanfall erreicht. Der Kaiser, um den Sieg des Tages sicher auf seine Seite zu lenken, warf sich unter ein Bataillon der alten Garde und rief:

„Vorwärts, Kinder! erinnert euch, wir hatten noch kein Treffen mit den Preußen, ohne sie zu schlagen.“

„Das ist meine Ansichtsweise“, erwiderte eine

Stimme aus den Gliedern heraus, welche den Lärmen des Flintenfeuers übertönte.

Diese Stimme war die Romeufs. Der Extambour war erfreut, sich noch einmal mit Leuten, die er verabscheute, im Handgemenge zu finden, aber seine Freude war von kurzer Dauer, denn im nämlichen Augenblick zerschmetterte ihm eine Preußenkugel den Arm. Da der Bär sein Gewehr nicht mehr handhaben konnte; so war er genöthigt, seinen Platz zu verlassen, um in das Lazareth zu gehen. Romeuf gehörte zu den Wenigen, welche wieder nach Paris zurück kamen. In Folge seiner guten Constitution war er auf dem besten Wege der Besserung, als er einige Tage nachher, beim Anfang des Aprils, von seinem Bette aus im Gänse-Spital ein Trommeln hörte, dessen Takte ihm ungewöhnlich schienen.

„Ich kenne diese Schläge wohl,“ sagte er, indem er sich im Bette aufrichtete. „Wiewohl diese auch auf unserem Repertorium spielten, so haben sie doch niemals Etwas gegolten.“

Der alte Soldat spielte auf das preußische Corps des Generals York an, welches im Feldzuge 1812 mit uns gegen die Russen marschirte.

Und in der That, es war ein preußisches Corps, welches durch die Barriere von Vaugirard in Paris einzog. Ganz außer sich, wartete Romeuf, bis die Spitze der Colonne bis vor die Thüre des Spitals gekommen war, dann sprang er aus seinem Bette, lief an ein Fenster, nahm alle Gewalt seiner Zunge zusammen und schrie mit einer Donnerstimme:

„Es lebe der Kaiser! die Preußen sind zu Nichts nütze; das ist die Ansichtsweise des Siegers von Wagram.“

Wie man sieht, hatte der Direktor des Irrenhauses von Charenton ihn ganz gut beurtheilt. Der arme Romeuf war noch nicht vollständig genesen.

11.

Der Geächtete.

An einem frischen Morgen des Septembers 1815 irrte der General Michelin von den Jägern der alten Garde, welchen Napoleon zum Grade eines Divisionsgenerals und Großoffiziers der Ehrenlegion während des ruhmreichen Feldzuges von 1813 erhoben hatte, in der Umgegend von Strasburg umher. Er wagte nicht, in die Stadt einzutreten und Gelegenheit zu suchen, um über den Rhein zu kommen. Mitbegriffen in der Ordonnanz vom vierundzwanzigsten Juli, welche den größten Theil der höhern Offiziere des Kaiserreichs ächtete, hatte sich, Dank der Aufopferung seiner Frau und der elsäßischen Kleidung, in welche er vermummt war, der brave und ehrenwerthe Michelin den Nachsuchungen, deren Gegenstand er war, zu entziehen gewußt. Nachdem er, gequält von Müdigkeit und erschöpft von Hunger seit dem Morgen herum geirrt war, war er entschlossen, in der ersten Wohnung, die er antreffen würde, gastliche Aufnahme nachzusuchen. Gegen Abend hielt er endlich vor einer Art einzeln gelegenen Herberge, zwei Flintenschüsse von einem Weiler entfernt, das ihm ziemlich beträchtlich erschien. Der Geächtete schaute rings um sich, dann prüfte er das Haus, spitzte die Ohren, und da er Nichts hörte, das ihn beunruhigen konnte, und hinter den Fensterscheiben Nichts als Leute mit gutmüthiger Miene sah, so entschloß er sich, einzutreten. Indem er seine Sprache mit seiner Kleidung in Einklang setzte, verlangte er in einem Gemische von französisch und deutsch ein Nachtessen und ein Nachtlager; dann, ohne zu warten, bis der Hausherr, an den er sich gewendet hatte, ihm antwortete, setzte er sich an einen leeren Tisch. Aber während der Wirth einer Magd Befehle gab, glaubte

er zu bemerken, daß ein an einem Tische sitzendes Individuum, welches so eben seinen dritten Schoppen Bier geleert hatte, ihn sorgfältig ins Auge faßte. Dieser Mensch war klein, aber von brauner Hautfarbe, von einem ganz eigenthümlichen ungezwungenen Benehmen, hatte einen sichern Blick, und mehr als das, an den Narben, von denen seine Stirne durchfurcht war, konnte man leicht einen der alten Soldaten erkennen, welche zwanzig Jahre lang Europa als Sieger durchzogen hatten. Plötzlich stand dieser Mensch auf, trat zu dem neuen Ankömmling, hielt militärisch die Hand an die grauen Haare, welche seine Stirne bedeckten, und sagte halblaut:

„Verzeihen Sie, mein General! aber nach meiner Ansichtsweise glaube ich, daß die Uniform, die Sie auf dem Leibe haben, Ihnen nicht so gut steht, als die vom großen Schnitte der alten Garde.“

Als Michelin sich erkannt sah, legte er, weil er für seine Freiheit fürchtete, die Hand auf die Pistolen in seinen Taschen.

„Seien Sie ruhig mein General, sagte der kleine Mensch, welcher seine Absicht errathen hatte. „Soll ich vielleicht als eine geschwätzige, unter Lilien hüpfende Jesusgrille an Ihnen handeln? Das Ding macht Einem keine Schande, aber thun Sie mir den Gefallen, und verwilligen Sie mir einen Blick der Inspektion aus Ihrem sonst so scharfen Auge, und Sie werden ohne Mühe den erkennen, mit dem Sie es zu thun haben.“

„In der That, mein Herr!“ sagte der General, welcher nun Zeit gehabt hatte, den, der mit ihm sprach, näher zu betrachten, „es scheint mir, Ihr Gesicht ist mir nicht unbekannt. Sind Sie nicht ein Soldat von der alten Garde? Habe ich Sie nicht bei Waterloo gesehen?“

„Sie haben eine ausgezeichnete Ansichtsweise, mein General. Ja! ein wenig war ich unter der

Garde, ich schmeichle mir. Ich habe, wie Sie sagen, bei Waterloo hinreichend mitgewirkt, und noch bei einer anderen Aktion," fügte er hinzu, indem er sich das Kinn streichelte.

„Sie waren bei dem unerschrockenen Carrée!" —

„Ich war dabei," unterbrach ihn Romeuf, „bei der ersten Abtheilung der Garde-Schützen, von welcher ich nach meinem Unfall von Schönbrunn austrat. — Als ich von dort unten wieder weg kam, (der Tambour bezeichnete blos mit diesen zwei Worten den Narrheitsanfall, den er in Deutschland gehabt hatte und in Charenton, wo er als Verrückter in der Kur war.) Aber," fuhr er stolz fort, „das hat mich nicht gehindert, den Feldzug nach Moskau mitzumachen, wo ich im Schnee beinahe lebendig verbrannte; unsere Bekanntschaft schreibt sich aus längerer Zeit her. Zum Beispiel, ich setze voraus, mein General, Sie haben eine leichte Erinnerung an den kleinen Manufakturposten, an den Kriegsrath in der Straße Cherche-Midi, der vierzehn Stunden dauerte, an die Unterhaltung, welche ich in Ihrer Gegenwart mit dem kleinen Ex-Korporal in Saint-Cloud hatte. Romeuf, mein General! genannt Rossignolet, früher Tambour in der ersten Compagnie des ersten Schützenregimentes bei der Garde, welcher Stuß gehabt hat mit seinem Sergeanten, Namens Bonneville. Sie kennen ihn, ein großer brauner, ohne Kreuz, ein gutes Kind, aber zähe. Erinnern Sie sich nicht, daß Sie die Ehre hatten, mein Oberst zu sein, und daß ich Ihnen das Leben verdanke, denn ohne Sie wäre ich — pah!"

Blitzschnell streckte er den Arm aus, legte ihn an den Backen und machte das Zeichen des Erschießens.

Je mehr und mehr der Tambour sprach, desto größere Augen machte der General beim Zuhören.

„Ja, das bist Du, mein armer Romeuf!" sagte er zu ihm, indem er schnell aufstand, und ihn bei der Hand nahm, „ich kenne Dich vollkommen; ich hatte

Dich aus dem Auge verloren, seit — Deiner Angelegenheit bei Wagram — ich bin erfreut, Dich wieder zu sehen!"

„Sie haben also einen leichten Verdacht auf die Sachen von Wagram?" fragte Romeuf, nachdem er die Hand seines früheren Chefs voll Achtung gedrückt hatte."

„Du weißt wohl, daß wir bei einander waren."

„Und getrennt von einander. Denn ich marschirte ja vor Ihnen, und war fest auf meinem Posten, ohne das mindeste Fla, oder das leiseste Ra von mir zu geben. Unfähig einer solchen Gemeinheit! Also mein General! Sie müssen sich erinnern, daß ich, Romeuf, es bin, welcher die genannte Schlacht von Wagram zur Hälfte mit dem kleinen Korporal gewann. Das war immer meine Ansichtsweise."

Bei diesen Worten hellte das Lächeln, welches die Lippen Michelins berührte, seine schöne Physiognomie ein wenig auf, die durch Kummer verdunkelt war, aber zu gleicher Zeit drückte er dem Extambour wieder die Hand. Zum Erstenmale hatte er ein befreundetes Gesicht getroffen, seitdem er vor seinen Verfolgern floh.

„Mein General," erwiderte Romeuf, indem er die Stimme dämpfte, „Sie wissen also sehr gut, daß ich ein wenig scharf sehe. Wenn man die Schlacht von Wagram gewonnen hat," fügte er hinzu, indem er sich mit Stolz in die Höhe richtete.

„Ja! ja," sagte Michelin, „ich erinnere mich, es war eine unter den Regiments-Tambours ausgemachte Sache —"

„Wie in der ganzen Armee," erwiderte Romeuf. „Der Kaiser hat es im Tagesbericht nicht gestehen wollen, und hierin liegt eine der Hauptursachen seiner Unfälle, denn wenn einerseits diese Ungerechtigkeit seinen Ruhm verdunkeln konnte, so entschied sie auf der andern sein Unglück. Um auf mein Augenmerk zurückzukommen, als Sie hier mit gewöhnlichem Schritte

eintraten, sah ich von selber, wo dieser Schritt herrührte; ich will mir erlauben, Ihnen bemerklich zu machen, daß Sie in dieser Gegend nicht sicher sind, und daß es Zeit ist, im Sturmschritt an den Rückzug zu denken. Seit acht Tagen regnet es mit Schwalben der königlichen Gewalt in diesem stillen Aufenthaltsorte; das ist ein böses Anzeichen."

"Höre, mein Braver! Du kennst das Land und die Umgebungen! Fünfzig Napoleons für Dich, wenn Du mir Gelegenheit verschaffst, den Rhein diesen Abend zu überschreiten."

Auf diesen Vorschlag hin machte Romeuf eine Bewegung, und indem er auf den Proscribirten traurige Blicke warf, sagte er voll Rührung:

"Mir Geld, um Ihnen einen kleinen Dienst zu thun! Geld mir!" wiederholte er, indem er auf seine Brust mit seinen beiden geballten Fäusten schlug. "Gehen Sie, mein General, gehen Sie, das kann nicht Ihre Ansicht sein."

"Du hast Recht — das Wiedersehen meiner Frau, meiner Kinder —"

"Wohlan! aber diesen Abend wird Nichts daraus; diesen Abend können wir nicht gut hinüberkommen, morgen, sage ich, geht es besser. Heben Sie also Ihre gelben Vögel auf, und kommen Sie mit mir, wir werden diesen Abend in Straßburg übernachten, und morgen, wie ich Ihnen sage —"

"Nach Straßburg! dahin meinst Du," rief Michelin, "ich würde unfehlbar an den Thoren der Stadt arretirt, wenn ich die Unklugheit hätte, mich hier zu zeigen; ich habe nicht einmal einen Paß."

"Ich, ja, ich habe Papiere für Zwei. Sehen Sie, das sind die meinigen, diese sind in der Ordnung; ich hebe sie auf, und da sind welche für Sie. Diese alten Papiere sind von einem alten Lieutenant, welchem die Preußen selbst nach seinem Tode bei Mont-Saint-Jean den Magen gespickt haben, gerade wie

das Rückenstück eines Hasen, dessen Geschick es ist, an den Bratspieß zu kommen. Sehen Sie, wie weit die Indelikatesse von ihrer Seite ging. Sehen Sie, die Preußen! ach! mein General! ich habe über deren Rechnungsmethode eine eigene Ansichtsweise, welche sich nicht mehr ändern wird, als ... genug. Von diesem armen Lieutenant glaubt man, er geht in einer ihn betreffenden Angelegenheit nach Straßburg; Sie begreifen die Rechtfertigung, welche Sie haben. Doch wir wollen zahlen, von dem Lager aufbrechen, und davon ziehen, Das muß unsere gegenseitige Ansichtsweise sein."

Der General sah ein, man dürfe durchaus nicht zögern. Er nahm also die Papiere, welche ihm Romeuf so edelmüthig anbot, zahlte die kleine Zeche, und nach zwei Stunden Marsch trafen sie, ohne auf Hindernisse gestoßen zu sein, in Straßburg ein, gerade als man die Thore schließen wollte. Den nächsten Morgen gingen sie in höchster Frühe über die Brücke von Kehl; als sie aber daran waren, das andere Ufer zu erreichen, schlug auf einmal Hufschlag an ihre Ohren.

"Das sind Gensdarmen," rief Michelin bestürzt; "ich bin's, den sie verfolgen; ich bin verloren."

"Noch nicht, mein General!" rief Romeuf. „Leihen Sie mir Ihre Pistolen, und laufen Sie recht geschwinde."

Kaum hatte Michelin, welcher so wenig Hoffnung hatte, den Gensdarmen zu entkommen, wiewohl es blos zwei waren, dem Extambour seine Waffen überlassen, als sich zwei Schüsse vernehmen liessen, und das Pferd des Einen der Angreifenden wälzte sich auf dem Boden. Der Andere hielt an, ohne zu wissen, ob er sich auf den Angreifer stürzen solle. Doch wollte er Etwas thun, spornte sein Roß und schwang die Spitze seines Säbels hoch über Romeuf, aber schon hatte Michelin Zeit gewonnen, um das fremde Terri-

torium erreichen zu können; er war gerettet. Was den alten Soldaten betrifft, so war er beinahe eingeholt, als er sich leicht über die Brustwehre der Brücke schwang, und rief: „Elender Kerl! junges Huhn von Indien! der Sieger von Wagram wird sich nicht durch ein Gerippe, wie Du, fassen lassen. Ich danke, ich will lieber auf Deine Gesundheit trinken. Das ist meine Ansichtsweise.“

Und indem er sich in den Fluß stürzte, entzog er sich allen Augen.

Obwohl ein geschickter Schwimmer, trank Romeuf unter diesen Umständen, nach seinem eigenen Geständniß ein wenig mehr, als er gewollt hatte. Doch hinderte dieß nicht, daß er nicht eine Viertelstunde nachher an's Land kam. Sobald er sich wieder auf den Füssen fand, war seine erste Sorge, eine Nachtherberge zu suchen, um seine Kleider zu trocknen und auszuruhen, was ihm nicht schwer war, weil er das Land vollkommen kannte. Indem er sich vor einem guten Feuer wärmte, stellte er für sich selbst folgende Betrachtungen an:

„Entschieden ist es, mein Bursche, Du bist nicht sicher in einem Lande, wo es Nichts als Verfolgte und Verfolger gibt. Du hast so eben einen dieser letztern auf unbestimmte Zeit vom Pferde abgesetzt, und den andern ein wenig geneckt. Du wirst mir sagen, Du habest die Schlacht von Wagram gewonnen, die Sache ist richtig, die ganze Welt weiß es, obwohl es Leute gibt, welche es nicht glauben wollen; aber es liegt Nichts daran, die Mode mit Siegen ist bis auf neue Ordre in Abgang gekommen; man braucht keine Sieger mehr; die Saison des Todes wird noch lange Zeit in dieser Hinsicht währen.

Du könntest wohl hinzufügen, Du vermögest eine Ordonnanz-Trommel in großem Maßstabe zum Sprechen bringen und das Eselsfell verwandle sich unter Deinen Fingern und nach Deinem Willen in Sammt;

aber dieß ist kein Stand, um ihn als Civil noch weiter bekleiden zu können, und zumal am heutigen Tage, wo es anstatt der Detaschements von Ausgehobenen mit Bataillonen Kapuziner regnet, und jede Kirche mehr Glocken hat, als die Schwadron der Garde-Mameluken Trompeten besaß. Aber es ist genug. Nichts von Brandgedanken. Deine Existens-Mittel finden sich in Deinem Beutel einzig und allein concentrirt, welche noch ein Hundert Livres enthält, die absolut frei und unabhängig sind. Hundert Franken ist in diesem Lande, wie fünfhundert Schoppen Bier oder hundert Bouteillen Wein in Frankreich, oder endlich zehn Tausend Tropfen in irgend einer Kneipe, was nicht hinreichend ist, sogar um schlecht zu leben. Von hier bis Paris, wenn ich die Hälfte der Posten blitzschnell beschleunige, wenn ich einen accentuirten Schritt in Anwendung bringe, wie der Instruktor der Rekruten sagte, werde ich in zehn Tagen — die Straße ist schön, Alles gepflastert — Du hast genug Grund, mein Bursche, die Position da morgen in der höchsten Frühe, wenn der Tag kaum anbricht, wie bei Wagram zu verlassen — Das muß meine Ansichtsweise sein.“

In der That, an demselben Abend nahm der Extambour von seinen Wirthsleuten Abschied, und morgens war er vor Tag auf der Straße von Paris, wobei er seine Bagage und seine schriftlichen Sachen in einem Schnupftuch eingewickelt trug, das er an das Ende eines Stockes befestigt hatte, und sechs Tage nachher kam er in Paris an, ohne zu wissen, was er werden sollte, aber in der sichern Hoffnung, derjenige, welcher die Schlacht von Wagram gewonnen habe, werde schnell Gelegenheit bekommen, sich eine passende Stellung zu verschaffen.

Fünfzehn Tage vergingen, während deren er sich allmählig an die weißen Cocarden und an die Preußen gewöhnte, deren Anblick das vorangegangene Jahr hinreichend gewesen war, ihn in Wuth zu setzen. Nun

dachte er daran, ein Geschäft ausfindig zu machen, das mit seinen Mitteln im Verhältniß wäre, welche, man muß es gestehen, nicht sehr ausgedehnt waren, aber er klopfte vergeblich an mehreren Thüren an. Ueberall wurde er unter verschiedenen Vorwänden abgewiesen.

„Ich sehe wohl,“ sagte er noch einmal zu sich selbst, „daß sich die Ansichtsweise der Bewohner der Hauptstadt vollkommen geändert hat, seitdem mein Kamerad nicht mehr da ist, um sie zu regieren. Doch es thut Nichts, Gott ist groß! wie mir eines Tages der große Tralala, der Abdallah der Garde-Mamelukken gesagt hat, den ich vor der Kirche Saint-Sulpice antraf, als er von diesem Pair Frankreichs herausging. Gott ist groß, dieß ist möglich, aber das, was gewiß ist, ist das, daß die Pariser in ihrer Ansichtsweise ganz geringe sind.“

Eines Morgens, als Romeuf aus Mangel an Beschäftigung oder aus Gewohnheit im Hof der Tuillerien die aufziehende Wache vor sich vorbei paradiren sah, glaubte er seinen alten Sergeanten Bonneville unter der Uniform des Bataillons-Chefs der königlichen Garde wieder zu erkennen, und nach einer sorgsamen Prüfung konnte er keinen Zweifel mehr haben, daß er es war.

„Die Sache ist aus,“ dachte er traurig, „es scheint „man hat auf der ganzen Linie umgesattelt. In der That, der kleine Korporal hatte gegenüber dem Herrn Bonneville Unrecht, daß er ihn immer blos rückwärts avanciren ließ; er machte es, wie mit mir; es ist eine Geschichte der Eifersucht. Das ist es, was ihm sein Unglück bereitet hat, blos das ist es; die Ungerechtigkeit ist nach meiner Ansichtsweise die Mutter aller Erderschütterungen.

Indem Romeuf diese Bemerkungen machte, hatte er sich instinktmäßig gegen die Abtheilung Soldaten gewendet, wo er sich plötzlich deren Befehlshaber ge-

genüber saß, der in Wirklichkeit Niemand anderes, als Bonneville war. Dieser Letztere erkannte ihn augenblicklich, und, indem er ihm die Hand reichte, welche Romeuf wie in einen Schraubstock spannte, sagte er:

„Ah! das ist ja Romeuf, unser alter Sieger von Wagram.“

„In eigener Person, mein Hauptmann!“ erwiderte der Tambour, indem er seiner Gewohnheit gemäß die Hand an den Stülp seiner Kappe legte. „Ich sehe mit Vergnügen,“ fuhr er boshaft fort, „Sie haben ein wenig Avancement gehabt. Entschuldigen Sie.“

„Aber nicht so viel, als Sie wohl glauben, mein Theurer. Bei der Rückkehr Bonapartes von der Insel Elba, war ich zum Offizier von königlichen Freiwilligen ernannt worden. Es war natürlich, daß ich mit meinem Grade unter die königliche Garde eintrat.“

„Ei! Ei! Ei!“ sprach Romeuf in drei verschiedenen Tönen.

„Ich wünsche bloß Etwas,“ fuhr Bonneville fort, „und ich habe Ursache zu glauben, der König wird mich bald der Ehre dieser Gnade würdig finden; es ist das Kreuz des heiligen Ludwig.“

„An Ihrer Stelle, mein Hauptmann! würde ich die kleine Kleinigkeit des kleinen Korporals vorziehen; es hat sein Angenehmes.“

„Ich glaubte, Sie wären im Gänsespital gestorben,“ sagte Bonneville, um der Rede eine andere Wendung zu geben. „Ich bin äußerst froh, daß man mich übel berichtet hat. Womit beschäftigen Sie sich wirklich?“

„Mit gar Nichts, mein Hauptmann! ich bin disponibel, seitdem man uns Alle in den Civildienst schlüpfen ließ; aber nachdem ich mit so viel Verstand fünfzehn Jahre lang die Trommel geschlagen habe,

fällt es mir sehr schwer, mich auf gar Nichts Anderem, als auf dem Pflaster herumzuschlagen."

„Sie haben Unrecht, daß Sie Ihre Ehrenschlägel ganz an den Nagel hängen wollen, mein theurer Romeuf!" sagte ihm Bonneville mit Würde.

„Nicht ich bin es, mein Hauptmann, der diese unpassende Handlung begeht, sondern von dem Augenblicke an, wo die Sacristane das Amt der Trompeter ganz eigentlich verschlungen haben. Sie begreifen mich."

„Ach Gott! mein alter Kamerad," unterbrach ihn Bonneville, „das sind Fabeln, welche man Ihnen aufgebunden hat. Der König liebt die alten Diener. Bloß der Minister sieht beim Avanciren auf die Qualität, weil er auf die Quantität nicht zu sehen braucht. Aber dieses ist kein Hinderniß, keinen Posten zu erhalten."

„Sie haben immer eine vortreffliche Ansichtsweise gehabt, mein Hauptmann! Sie mögen sich erinnern, daß ich Ihnen dieses schon längst mehr als einmal gesagt habe; denn in der That! es gibt so viele Partikuliers, welche ihren Posten verloren haben, seitdem mein Kamerad nicht mehr an der Spitze steht, daß man viele solcher Posten finden kann, wenn man gut sucht. Doch trotz dem Allem kam ich sauber weg mit meinen Bemühungen; wenn ich auch meine Augen so weit aufriß, als der Schlund unserer Haubizen ist, fand ich doch so wenig leere Plätze, als Butter in den Töpfen eines Spitales."

„Ich wandte mich an einen Wirth, welcher den ‚Keller des Wilden' hat, am Palais-Royal, um mit dem Wilden zu tauschen, welcher dort präsent ist und den ich vor meinem Unglück da unten, in Betracht dessen, daß es mein College beim ersten Jägerbataillon der alten Garde war (denn er war aus Courbevoie gebürtig), gut kennen gelernt habe, aber dieser Wirth, der Nichts ist, als ein wahrer Chinese, hat mich unter

dem Vorwande meiner kleinen Gestalt auf feine Weise auf die Seite gebracht. Ja! er hat geglaubt, wenn ich auf seiner Rolltrommel spielte, würden die Gäste seines Hotels Nichts als die Federn meiner Mütze sehen, weil das Tambourin seines Invaliden-Orchesters höher als ich sei. Dann wollte ich in den Cirkel der Brüder Frankoni eintreten, um bei ihren militärischen Evolutionen die Cymbel zu schlagen. ‚Es muß von Geburt ein Neger sein, wer hier zugelassen werden will,' antwortete man mir. Betrogen! Endlich sagte man mir überall: ‚Wir danken, mein guter Mann! wir haben für den Augenblick Niemand nöthig.' Ich habe bloß eine einzige Stufe zu ersteigen," fuhr Romeuf mit einem bittern Lächeln fort, "das ist folgende: Ich muß mich dem neuen Regimente einverleiben lassen, das ganz aus klugen Hasen zusammengesetzt ist, die ich noch gestern Abend auf dem Boulevard du Temple manövriren sah. In der That! es macht Freude, da zuzusehen. Hauptsächlich ist da ein kleines weißes Häschen mit schwarzem Schwanze, welches das einfache Rollen auf eine — eine — engelschöne Weise ausführt, wie mir unser Tambour-Major sagte, den sie genau gekannt haben. Aber das Alles, mein Hauptmann, ist bloß eine Geschichte zum Lachen, bei der man sich in Ihrer Gesellschaft ein wenig unterhalten kann. Ein alter Hase wie ich, mit Einem Worte der Sieger von Wagram, kann nicht im Grade fallen, wenigstens ist dieß meine Ansichtsweise."

Bonneville, der mehr als einmal über den Bericht des Tambours gelacht hatte, aus welchem er seine Verstandesverwirrungen wieder ersah, gab zur Antwort:

„Mein Theurer! haben Sie denn keinen Verwandten, keinen Freund, welcher, in Erwartung besserer Tage, Sie ein wenig unterstützen könnte?"

„Niemand, mein Hauptmann. Es gibt zu wirklicher Zeit keine Freunde mehr. Was meine Eltern anbelangt, ach! so wissen Sie ja, daß ich meine Mutter

niemals kannte und daß mein Vater davon ging und mich nachließ."

„Meiner Treu! das wußte ich nicht. Sie geben mir die erste Nachricht davon."

„Bah! offen hat man es Ihnen vom Bataillon aus nicht gesagt. Als einzige, alleinige Verwandtschaft hatte ich bloß eine Art apogryphischen Taufpathens, der in dem frühern königlichen Dragonerregiment Brigadier war, und der seine Tage an der Schwäche der Invaliden endete. Dieser hat sich meiner Erziehung angenommen, für welche er ein gutes Stück Geld erhielt. Ja, er kann sich rühmen, dem Vormünder seines Zöglings mit wahrer Wollust das Geld abgestohlen zu haben. Oh! altes Kraut ist bös zu kochen! Wenn ich nur daran denke. —"

Indem Romeuf diese Worte sprach, machte er eine ausdrucksvolle Geberde und fuhr mit seiner Hand leicht über seinen Rücken, dann fügte er hinzu, indem er den Kopf schüttelte:

„Was wollen Sie, mein Kommandant! das war die Ansichtsweise des Instruktors, der mir von Seite der Regierung gegeben wurde. Wenn man ihn am Inspektionstage hätte machen lassen, er hätte meine Haare mit einem Nagel gestriegelt."

„Aber Ihre Mutter und Ihr Vater, wer sie auch gewesen sein mögen, mußten doch Verwandte haben. Haben Sie niemals davon sprechen hören?"

„Niemals! durchaus niemals, mein Hauptmann. Alle waren fest entschlossen, gegenüber von mir, dem armen Unschuldigen, das tödtlichste Inkognito zu beobachten. Ueberdieß glaube ich, wird es bei ihnen auch nicht flott hergehen. Meine Mutter war bloß eine einfache Marketenterin bei den Dragonern, welche, wie man sagt, bloß des Teufels Schönheit als Eigenthum besaß. Und dann in Revourdin, wo ich, während die Schwadron der königlichen Dragoner dort lag —"

„In Revourdin!“ unterbrach ihn Bonneville gleichgültig.

„Ja, mein Kommandant! in Revourdin, im Rhone-Departement. Es ist ein prächtiger Ort, sage ich im Vorbeigehen; die Kinder kommen ganz natürlicher Weise in den Kellern zur Welt, auf Haufen ausgewachsener Kartoffeln; auf diese Art bin ich ein wenig ländlich auf die Welt gekommen, ich, der ich hier spreche; aber welches Federnbett! entschuldigen Sie. Kennen Sie vielleicht dieses Land, mein Hauptmann?“

„Oh, mein Gott! — nur ein wenig — Es ist schon lange Zeit her,“ erwiderte Bonneville, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr, wie Jemand, der sich eine dunkle Erinnerung ins Gedächtniß rufen will. Romeuf erwiderte:

„Ja, mein Hauptmann! es ist schon lange Zeit her. Es sind ungefähr dreiunddreißig Jahre; Sie müssen damals noch recht jung gewesen sein?“

„Ja!“ murmelte Bonneville vor sich hin, dessen Gesicht auf einmal düster geworden war. Dann, indem er das Gespräch auf etwas Anderes lenkte, fuhr er mit dem Tone eines auffallenden Wohlwollens fort:

„Sehen Sie, mein armer Romeuf, ich habe meine Posten zu inspiziren, und die Zeit verstreicht. Kann ich Ihnen irgend Dienste leisten?“

„Was Ihre Ansichtsweise betrifft, mein Hauptmann, so kann man sicher sein, daß —“

„Mein Schwager,“ unterbrach ihn Bonneville hastig, „ist Oberstlieutenant von einem der schönsten Bataillone der Garde national, ich werde, wenn Sie wollen, ihn bitten, er möchte Sie als Tambour-Major in eines dieser Bataillone aufnehmen. Ist Ihnen diese Stelle genehm?“

„Mein Hauptmann, dieser Vorschlag ist um so

schmeichelhafter, als er vollkommen mit meiner Ansichtsweise übereinstimmt."

„Nun, hier ist meine Karte, besuchen Sie mich morgen nach der Ablösung der Garde. Wohlan, mein Theurer, Adieu!"

Romeuf kam exakt zum Besuche und acht Tage nachher trat der Extambour der Jäger zu Fuß bei der alten Garde an der Spitze eines der Bataillone der Bürgergarde stolz einher, nachdem er seinem Tambour-Major und allen Tambours unter seinen Befehlen erzählt hatte, auf welche Art er allein die Schlacht von Wagram gewonnen hatte.

12.

Ein Triumph.

Im Monat des April 1836 las man in den ersten Journalen von Paris unter dem Titel ‚verschiedene Neuigkeiten' folgenden Artikel:

„Eine rührende Feierlichkeit hatte gestern Morgen statt. Es handelte sich darum, einem Tambour-Major von einem der schönsten Regimenter der Hauptstadt die letzte Ehre zu erweisen. Diejenigen, welche Romeuf nicht kannten, waren erstaunt, eine so achtbare Versammlung zu sehen, unter denen man den größten Theil der höhern Offiziere dieses Regiments, ein starkes Detaschement der National-Garde, eine Abtheilung des Linien-Militärs, wie auch eine zahlreiche Deputation der Tambours von andern Regimentern in Paris bemerkte. Unter den Offizieren, welche zur alten Armee gehört hatten und unmittelbar dem Trauerwagen folgten, zeichnete sich einer, ein Offizier vom Generalstabe, ein Mann von hoher Haltung, nicht sowohl durch das große Ordensband der Ehrenlegion aus, welches seine Brust zierte, als durch den tiefen

Schmerz, dessen Spuren er auf dem Gesichte trug. Es war der General-Lieutenant Michelin, unter dessen Befehlen Romeuf lange Zeit gedient hatte, damals als er eines der Regimenter der alten Garde kommandirte.

Herr Ducantal, Advokat und Hauptmann in der Legion, zu welcher Romeuf gehörte, hielt auf dem Grabe des braven Tambours eine Rede. Diese Rede wird besser, als wir es thun könnten, die lebhafte Sympathie erklären, welche diese Menge von Leuten zusammen geführt hatte.

„Meine Herren!“ sagte Herr Ducantal, „wenn Jemand die Menge Leute betrachtet, welche sich in diesen engen Raum zusammen drängen, wie sollte er glauben, daß dieses deßwegen sei, um einem bescheidenen Tambour die letzte Ehre zu erweisen? Aber nach dem glücklichen Ausdrucke unseres erlauchten Marschalles, des Grafen von Lobau, war dieser Tambour in seiner Art eine der Zierden unseres kriegerischen Ruhmes; jeder von uns hat es sich zur Schuldigkeit gemacht, diesem edlen Ueberreste unserer alten Armee zu huldigen.

Romeuf, geboren zu Revourdin im Rhone-Departement, zählte kaum fünfzehn Jahre, als er mit so vielen Freiwilligen zur Vertheidigung seines Vaterlandes heranflog. Als Tambour in die zweiunddreißigste Halbbrigade aufgenommen, machte er die ersten Feldzüge in Deutschland alle mit und war Einer der Tapfern, welche über die Donau schwammen; überall machte er sich durch seine gute Aufführung und durch seinen Muth bemerklich; aber dieß war nur das Vorspiel der glänzenden That, welche ihm die Ehre verschaffte, auf dem Frontisspice des Pantheon zu glänzen. Bei der Schlacht von Arkole gewann er die Ehrenschlägel, welche wir voll Hochachtung auf seinen Sarg gelegt haben, er erhielt auch die Erlaubniß, in die Consular-Garde als Tambour einzutreten, dann

unter die Jäger zu Fuß bei der alten Kaiser-Garde und endlich als Tambour-Major in unsere schöne Legion aufgenommen zu werden, wo sich Jeder von uns geschmeichelt fühlte, ihn unter die Zahl seiner Kameraden zählen zu dürfen.

Ein Ehrenbrief, von Bonaparte unterzeichnet, den wir in unsern Händen hatten, bezeugt, daß ihm der erste Consul zur Belohnung seines ausgezeichneten Verhaltens und seiner hervorstechenden Tapferkeit in der Schlacht von Arcole, wo er unter dem Feuer der Oestreicher über den Kanal schwamm, den Trommelmarsch schlug und das Beispiel der Unerschrockenheit gab, unter dem Titel einer Staatsbelohnung die Ehrenschlägel zuerkannte. Das Kreuz der Ehrenlegion, welches er zu Zeit der Stiftung derselben um seiner Ehrenschlägel willen erhielt, machte den ganzen Ruhm, das ganze Glück Romeufs aus, und vor Kurzem, noch auif seinem Todenbette fühlte er, wie seine Kräfte weuder auflebten, im Andenken an solch werthvolle Zeugnisse der Zuneigung seines alten Generals, der mnser aller Kaiser wurde.

Alle ausgezeichneten Thaten des Tambour Ro-Heuf hier aufzuzählen, würde zu lange dauern, meine werren. Wir sagen bloß, er war vierzehn Mal ver-rundet; Austerlitz, Jena, Eylau, Friedland und Wag-am, waren die Zeugen seiner Tapferkeit; seine erste Schlacht war Jemappes, seine letzte Waterloo.

Während der zwanzig Jahre, innerhalb welcher Romeuf bei der Pariser National-Garde stand, unterließ er zu keiner Zeit Proben seiner Treue zu geben, und wußte sich wie früher bei der großen Armee, durch seine gute Aufführung die Achtuug seiner Vorgesetzten und die Zuneigung der unter seinen Befehlen stehenden Tambours zu erwerben.

Meine Herren! indem wir bei diesem traurigen Anlasse das Gedächtniß Romeufs ehren, ehren wir die ganze Armee; möge unsere unbesiegbare Armee

in der Huldigung, welche wir einem ihrer alten Repräsentanten weihen, die Gefühle der Brüderschaft wieder erkennen, welche uns mit ihr vereinigen; Sie möge den Beweis sehen, daß die National-Garde immer glücklich und stolz darauf sein wird, den Vertheidigern des Vaterlandes ihre Reihen zu öffnen, wenn sie die Zeit der Ruhe zu ihrem heimatlichen Heerde zurückruft.

Adieu, Romeuf, adieu, unerschrockener Tambour von Arcole! auf dieser Erde wird die Frontespice des Pantheon Dich verewigen, und in der andern Welt, wenn es ein Elysium für die Tapfern gibt, wirst Du da gewiß Deine Stelle finden.“

Nach dem Herrn Hauptmann von Ducantal, dessen beredte Worte eine tiefe Rührung hervorgebracht hatten, sprach, wie der Berichterstatter hinzufügte, Herr von Bonneville, General-Einnehmer des Departements von ***, welchen trotz seines hohen Alters, der Minister nach Paris beschieden hatte, und der gleichfalls einer der Waffengefährten Romeufs gewesen war, Herr von Bonneville sage ich, sprach im Namen aller seiner Kameraden auf dem Grabe dessen, der nicht mehr war, einige Worte des Abschieds, welche zu verstehen seine lebhafte Rührung und die Schwäche seiner Stimme uns unmöglich machten. Aber der Augenblick, in welchem die Anwesenden eine Art schmerzhaften Entzückens empfanden, war der, wo der General Michelin, vom Aeltesten der Legion, der den Trauerzug führte, beauftragt, die Leichenfeierlichkeit zu beendigen, und auf den Leichnam des Todten die erste Scholle Erde zu werfen, mit wankendem Schritte gegen den gähnenden Graben vortrat. Kaum hatte der ehrenwerthe General die Kraft, die letzte Pflicht zu erfüllen, seine Betrübniß war äußerst tief, man war genöthigt, ihn zu halten, und ihn nachher bis zu seinem Gefährte zu führen.

„Diese Feierlichkeit,“ sagt das Journal am Ende,

„ist ein neuer Beweis der Zuneigung, welche in Frankreich Muth und Tugend einflößen, unter welcher Stufe der Gesellschaft sie sich immer treffen mögen, Sie möge die Bande, welche in der Achtung der Nation alle Menschen vereinigen und gleichstellen, wenn sie auch durch ihre Dienste der Talente von einander getrennt sind, immer fester knüpfen, sie möge den Bürgern, welchen Rang sie auch immer einnehmen mögen, beweisen, daß es von ihnen abhängt, wenn sie die Zeugnisse des öffentlichen Dankes einernten wollen, und daß sie deßhalb nur den Heroismus und die Tugend des armen und bescheidenen Tambour von Wagram zum Muster nehmen sollen.“

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Kaum war der General-Einnehmer Bonneville zu seiner Familie zurückgekehrt, als er durch einen Boten von Paris ein sorgfältig eingepacktes Packet von Wachstuch erhielt, dessen Ueberschrift folgendermaßen lautete:

„An den Herrn Grafen von Bonneville, dem frühern Unterofficier bei den Jägern zu Fuß unter der alten Kaisergarde, dem frühern Oberstlieutenant der königlichen Garde, dem Offizier der Ehren-Legion, dem Commandeur des Christus-Orden, gegenwärtigen General-Einnehmer des Departement *** in ***.

Die Sonderbarkeit dieser Aufschrift nahm dem alten Militair Wunder. — „Diejenigen, welche mir dieses Packet zusenden,“ sagte er heiter, „hätten mir es doch vor einigen Tagen, als ich mich in Paris befand, in meinen Gasthof senden können.“ Schnell überließ er sich wieder dem natürlichen Wohlwollen seines Charakters, und fügte hinzu: „Vielleicht kennen die Leute meinen Aufenthaltsort nicht. Uebrigens lasset uns sehen, was dieses Packet enthält.“

Der General-Einnehmer ließ es in sein Kabinet tragen, und schloß sich da ein. Eine Art von Vor-

gefühl sagte ihm, indem er es eröffnet, werde er einen feierlichen Akt begehen. Mit zitternder Hand riß er den Umschlag des Packetes hinweg, erbrach das Schloß und fand zu seinem großen Erstaunen folgende, mit einem Trauerflor bedeckte Gegenstände:

1) Zwei Trommelschlägel, in Silber gearbeitet, auf deren Ende folgende Worte eingravirt waren: „Ehrenschlägel von der französischen Regierung Raymond Romeuf zuerkannt, von der zweiunddreißigsten Halbbrigade, gebürtig von Revourdin im Rhone-Departement, zur Belohnung seiner herrlichen Waffenthat und seiner Unerschrockenheit beim Uebergange über die Brücke von Arcole in Italien, den siebenundzwanzigsten Frimaire im fünften Jahre der Republik.

2) Ein Kreuz der Ehrenlegion mit dem Bildnisse Napoleons, welchem ein halber Durchmesser fehlte, der ohne Zweifel durch eine Kugel oder durch das Streifen einer Kartätsche zerbrochen war.

3) Ein goldener Ring, sehr gebraucht, in dessen Umkreis man mit kleinen Ziffern eingegraben einige Worte und ein Datum lesen konnte.

4) Ein kleines Portefeuille mit schwarzem altem Felle, in welchem ein Auszug des Taufscheines und der Dienstverhältnisse war. Dieser Auszug aus dem Taufscheine und den Dienstverhältnissen lautete auf den Tambour Romeuf.

5) Endlich ein Säbel, nach dem Model von denjenigen, welche die alten Infanterie-Soldaten aus der alten Kaisergarde führten. Die Klinge desselben, seiner ganzen Länge nach schartig, bezeugte hinlänglich den Gebrauch, welchen wohl der Eigenthümer davon gemacht hatte.

Diesen verschiedenen Gegenständen war ein Brief, der unter dem Umschlag stack, beigefügt, welchen Herr von Bonneville so schnell als möglich mit unglaublicher Neugierde entsiegelte. Dieser Brief war folgendermaßen abgefaßt:

„Herr Graf!

Indem ich die Ehre habe, Ihnen diese verschiedenen Gegenstände, die einzigen Reichthümer eines unserer Kameraden, zu übersenden, vollziehe ich den letzten Willen des Tambour Romeuf, von der *** Legion der Pariser Nationalgarde. Dieser brave Soldat, so ruhig auf seinem Todtenbette, als auf dem Schlachtfelde, ließ mir, ungefähr vor acht Tagen, blos einige Augenblicke vor seinem Tode, melden, er habe mir einen wichtigen Auftrag zu geben. Ich fand mich bei ihm ein.

‚Mein Major,' sagte er mit erstickender Stimme, indem er mir seine Ehrenschlägel, sein Kreuz und einen alten, an der Wand seiner armseligen Wohnung aufgehängten Säbel zeigte, ‚ich besitze Gegenstände, welche ich nach meiner Ansichtsweise (das ist sein Ausdruck) nicht wohl in den Laden eines armseligen Kaufmannes wandern lassen kann, wenn ich in die Pantoffeln des ewigen Vaters geschlüpft sein werde. Also, wenn ich mein Auge geschlossen haben werde, so thun Sie mir den Gefallen und die Freundschaft und senden meinem alten Sergeanten bei den Jägern zu Fuß unter der alten Kaisergarde, Namens Bonneville, diese Schlägel, welche mein Ruhm waren, dieses Kreuz, das ich bei Austerlitz, Jena, Eylau, Friedland, Wagram, bei der Moskawa, bei Saint-Dizier und bei Waterloo trug, und welches direkt auf meiner Brust bei Wagram einen so heftigen Stoß erhielt, daß ich es unverzüglich zum Waffenmeister des Regiments getragen hätte, um es wieder besohlen und ein Schnäbelchen daran machen zu lassen, (dieß sind die eigenen Ausdrücke Romeufs) wenn ich in meiner Betäubung mich selbst hätte davon machen können. Senden Sie auch dem Sergeanten Bonneville die in diesem Portefeuille enthaltenen Papiere und vor Allem diesen Ring, welcher meiner armen Mutter gehörte. Das ist Alles, was ich von ihr geerbt habe, der theuren Frau!

Herr Bonneville hat seitdem ein Bataillon der königlichen Garde commandirt. Er verdiente diesen Posten, er hatte sogar die erforderlichen Fähigkeiten, um zur Zeit des Kaisers zwei zu commandiren, aber der kleine Korporal trat ihm in den Weg und einigen Andern, eine sehr widerwärtige Ansichtsweise. Doch es liegt Nichts daran. Er ist gestorben, gestorben auf einem Felsen da unten und ich sterbe hier auf meinem Bette, herumgerollt, wie ein altes Trinkgeschirr auf einem verlassenen Felde, einzig und allein, weil wir uns über etwas Gewisses niemals recht verstanden haben. Um aber auf die Sache wieder zurückzukommen, schicken Sie dieses Alles an Bonneville, welcher, wie man mir sagt, wirklich General-Einnehmer des Departements *** in *** ist. Ich kenne sein Herz; ihm verdanke ich die Stellung, welche ich in Ihrer Legion eingenommen habe, mein Major; ich wußte die Güte seines Charakters, und überdieß seine Ansichtsweise, anzuschlagen, nach unserem Zwiste auf dem kleinen Manufakturposten und zur Zeit meines Unglücks, immer unter der Regierung meines Kameraden; ich bin sicher und gewiß, er wird alle diese Gegenstände voll Achtung aufbewahren, um mein Angedenken zu ehren, das dem seinigen noch nicht entschwunden sein wird. Mein Major,' fügte Romeuf bei, ‚versprechen Sie mir auf das Ehrenwort eines Militärs hin, meine letzten Wünsche zu erfüllen!' Ja, mein theurer Romeuf, erwiderte ich ihm gerührt, ich verpflichte mich auf mein Ehrenwort, Ihren Befehlen zu folgen. ‚Es ist gut, fuhr der brave Tambour fort. ‚Doch geben Sie mir Ihre Hand, wir wollen uns trennen, denn sie kennen das Sprüchwort der Schwachen: wenn man todt ist, so ist man am schlechten Laufe der Zeit gestorben. Ich bitte Sie, sagen Sie meinen Obern, meinen Kameraden, meinen Collegen und meinen Untergebenen, daß ich sie da oben nicht vergessen werde, in der Ueberzeugung, daß

ich durch Gottes Gunst dem Paradies der Tapfern einverleibt bin, und daß, wenn eines Tages Frankreich an Russen und Preußen Rache nimmt, welche uns in den Jahren 1814 und 1815 verschlungen haben, und über welche ich meine Ansichtsweise haben werde, selbst nach dem Tode; wenn eines Tages, sage ich, die Tambours des Vaterlandes ihre Rache nehmen werden, daß es einen alten Soldaten der alten Garde gibt, der mit ihnen den Trommelmarsch schlagen, und der den Kopf an das Fenster seiner himmlischen Kaserne stecken wird, um sie zu ermuthigen. Adieu, mein Major! umarmen Sie mich. Ich gebe Ihnen meinen Segen, denn ich habe als älterer Soldat das Recht dazu; der Segen eines alten Soldaten, welcher im Sterben liegt, ist wie der einer Mutter, die Ihnen das Leben gegeben hat; er bringt Glück, wenigstens war dieses immer meine Ansichtsweise.'

Der Todeskampf des alten Soldaten begann, nachdem er die Worte ausgesprochen hatte, die ich Ihnen ganz wörtlich berichte. Dieser Todeskampf dauerte noch drei Stunden, und die letzten Worte, welche er vor seinem Tode aussprach, waren die Namen; Bonneville, Wagram, Napoleon; dann war Alles gesagt.

Ich bitte Sie um Verzeihung, Herr Graf, daß ich mit Ihnen in diese kleinlichen Details eingegangen bin, aber sie haben mich so tief gerührt, daß ich dem Wunsche, sie Ihnen zu berichten, nicht widerstehen konnte. Ich glaube überdieß, daß für eine solche Seele, wie die Ihrige ist, dieselbigen nicht gleichgültig sein werden. Ich entledige mich also mit der genauesten Pünktlichkeit des Auftrages, welcher mir durch den biedern Romeuf unsern Kameraden aufgetragen wurde, und ich lege in Ihre Hände die glänzenden Ehrenzeichen eines im Grunde wenig bekannten Soldaten, welche übrigens nichts desto weniger wahre Reliquien sein werden, so lange die Worte ‚Ehre und Vater-

land' in unserm Land die Anerkennung behaupten werden, welche ihnen immer zu Theil wurden.

„Vermittelst eines Umstandes, welchen zu erklären mir unmöglich sein wird, oder vielmehr vermittelst eines ganz gut zu beurtheilenden Ungefährs ist der Name, den Sie auf dem silbernen Ringe lesen, welchen Romeuf bis zu seinen letzten Augenblicken zum Angedenken an seine Mutter am Finger trug, derjenige, welchen Sie führen, und derjenige, welcher gleichfalls geschrieben ist: de Bonneville. Unser alter Kamerad, der nicht lesen konnte, hat ohne Zweifel diese geheimnißvolle Inschrift nicht gekannt, welche ihm doch zur Entdeckung des Urhebers seines Lebens hätte verhelfen können. Vielleicht, Herr Graf! hat Einer Ihrer Verwandten in der kleinen Stadt Revourdin, im Departement der Rhone gewohnt; vielleicht hat dieser Verwandte das arme Mädchen verführt, das Johanna Romeuf hieß. Ich überlasse dem Wohlwollen, oder vielmehr der Freundschaft, welche Sie, wie man mir schon längst versichert hat, gegen den Tambour Romeuf hegen, die Sorge, diesen Punkt aufzuklären, welcher großes Interesse darbietet, obwohl die Frucht dieser Verführung nicht mehr lebt. Unser Kamerad ernährte mit seinem geringen Solde eine alte Tante, die ältere Schwester seiner unglücklichen Mutter, welche er, ich weiß nicht wie, in Paris aufgefunden hatte. Diese gute Frau, deren einziger Beschützer er war, wird sich in Folge dieses Todesfalles in der vollständigsten Hülflosigkeit befinden. Die arme schwache Frau ist beinahe achtzig Jahre alt; es wäre vermöge Ihrer Neigung zu thätiger Unterstützung und Ihres wohl bekannten Edelmuthes eine Ihrer würdige That, wenn Sie die Verzweiflung dieser biedern Frau beschwören würden, welche keine Unterstützung auf der Welt mehr hat. Ich habe, Herr Graf, von Ihrer hohen Pietät reden hören, welche bloß Ihrem eminenten Muthe im Laufe unserer Siege verglichen werden könnte. Ich

kann also nicht wohl an Ihrem mächtigen Mitleide zweifeln, welches Sie wirksam sein lassen werden, um die einzige Verwandte eines Mannes zu unterstützen, der unter Anrufungen Ihres Namens und unter Glückswünschen für Ihre Zukunft gestorben ist.

Mögen Sie, Herr Graf, die Gefühle von Ehrfurcht und von tiefer Achtung billigen, mit welchen ich die Ehre habe zu sein Ihr unterthänigster und gehorsamster Diener

Im April 1836.

*** Major von der Legion ***
unter der Nationalgarde von Paris."

Währenddem Herr von Bonneville den ersten Theil dieses Briefes las, hatte er häufig die Hand auf die Augen gehalten, um die Thränen abzutrocknen, welche sie verdunkelten. Die Zeilen, in welchen die Rede vom Ringe war, brachten ihn zum Zittern; eine lebhafte Röthe fuhr ihm plötzlich über seine Stirne, sein Athem wurde keuchend; er zitterte, er, der niemals gezittert hatte. Als der Brief zu Ende war, zog er mit fieberhafter Lebhaftigkeit den silbernen Ring hervor, und las da: Louis von Bonneville, Johanna Romeuf, im Mai 1782. Auf diesen Anblick trat ihm ein kalter Schweiß über die Stirne; er sank von seinem Schreibtisch auf die Kniee nieder, verbarg sein Haupt in seinen Händen, und rief mit einer von Schmerz gebrochenen Stimme:

"Johanne! meine arme Johanne! das bist Du! ja Du bist das junge Mädchen, das ich so zärtlich liebte, und das ich doch zu verlassen genöthigt war, als die gebieterischen Pflichten des Krieges mich unter die Fahnen riefen. Als ich Dich verließ, wurdest Du Mutter, ich wußte es nicht; ich nehme Dich zum Zeugen, mein Gott! Wie kommt es, daß ich diesen unglückseligen Umstand niemals erfahren habe! Warum habe ich nicht gesucht, mir die Zuneigung, die mich gegen meinen Willen, gegen meine Erwartungen, selbst

trotz gerechter Beschwerden, zu diesem armen Soldaten, zu diesem guten Romeuf hinzog, zu erklären? Es war mein Sohn, ja er; und todt ist er! Er ist todt, ohne daß ich ihn umarmt hätte! Ich werde nun nicht mehr zu ihm sagen können: ‚Ihr Sergeant hat einstens bei unserm Oberst um Gnade für Sie angehalten. Heute ist es Ihr Vater, welcher Sie um die ihrige bittet, weil er Ihre Mutter verlassen hat!' Ach! arme Frau, und Du, armer Soldat, was habt ihr dem Himmel gethan, daß er euch mit so viel Elend heimsuchte, während er mich mit Reichthum, mit Ruhm, mit Ehre beglückt hat? Aber dieser einzige Augenblick verschaffe euch beiden Genugthuung."

Das Gesicht mit Thränen überschwemmt, das Herz durch Kummer gebrochen, wandte sich Herr von Bonneville, indem er diese letzten Worte mit unterbrochener Stimme sagte, gegen den Schreibtisch, auf welchem das Paket Romeufs, diese Art von Heiligthum des Soldaten gelegt war; dann nahm er das verstümmelte Kreuz des Tambours in die Hand, betrachtete es mit Zärtlichkeit, und hielt es endlich voll Pietät an die Lippen, indem er die Namen Johanne und Romeuf leise dazu aussprach.

Aber bald rief er, wie ein Mann, der eine tröstliche Entschließung gefaßt hat: "Ich habe ein Mittel, um theilweise den von mir begangenen Fehler wieder gut zu machen. Es handelt sich um die Ruhe meiner mir noch übrigen Tage."

Er schellt, sein Kammerdiener erscheint.

"Sagen Sie sogleich meinen Söhnen, Sie sollen augenblicklich auf mein Zimmer kommen."

Der Bediente gehorchte. Die zwei jungen Leute zögerten nicht zu erscheinen.

"Großer Gott! was ist Ihnen widerfahren, mein Vater!" rief der Jüngste, indem er die Unordnung bemerkte, welche in dem Kabinet herrschte, noch mehr, als er das Gesicht des Grafen ganz verändert sah.

„Man muß nach dem Doktor schicken," sagte der Aeltere, indem er die Hand seines Vaters mit Zärtlichkeit küßte.

„Es ist nichts, meine Kinder," erwiderte Herr von Bonneville. „Hören Sie mich, ohne mich zu unterbrechen. Es sind vierzig Jahre und darüber, daß ich die Schandthat beging, ein junges Mädchen zu verführen und zu verlassen, während ich das Schloß eures Großvaters bewohnte. Ein armes Kind war die Frucht dieser tadelnswerthen Verbindung. Dieser Unglückliche, von seinem Vater verlassen und seiner Mutter beraubt, welche übrigens nur ihn verließ, um zu sterben. Der Unglückliche wurde Soldat. Er war tapfer unter den Tapfersten und gewann Anfangs die Ehrenschlägel; denn er konnte bloß Tambour sein, versteht ihr mich? Der, welcher vergessen hatte, ihm einen Namen und Brod zu geben, hat auch vergessen, ihm eine Erziehung zu geben, ohne welche man zu nichts kommen kann. Er erhielt in der Folge das Kreuz der Ehrenlegion. Seht da die Ehrenzeichen dieses unerschrockenen Soldaten; seht hier sein Kreuz, seht hier das Verzeichniß seiner Dienste. Nun, was rathet ihr mir zu thun?"

„Mein Vater," riefen von selbst die zwei jungen Leute, „man muß diesen wackern Soldaten hieher kommen lassen. Wir wollen ihn wie einen Bruder lieben, wir wollen ihn wie einen solchen behandeln, und als unsern ältesten Bruder achten."

„Gut, meine Kinder! recht gut!" sagte der Graf und stand auf, um seine Kinder an das Herz zu drücken; „ihr seid meiner würdig. Unglücklicherweise lebt dieser brave Soldat nicht mehr; er ist gestorben; ja er ist gestorben, ohne mich gekannt, ohne mich als seinen Vater umarmt zu haben. Aber eine alte Schwester seiner Mutter, welche er mit seinem niedrigen Tambour-Gehalte erhielt, lebt noch. Was für eine Rente soll ich ihr aussetzen? sprecht! ein guter Vater

ist nur der Pächter des Vermögens seiner Kinder, ich überlasse es euch, die Größe dieser Rente zu bestimmen.«

Der Aeltere nahm sogleich die Feder zur Hand; nachdem er sich mit seinem Bruder berathschlagt hatte, schrieb er einige Worte auf ein Papier, das er sogleich seinem Vater in die Hände gab.

Die Leibrente der alten Tante ward auf tausend Thaler festgesetzt.

Herr von Bonneville umarmte seine beiden Söhne mit hoher Rührung. Den nächsten Tag zierten die ruhmvollen Ehrenzeichen den Salon des General-Einnehmers als eine Familien-Trophäe, und die Verschreibung der Leibrente von drei tausend Franks wurde in das große Buch geschrieben und nebst dem Zinse eines Jahres dem Major der National-Garde zu Paris übersandt.

So bezahlte der Graf von Bonneville die Schuld des Sergeanten der Jäger unter der alten Garde.

Ein Rheinmährchen,

von

Viktor Hugo.

Deutsch

von

Dr. Scherr.

1.

Pekopin und Bathilde.

Der schöne Pekopin liebte die schöne Bathilde und die schöne Bathilde liebte den schönen Pekopin. Pekopin war der Sohn des Burggrafen von Sonneck, Bathilde die Tochter des Ritters von Falkenburg. Dem Einen gehörte das Waldrevier, dem Andern das Schloß. Was war also natürlicher, als Schloß und Wald zusammenthun? Die beiden Väter verständigten sich und verlobten ihre Kinder.

Am Tage dieses Verlöbnisses, es war ein Tag im April, erschlossen Fliederbüsche und Weißdornhecken im Forste ihre Blüthen vor dem Sonnenstrahl, tausend kleine Wasserfälle, Schnee und Regen in Bächlein verwandelt, Winterweh in Frühlingswonne umgeschaffen, sprangen anmuthig und rauschend von den Bergen, und die Liebe, der April des verschlichenen

Lebens, klang, glänzte und blühte in den Herzen der beiden Verlobten.

Der Vater Pekopins, ein alter, ehrenfester Ritter, die Zierde des Nahegaus, starb kurz nach der Verlobung, seinen Sohn segnend, und ihm Bathilde empfehlend. Pekopin weinte viel, dann aber kehrte sich sein Blick nach und nach von dem Grabe ab, in welchem sein Vater verschwunden, und dem süßen, leuchtenden Antliz seiner Braut zu. Und er tröstete sich. Wenn der Mond aufgegangen, wer denkt da noch der untergegangenen Sonne?

Pekopin besaß alle Eigenschaften eines adeligen Mannes, eines jungen Mannes und eines Mannes. Bathilde war eine Königin in ihrem Schlosse, eine heilige Jungfrau in der Kirche, eine Nymphe im Walde und eine Fee bei der Arbeit.

Pekopin war ein gewaltiger Jäger und Bathilde eine schöne Spinnerin.

Zwischen Waidtasche und Spindel gibt es aber keinen Haß. Die Spinnerin spinnt, während der Jäger jagt. Ist er abwesend, so findet sie an der Kunkel Zerstreuung. Die Meute bellt, das Rädchen schnurrt. Die Meute, welche schon fern und kaum mehr zu hören ist, einigt sich mit dem Klang eines in den Gebüschen verhallenden Hornes und flüstert ihr noch leise zu: Denk' an Deinen Geliebten! Das Spinnrad, welches die nachsinnende Schöne die Augen herniederzulenken nöthigt, schreit ganz laut mit seiner scharfen Stimme: Denk' an Deinen Gatten! Und wenn Gatte und Geliebter nur Eines sind, dann ist es schon gut.

Verlobt also immerzu die Spinnerin den Jäger und besorgt Nichts.

Man muß indessen zugestehen, daß Pekopin die Jagd in etwas hohem Grade liebte. Saß er einmal zu Pferde, den Falken auf der Faust, hörte er um sich das Gebelle seiner krummbeinigen Spürhunde: dann hielt ihn Nichts mehr auf, und er flog, Alles vergeſ-

send, dahin. Man soll aber keine Sache übertreiben. Das Glück liegt in der Mäßigung. Haltet daher Eure Wünsche im Gleichgewicht und Eure Lüste im Zügel. Wer die Pferde und Hunde allzusehr liebt, beleidigt die Frauen; wer die Frauen allzusehr liebt, beleidigt Gott.

Sah Bathilde, und das kam oft vor, ihren Pekopin zur Jagd bereit auf dem Pferde sitzen, welches laut wieherte vor Freude, und stolzer schien, als wenn es Alexander den Großen in seinem Kaiserstaat trüge, sah sie Pekopin ihm schmeicheln, seinen Hals mit der Hand klätscheln, die Sporen aus den Weichen thun — dann wurde sie auf das Roß eifersüchtig. Sah Bathilde, das edle stolze Fräulein, der Stern der Liebe, der Jugend und Schönheit, wie Pekopin seiner Dogge schön that und den plattnasigen, weitnüstrigen Kopf derselben mit den schleppenden Ohren und dem schwarzen Maule an sein schönes, männliches Antlitz heranzog, dann wurde sie eifersüchtig auf den Hund.

Traurig und verletzt ging sie, um sich in ihrem heimlichen Kämmerlein auszuweinen. Dann zankte sie die Mägde aus, nach den Mägden ihren Zwerg. Denn es ist der Frauen Verdruß wie der Regen im Walde, der zweimal niederfällt.

Am Abend kam Pekopin bestaubt und ermüdet heim. Bathilde schmollte und murrte noch ein wenig, ein Thränchen in der Wimper ihres blauen Auges. Doch Pekopin küßte ihre kleine Hand und sie ward ruhig, Pekopin küßte ihre Stirne und sie lächelte.

Die Stirne Bathildes war weiß, rein und glänzend, wie das elfenbeinerne Jagdhorn Karls des Großen.

Dann zog sie sich in ihr Thürmchen zurück und Pekopin in das seinige. Sie duldete niemals, daß er ihren Gürtel berührte. Eines Abends drückte er sie leise am Ellbogen und sie ward roth über und über. Sie war nur verlobt, nicht vermählt.

Schamhaftigkeit ist an Frauen das, was Mannhaftigkeit an Männern.

2.

Der Vogel Phönix und der Planet Venus.

Sie liebten sich, daß es eine Lust war.

Pekopin hatte in seinem Waffensaale auf Sonneck ein großes, vergoldetes Gemälde hängen, welches den Himmel und die neun Himmelskreise darstellte und jeden Planeten in seiner eigenthümlichen Farbe, mit der rothen Namensbezeichnung desselben nebenan: Saturn (bleiweiß), Jupiter (hell, aber etwas blutröthlich), Venus (morgenroth), Merkur (scharfglänzend), der Mond (silberleuchtend), die Sonne (hochfeurig und strahlend).

Pekopin löschte den Namen „Venus“ aus und schrieb an dessen Stelle „Bathilde.“

Bathilde hatte in ihrem Ankleidezimmer eine gestickte Seidentapete, auf welcher ein Vogel abgebildet war von der Größe eines Adlers, mit goldenem Ring um den Hals, purpurfarbenem Leib, blauen und karminrothen Federn im Schweif und mit einem Kamm auf dem Kopfe, welchen ein Federbusch überragte. Unter diesem Wundervogel stand das griechische Wort „Phönix.“ Bathilde trennte das Wort aus und schrieb an dessen Namen „Pekopin.“

Inzwischen kam der Hochzeittag allmälig näher, worüber Pekopin außerordentlich froh und Bathilde sehr glücklich war.

Unter dem Jagdtroß auf Sonneck befand sich ein Jäger, ein sehr gewandter Bursche von freier Rede und allerlei regen Anschlägen. Der hieß Erdlang. Er war vordem ein schmucker Bogenschütze gewesen und

wurde von mehreren reichen Bäuerinnen aus Lorch zum Ehemann gewünscht, allein er war derlei Anträgen aus dem Wege gegangen und Hundeführer im Schloß geworden.

Eines Tages, als ihn Pekopin um den Grund dieser Sonderbarkeit befragte, entgegnete Erdlang:

„Gnädiger Herr, die Hunde haben sieben Arten von Wuth, die Weiber aber tausend.“

Ein andermal, als er von der nahe bevorstehenden Hochzeit seines Herrn hörte, ging er kecklich zu diesem und fragte:

„Gnädiger Herr, warum verheiratet Ihr Euch denn?“

Da jagte ihn Pekopin vom Dienst und aus dem Schloß.

Das hätte den Ritter beunruhigen sollen, denn Erdlang war ein verschlagener Kopf und hatte ein langes Gedächtniß. Die Wahrheit aber ist, daß Erdlang an den Hof des Grafen von der Lausitz ging, dort Jägermeister wurde, und daß Pekopin Nichts mehr von ihm vernahm.

In der Woche vor der Hochzeit spann Bathilde in der Fensternische. Da benachrichtigte sie ihr Zwerg, Pekopin komme die Treppe herauf. Sie wollte ihrem Bräutigam entgegeneilen und sprang auf, allein ihr Fuß verwickelte sich in der Schnur des Spinnrades und sie fiel zu Boden. Sie erhob sich zwar sogleich wieder und hatte sich kein Leid angethan, allein sie erinnerte sich dabei, daß der Schloßfrau Liba dereinst Aehnliches zugestoßen, und es ward ihr bang um's Herz.

Pekopin trat freudestralend ein, sprach von ihrer Hochzeit und ihrem Glücke, und die Wolke über ihrer Seele verschwand.

3.

Es wird von dem Unterschied zwischen dem Ohr eines jungen Mannes und dem Ohr eines Greises gehandelt.

Folgenden Tags nach diesem Vorfall spann Bathilde in ihrem Gemache und Pekopin jagte im Walde. Er war allein, nur von einem Hunde begleitet. Wie er so dem Zufall der Jagd folgte, gelangte er an eine Meierei, welche am Eingang des Sonn-Waldes lag, und die Gränzmark der Besitzungen von Sonneck und Falkenburg bezeichnete. Diese Meierei wurde gegen Sonnenaufgang von vier großen Bäumen beschattet, einer Esche, einer Ulme, einer Fichte und einer Eiche, welche man rings im Lande die vier Evangelisten nannte. Es schienen Zauberbäume zu sein. In dem Augenblick, wo Pekopin unter denselben vorbeikam, saßen vier Vögel auf den vier Bäumen, ein Häher auf der Esche, eine Amsel auf der Ulme, eine Elster auf der Fichte und ein Rabe auf der Eiche. Das vierfache Geschrei dieser Vögel kreuzte sich in so wunderlicher Art, daß es schien, als fragten und antwortete sie sich wechselseitig. Ueberdieß war eine Taube zu hören, die man aber nicht sah, weil sie im Walde steckte, und eine Henne, welche man ebenfalls nicht sah, weil sie sich innerhalb des Gehöftes der Meierei befand.

Wenige Schritte davon ordnete ein gebeugter alter Mann die Holzstöcke für den Winter an der Mauer. Als dieser Pekopin herankommen sah, wandte er sich um, richtete sich auf und sagte:

„Herr Ritter, hört Ihr, was die Vögel sprechen.“

„Guter Alter,“ versetzte Pekopin, „was geht mich das an?“

„Herr,“ sagte wieder der Bauer, „für einen jungen Mann pfeift die Amsel, schwatzt der Häher, kreischt die Elster, krächzt der Rabe, girrt die Taube und gluckst die Henne, für einen Greis aber reden die Vögel.“

Der Ritter lachte laut auf:

„Was da? Welche Träumereien!“

Der Greis versetzte ernst:

„Ihr habt Unrecht, Ritter Pekopin!“

„Du hast mich nie gesehen,“ rief nun dieser aus, „woher weißt Du also meinen Namen?“

„Die Vögel nannten ihn so eben,“ entgegnete der Greis.

„Guter Mann, Du bist ein alter Narr!“ meinte Pekopin und ging weiter.

Als er etwa eine Stunde nachher durch eine Waldlichtung schlich, vernahm er Hörnerklang und sah einen prächtigen Reiterzug aus dem Hochwald hervorkommen. Es war der Pfalzgraf, der auf die Jagd zog. Das Gefolge des Pfalzgrafen bestand aus Burggrafen, welche Herren der Schlösser, aus Wildgrafen, welche Herren der Waldungen, aus Landgrafen, welche Herren der Ländereien, aus Rheingrafen, welche Herren am Rhein und aus Raugrafen, welche Herren vom Faustrecht sind. Ein Edelmann des Pfalzgrafen, Garefried mit Namen, erblickte Pekopin und rief ihm zu:

„Schöner Jäger, wollt Ihr nicht mit uns ziehen?“

„Wohin zieht ihr?“ fragte Pekopin.

„Wir suchen einen Geier auf, der zu Heimbach nistet und unsere Fasanerie verwüstet, wir suchen einen Habicht auf, der auf Vogtsberg sitzt und unsere Blaufüße schädigt, wir suchen einen Adler auf, der auf dem Rheinstein horstet und unsere Lerchenfalken tödtet.“

„Und wann kehrt Ihr wieder heim?“ fragte Pekopin weiter.

„Morgen.“

„Ich folge Euch.“

Die Jagd währte drei Tage. Am ersten erlegte Pekopin den Geier, am zweiten den Habicht, am dritten den Adler. Der Pfalzgraf erstaunte höchlichst über den trefflichen Schützen.

„Ritter von Sonneck,“ sagte er zu ihm, „ich belehne Euch mit Rheineck, das von meiner Burg Gutenfels lehnbar ist. Folge mir nach Stahleck, um dort die Belehnung zu empfangen und den Huldigungseid abzulegen in offener Bahn und vor den Schöppen, wie es die Satzung des heiligen Kaisers Karl des Großen gebietet.“

Hier hieß es gehorchen.

Pekopin entsandte daher einen Boten an Bathilde, ihr trostlos anzeigend, daß der gnädigste Wille des Pfalzgrafen ihn augenblicklich nach Stahleck entbiete, um einer höchst wichtigen Sache willen.

„Sei ruhig, meine Huldin,“ fügte er bei, „im kommenden Monat bin ich wieder bei Dir.“

Als der Bote seinen Auftrag erhalten hatte, folgte Pekopin dem Pfalzgrafen in die untere Castellanei von Bacharach, wo er sich zu Ruhe begab. In der Nacht hatte er folgenden Traum:

Er erblickte wieder den Eingang des Sonn-Waldes, die Meierei, die vier Bäume und die vier Vögel. Aber die vier Vögel schrieen, pfiffen und sangen nicht, sondern sie sprachen. Die vier Stimmen derselben welchen sich auch die des Taubers im Walde und der Henne auf dem Gehöfte beimischten, hatten sich zu folgendem wunderlichen Gespräch umgebildet, das dem schlafenden Pekopin deutlich zu Ohren drang:

Häher.

Der Tauber ist im Wald.

Amsel.

Die Henne im Gefild

Und rufet: Pekopin!

Häher.

Der Tauber ruft: Bathild!

Rabe.

Der Ritter wandert weit.

Elster.

Indeß an ihr die Sehnsucht zehrt.

Häher.

Ob er aus Alep —

Amsel.

Fez —

Rabe.

aus Bagdad widerkehrt.

Elster.

Ja! sagte der Tauber; Nein! das Huhn — die Wette gilt!

Henne.

Pekopin! Pekopin!

Tauber.

Bathild! Bathild! Bathild!

Pekopin erwachte. Eiskalter Schweiß überrieselte ihn. Im ersten Augenblick erinnerte er sich des Greises und entsetzte sich, er wußte selbst nicht warum? über diesen Traum und das in selbem vernommene Gespräch. Dann suchte er den Sinn desselben zu begreifen vermochte es aber nicht und schlief wieder ein.

Und als des Morgens der holde Tag wieder anbrach und er die schöne Sonne wieder aufgehen sah, die alle Schatten scheucht und alle Wolken mit Gold säumet, da dachte er weder der vier Bäume mehr, noch der vier Vögel.

4.

Worin gesprochen wird von verschiedenen Eigenschaften, welche verschiedenen Gesandten eigenthümlich sind.

Pekopin war ein Edelmann von hohem Rufe, hoher Geburt, hohem Geiste und liebenswürdigem Wesen. Am Hofe des Pfalzgrafen eingeführt und mit seinem neuen Lehn bekleidet, gefiel er dem edeln Fürsten so sehr, daß dieser eines Tages zu ihm sagte:

„Mein Freund, ich entsende an meinen Vetter von Burgund eine Gesandtschaft und habe Euch Eures ehrenvollen Rufes wegen zum Gesandten ausersehen.“

Pekopin konnte seinem Fürsten nicht wider Willen sein. Zu Dijon angelangt, machte er sich durch seine beredte Redeweise so bemerklich, daß eines Abends der Herzog, nachdem er drei Glasbecher Weines von Bacharach geleert, zu ihm sprach:

„Ritter Pekopin, Ihr seid unser Freund. Ich habe einige vertraute Händel mit dem gnädigsten Herrn, dem König von Frankreich, abzuthun, und der Pfalzgraf gestattet, daß ich Euch mit dieser Botschaft an den König betraue.“

Pekopin begab sich nach Paris.

Der König gewann ihn über die Maßen lieb, nahm ihn eines schönen Morgens bei Seite und sagte:

„Ritter Pekopin, da Euch der Pfalzgraf dem Burgunder zu Diensten für Burgund geliehen, so wird der Burgunder Euch wohl auch dem König von Frankreich zu einem Dienst für die Christenheit leihen. Ich habe einen sehr edeln Ritter nöthig, der von meiner Seite dem Miramoulin der Mauren in Spanien gewisse Vorstellungen machen soll, und habe Euch um Eures hohen Geistes willen zum Träger dieser Botschaft ausersehen.“

Dem Kaiser kann man seine Wahlstimme, dem Pabst sein Weib verweigern; einem König von Frankreich aber verweigert man Nichts.

Pekopin machte sich auf nach Spanien.

Zu Granada ward ihm die huldvollste Aufnahme von Seiten des Miramoulin und er wurde zu den Festtänzen in Alhambra geladen. Täglich gab es da Feste, Turniere und Jagden, woran Pekopin als Ritter und Jäger lebhaften Antheil nahm. Inzwischen aber vergaß er der Aufträge des Königs von Frankreich keineswegs.

Als endlich die Unterhandlungen zu Ende waren, erschien Pekopin vor dem Maurenkönig, um seinen Urlaub zu nehmen.

„Ich gebe Euch Urlaub Ritter Pekopin," sprach der Miramoulin, „denn Ihr sollt in der That sogleich nach Bagdad abreisen."

„Was, nach Bagdad?" rief Pekopin aus.

„So ist's, Christenritter," versetzte der Mohrenkönig, „denn ich kann den Vertrag mit dem König von Frankreich ohne Zustimmung des Chalifen von Bagdad, welcher Beherrscher aller Gläubigen ist, nicht unterzeichnen und muß einen angesehenen Mann an den Chalifen absenden, zu welcher Sendung ich Euch ausersehen Eures liebenswürdigen Wesens halber."

Ist man unter den Mauren, so muß man thun, was die Mauren wollen. Das sind ungläubige Hunde.

Pekopin begab sich demnach nach Bagdad.

Hier stieß ihm ein Abenteuer zu.

Als er nämlich eines Tages unter den Mauern des Serails dahinschritt, nahm ihn die Sultanin Favorite wahr, und da er so schön, so traurig und so stolz aussah, entbrannte sie in Liebe zu ihm.

Sie sandte eine schwarze Sklavin an ihn ab, die im Stadtgraben, an einer ungeheuren Linde, welche noch jetzt dort zu sehen, mit dem Ritter sprach, ihm einen Talisman übergab und dazu sagte:

„Dieß kommt von einer Prinzessin, die Euch lieb hat, die Ihr aber niemals zu Gesichte bekommen werdet. Bewahret diesen Talisman. So lang Ihr ihn bei Euch tragt, werdet Ihr immerfort jung bleiben. Gerathet Ihr in Todesgefahr, so berührt ihn und er wird Euch retten.“

Pekopin nahm aufs Gerathewohl den Talisman, der ein sehr schöner Türkis, auf welchem unbekannte Schriftzeichen eingegraben waren, und achtelte ihn an seine Halskette.

„Jetzt, edler Ritter,“ setzte die Sklavin scheidend noch hinzu, „gebt wohl Acht darauf. So lange Ihr diesen Türkis am Halse traget, werdet Ihr um keinen Tag älter, verliert Ihr ihn aber, so altert Ihr in einer Minute um alle die Jahre, die ehedem spurlos an Euch vorübergingen. Gott behüt' Euch, schöner Christ!“

Dieß gesagt, machte sich die Mohrin davon.

Indessen hatte der Chalif bemerkt, wie die Sklavin seiner Favorite mit dem Christenritter gesprochen. Der Chalif war sehr eifersüchtig und ein bischen zauberkundig. Er lud Pekopin zu einem Bankett, und als die Nacht gekommen war, führte er den Ritter auf einen hohen Thurm. Pekopin war, ohne es wahrzunehmen, ganz nahe an die niedrige Brustwehr getreten, und der Chalif ließ sich also vernehmen:

„Ritter, der Pfalzgraf hat Dich um Deinen hohen Rufes willen an den Herzog von Burgund gesandt, der Herzog von Burgund hat Dich Deiner hohen Geburt wegen an den König von Frankreich entsendet, der König von Frankreich schickte Dich wegen Deines hohen Geistes an den Miramoulin von Granada, der Miramoulin von Granada wegen Deines liebenswürdigen Wesens an den Chalifen von Bagdad; ich aber meinerseits schicke Dich mit sammt Deinem Rufe, Deiner Geburt, Deinem Wesen und Deinem Geiste zum Teufel.“

So sprechend, stieß der Chalif den Ritter heftig gegen das Geländer. Pekopin verlor das Gleichgewicht und fiel vom Thurme.

5.

Guter Erfolg eines guten Einfalls.

Stürzt ein Mensch in einen Abgrund, so ist es ein entsetzlicher Blitz, der ihn in diesem Augenblick durchzuckt und ihm das schwindende Leben und den vor ihm gähnenden Tod zeigt. In diesem furchtbaren Augenblick wandte der verzweifelnde Pekopin seinen letzten Gedanken Bathilden zu und faßte dabei an's Herz. Kaum hatte er aber hier den magischen Türkis berührt, so fühlte er sich wie auf Flügeln getragen. Er stürzte nicht mehr, sondern schwebte. So flog er die ganze Nacht hindurch, und als der Morgen gekommen, ließ ihn die unsichtbare Hand, die ihn getragen, auf einer einsamen Stelle am Meeresufer nieder.

6.

Woraus zu ersehen, daß selbst der Teufel Unrecht thut, so er allzu gierig ist.

Zur selben Zeit begegnete dem Teufel gerade eine sehr unangenehme und kuriose Geschichte.

Der Teufel hat nämlich die Gewohnheit, die ihm zufallenden Seelen in einer Bütte davonzutragen, wie man dieß auf dem Portale der Cathedrale zu Freiburg in der Schweiz sehen kann, woselbst er mit

einem Schweinskopf, einem Hacken in der Hand und mit der Bütte eines Lumpensammlers auf dem Rücken abgebildet ist, denn der böse Geist rafft die Seelen der Sünder aus dem Haufen Kehricht auf, welche das Menschengeschlecht in der Ecke aller großen irdischen oder himmlischen Wahrheiten niederlegte. Der Teufel war nicht gewohnt, seine Bütte zu verschließen, und so kam es, Dank der himmlischen Schadenfreude der Engel, vor, daß viele Seelen ihm wieder entwischten. Das ersah endlich der Teufel und versah deßhalb seine Bütte mit einem tüchtigem Deckel und diesem mit einem starken Vorlegeschloß. Allein die Seelen, welche äußerst schmächtig und zart sind, incommodirte dieser Deckel nicht sehr, und sie fanden mit Hülfe der Rosenfinger der Cherubin noch immer Gelegenheit, durch die Ritzen der Bütte zu entschlüpfen.

Darob ergrimmte der Teufel gar sehr, tödtete ein Dromedar und verfertigte sich aus dem Höcker desselben einen Schlauch, welchen er mit Beihülfe des Höllengeistes Hermes trefflich zu verschließen wußte, und wenn er diesen Schlauch so recht mit Seelen vollgestopft hatte, war er vergnügter, als ein Student, dessen Tasche voll Dukaten klirrt.

Für gewöhnlich war Oberägypten an dem Ufer des rothen Meeres der Ort, wo der Teufel, nachdem er seinen Rundgang durch die Länder der Heiden und Ungläubigen gemacht, seinen Schlauch füllte. Jene Gegend ist ganz einsam, ein sandiges Ufer zur Seite eines kleinen Palmengehölzes, welches zwischen Coma, wo der heilige Antonius geboren ward, und zwischen Clisma liegt, wo der heilige Sosons starb.

Eines Tages, als der Teufel noch bessere Jagd gemacht, als gewöhnlich, füllte er lustiger Dinge seinen Schlauch voll, wandte sich bei diesem Geschäft zufällig um, und ersah wenige Schritte abseits einen Engel, der ihm zusah und dabei lächelte. Der Teufel

zuckte die Schultern und fuhr fort, seinen Schlauch vollzustopfen. Als er damit zu Ende, faßte er den Sack mit einer Faust an, um sich denselben auf die Schultern zu laden. Allein er vermochte ihn nicht vom Boden zu heben, so viele Seelen hatte er hineingethan und so schwer wuchteten die Sünden derselben. Er faßte demnach den höllischen Sack mit beiden Händen, aber dieser zweite Versuch blieb ebenfalls erfolglos: der Schlauch wich nicht von der Stelle, als wäre er ein aus der Erde hervorragender Felsenkopf.

„O Bleiseelen!“ schrie der Teufel und fing an zu fluchen.

Als er sich umdrehte, erblickte er wieder den Engel, der ihm fortwährend zusah und lachte.

„Was machst Du hier?“ schnauzte ihn der Höllengeist an.

„Du siehst es ja“, versetzte der Engel, „erst lächelte ich, und jetzt lache ich.“

„O himmlisches Federvieh, Du liebe, süße Unschuld, Du, scheer' Dich zum Henker!“ knurrte Asmodi.

Der Engel aber wurde ernst und sprach also zu ihm:

„Drache, höre die Worte, welche ich Dir Seitens dessen sage, welcher der Herr. Du sollst die Last Seelen nicht in die Hölle schleppen können, es sei denn, daß ein Heiliger des Paradieses, oder ein vom Himmel fallender Christ sie vom Boden aufhebt und Dir auf die Schultern ladet.“

Sprachs, entfaltete seine Adlerschwingen und flog davon.

Der Teufel wußte nicht, was thun.

„Was will der Dummkopf sagen?“ grisgrämelte er. „Ein Heiliger aus dem Paradiese oder ein vom Himmel fallender Christ? Da werd' ich lange auf Hülfe warten müssen. Warum, zum Teufel, hab' ich

ich auch den Schlauch so verrückt vollgestopft? Und dieser Einfaltspinsel, der weder Mensch noch Vogel, macht sich gar über mich lustig! Jetzt muß ich also warten, bis ein Heiliger aus dem Paradiese kommt oder ein Christ vom Himmel fällt. Eine einfältige Geschichte das, und das muß man sagen, dort droben amüsirt man sich an hübschen Sachen!«

Während er diesen Monolog hielt, meinten die Einwohner von Coma und Clisma den Donner dumpf am Himmel rollen zu hören. Es war aber das Gebrumme des Teufels.

Unterdessen lustwandelten vier Heilige, welche durch ihre innige Freundschaft bekannt sind, der heilige Steal der Einsiedler, der heilige Autremoine, der heilige Johannes der Zwerg, und der heilige Medardus am selbigen Tage am Ufer des rothen Meeres. Wie sie in tiefem Gespräche bei dem Palmengehölze ankamen, erschaute sie der Teufel, bevor er von ihnen bemerkt wurde. Alsogleich nahm er die Gestalt eines hochbetagten und gebrechlichen Greises an und stieß ein Klagegeschrei aus. Die Heiligen kamen herbei.

»Was hast Du denn?« fragte der heilige Steal.

»Ach, o, meine hohen Herrschaften,« winselte der Teufel, »kommt mir zu Hülfe, ich fleh' euch an. Ich habe einen sehr schlimmen Herrn und ich bin ein armer Sklave. Mein Herr, ein Kaufmann aus Fez, ist so böse. Ihr wißt's ja wohl, alle die aus Fez, die Mauren, die Numider, Garamanten, die Bewohner der Tartarei, Nubiens und Aegyptens, sind böse und niederträchtig, leben in unerlaubter Ehe mit den Weibern, sind verwegen, räuberisch, gefährlich und grausam durch den Einfluß des Marsgestirnes. Mein Gebieter ist zudem schwarzgallig, gelbsüchtig und verschleimt, was ihn kalt und trübsinnig, furchtsam und muthlos, aber erfinderisch im Uebelthun macht. Da ergeht denn alles Schlimme über uns arme Sklaven und über mich armen Alten!«

„Wo hinaus willst Du denn mit dem Allem?“ fragte der heilige Autremoine sehr theilnehmend.

„Da seht nur, meine hohen Herren,“ versetzte der Teufel, „mein Herr ist ein großer Freund vom Reisen. Er hat seine Eigenheiten. In jedem Lande, wohin er immer kommt, läßt er sich's einfallen, in seinem Garten einen Berg aus dem Sande aufthürmen zu lassen, welchen der nächste Meeresstrand darbietet, an welchem er sich angesiedelt. In Seeland thürmte er einen Haufen schwarzen kothigen Sandes auf, in Friesland einen Hügel von jenen rothen Muscheln, worunter die getigerte Kegelmuschel vorkommt, und im Cimbrischen Chersonesos, den man jetzt Jütland heißt, einen Hügel feinen Sandes, vermengt mit jenen weißen Muscheln, worunter sich nicht selten die morgenröthliche Tellmuschel — — “

„Hol Dich der Teufel!“ unterbrach ihn der heilige Steal, der etwas ungeduldigen Temperamentes. „Komm einmal zur Sache! Wir verlieren bereits eine Viertelstunde damit, deine Faseleien anzuhören; ich zähle die Minuten.“

Der Teufel verneigte sich demuthsvoll und entgegnete:

„Ihr zählt die Minuten, hoher Herr, das ist sehr schön. Ihr seid gewiß vom Mittag her, denn Alle aus jener Weltgegend sind scharfsinnig und den mathematischen Wissenschaften ergeben, weil sie dem Kreise der Irrsterne näher, als die übrigen Menschen.“

Und nun begann er wieder zu wehklagen und schlug mit der Faust gegen seine Brust:

„Ach, ach, meine Herren, ich habe einen so schlimmen Herrn. Um seinen Berg aufzuthürmen, zwingt er mich armen Greis, diesen Schlauch am Meeresufer mit Sand zu füllen und auf meinen Schultern heimzuschleppen. Ist ein Gang gemacht, so muß ich sogleich einen neuen beginnen, und so geht es vom Morgen bis in die Nacht hinein. Will ich ausruhen und

schlafen, oder erliege ich der Beschwerde, oder ist der Sack nicht bis zum Rande gefüllt, so läßt er mich peitschen. Ach, ich bin so unglücklich, so geschlagen und gebrechlich! Gestern machte ich den Tag über sechs Gänge. Als der Abend kam, war ich so müde, daß ich den vollen Sack nicht mehr auf die Schultern zu heben vermochte; die ganze Nacht brachte ich hier zu, neben meiner Last weinend und vor dem Zorn meines Herrn zitternd. O meine hohen Herrschaften, meine gütigen Herren, helft mir aus Gnade und Barmherzigkeit die Bürde auf meine Schultern heben, damit ich endlich heimkehre, denn zögere ich noch länger, so läßt mich mein Gebieter unfehlbar tödten! Ach, ach!"

Diese Klagrede anhörend, fühlten sich der heilige Steal, der heilige Autremoine und der heilige Zwerg Johann tief bewegt, der heilige Medardus aber weinte, was auf Erden einen vierzigtägigen Regen erzeugte.

Doch es sprach der heilige Steal zum Teufel:

"Ich kann Dir nicht helfen, mein Freund, es thut mir sehr leid; denn ich müßte meine Hand an diesen Schlauch legen, welcher ein lebloses Ding, und eine Stelle der heiligen Schrift verbietet ausdrücklich, leblose Dinge zu berühren, so man nicht unrein davon werden will."

Der heilige Autremoine sprach zum Teufel:

"Ich kann Dir nicht helfen, mein Freund, es thut mir sehr leid; denn ich bedenke, daß dieß eine gute Handlung wäre, und die guten Handlungen haben das Nachtheilige an sich, daß sie den, welcher sie übt, zur Eitelkeit verleiten. Ich will mich ihrer daher enthalten, um nicht meiner Demuth verlustig zu werden."

Der heilige Zwerg Johann sprach zum Teufel:

"Ich kann Dir nicht helfen, mein Freund, es thut mir sehr leid; denn, wie Du bemerkst, bin ich so klein, daß ich Dir kaum bis an den Gürtel reiche. Wie

sollt ich es also anfangen, Dir die Last auf die Schultern zu heben?«

Der heilige Medardus sprach, in Thränen schwimmend, zum Teufel:

»Ich kann Dir nicht helfen, mein Freund, es thut mir sehr leid; denn ich bin so erschüttert, daß mir die Arme wie erlahmt sind.«

Und die Heiligen gingen ihres Weges.

Der Teufel gerieth in Wuth.

»Seh' Einer diese Kerle!« schrie er; »was das für Pedanten, was das für Narren sind mit ihren langen Bärten! Mein Wort darauf, sie sind noch dümmer, als der Engel!«

Ist Einer erbost, so hat er wenigstens den Trost, daß er den, welcher ihn erbost hat, zum Teufel wünschen kann. Dem Teufel geht dieses Vergnügen ab. Daher nimmt sein Zorn immer die Wendung, daß er sich gegen sich selbst auf's Höchste erbittert.

Wie er nun so fluchte und das wuthsprühende Auge gegen den Himmel, seinen Feind, emporhob, bemerkte er in den Wolken einen schwarzen Punkt.

Dieser Punkt vergrößerte sich und kam immer näher.

Der Teufel sah hin.

Es war ein Mensch, ein Ritter mit Helm und Rüstung, ein Christ — denn er trug ein rothes Kreuz auf der Brust — der aus den Wolken fiel.

»Sei gelobt, wer immer es sei!« rief der Teufel, vor Freuden tanzend. »Mir ist geholfen! Da kommt mein Christ! Mit vier Heiligen konnt' ich nicht zum Ziele kommen, ich müßte nicht der Teufel sein, wenn mir's nicht mit einem Menschen gelänge.«

In diesem Augenblicke ward Pekopin sanft am Ufer niedergelassen und setzte den Fuß auf die Erde.

Als er den Greis wahrnahm, der wie ein Sklave neben seiner Last ausruhte, ging er auf ihn zu und fragte ihn:

„Wer seid Ihr, Freund, und wo befinde ich mich?“

Der Teufel winselte jammerwürdig:

„Ihr befindet Euch am Strande des rothen Meeres, gnädigster Herr, und ich bin der Elendeste aller Elenden.“

Hierauf sang er dem Ritter dasselbe Lied vor, welches er dem Heiligen gesungen, und bat ihn schließlich, er möchte ihm helfen den Sack aufladen.

Pekopin schüttelte den Kopf und sagte:

„Guter Mann, Eure Geschichte ist sehr unwahrscheinlich.“

„Aber, schöner Herr, der Ihr vom Himmel gefallen,“ versetzte der Teufel, „die Eurige ist noch viel unwahrscheinlicher, und dennoch ist sie wahr.“

„Das ist richtig“ meinte Pekopin.

„Und was glaubt Ihr denn,“ fuhr Asmodi fort, „daß ich dabei thun könnte? Ist es meine Schuld, daß mein Unglück unglaublich aussieht? Ich bin arm an Sack und Geist, ich weiß Nichts zu erfinden, ich sollte vielleicht meine Klagen besser zusammenreihen, allein ich weiß nur die Wahrheit zu sagen. Wie das Fleisch, so die Suppe.“

„Das geb' ich zu,“ erwiderte Pekopin.

„Und endlich,“ schloß der Teufel, „was kann's Euch schaden, wenn Ihr, ein so junger und kräftiger Mann, wie Ihr seid, einem schwachen Arm diesen Sack aufladen helfet?“

Dieß Argument wirkte auf Pekopin. Er bückte sich, hob den Sack mit Leichtigkeit in die Höhe und war im Begriff, selben auf den Rücken des Alten zu legen, der gebeugt vor ihm stand.

Noch einen Augenblick, und es wäre geschehen.

Der Teufel hat Fehler an sich und diese schlagen ihm zum Unheil aus: er ist sehr gierig. In diesem Augenblick wandelte ihn das Gelüste an, Pekopins Seele denen, die er schon in seinem Sack hatte, bei-

zufügen. Aber zu diesem Ende mußte Pekopin erst todt sein.

Der Teufel rief daher mit leiser Stimme einem unsichtbaren Geist und gab diesem in dunkeln Worten einen Auftrag.

Alle Welt weiß, daß der Teufel in seinem Verkehre mit den übrigen Geistern der Unterwelt eines Gemisches von Italienisch und Spanisch sich bediente, wozu er dann und wann auch ein lateinisches Wort mengt.

Es wurde dieß klärlich erwiesen und dargethan bei mancherlei Gelegenheiten, insbesondere aber in dem Prozesse des Doktor Eugenio Torralva, welcher am 10. Januar 1528 zu Valladolid angefangen und am 6. Mai 1531 mit dem Verbrennen besagten Doktors beendigt wurde.

Pekopin war aber ein Mann, der seinen Schulsack hatte und schier eine Vesper zu halten im Stande war. Er war in den Wissenschaften nicht unbeschlagen und verstand die Sprache des Teufels.

Im Augenblick, als er dem Alten den Sack auf den Rücken legen wollte, hörte er diesen leise sagen:

«**Bamos, non cierra occhi, verbera, frappa, y echa la piedra** (Bamos, bleib unsichtbar, aber schlag' zu und laß den Stein niederfallen).»

Das war für Pekopin wie ein Blitz.

Ein Verdacht stieg in ihm auf.

Er erhob die Augen und erschaute in unermeßlicher Höhe über sich einen großen Stein, der von irgend einem unsichtbaren Riesen über seinem Haupte gehalten wurde.

Zurückspringen, mit der Linken nach dem Talisman, mit der Rechten nach dem Dolch greifen und mit diesem den Schlauch heftig durchstoßen, das war für Pekopin das Werk eines Augenblicks, als wäre er der Wirbelwind, der in derselben Sekunde herankommt, niederbraust, blitzt, donnert und einschlägt.

Der Teufel stieß einen entsetzlichen Schrei aus. Die Seelen entflohen durch das von Pekopins Dolch geöffnete Loch und ließen in dem Schlauche alle ihre Schwärzen, Sünden und Laster zurück, einen abscheulichen Klumpen, ein scheußliches Geschwür, welches vermöge der Anziehungskraft des Teufels an diesen anflog und anwuchs und, überzogen von dem rauhen Dromedarsfell, für ewig einen Höcker zwischen seinen Schultern bildete.

Seit damals ist Asmodi bucklig.

In dem Augenblick aber, als Pekopin sich zurückwarf, ließ der unsichtbare Riese den Stein fallen, der zerschmetternd dem Teufel auf den Fuß fiel.

Seit damals hinkt Asmodi.

Dem Teufel steht, wie dem lieben Gott, der Donner zu Gebote. Aber des Teufels Donner ist ein schrecklicher, unterirdischer, der aus den Schlünden der Erde aufsteigt und die Bäume entwurzelt.

Pekopin fühlte, wie der Meeresstrand unter ihm erbebte und wie eine furchtbare Wolke ihn einhüllte. Ein schwarzer Rauch machte ihn blind, ein schaudervolles Getöse betäubte ihn. Es kam ihm vor, als würde er zu Boden geworfen und über die Erde hingerollt, wie ein welkes Blatt, das der Wind entführt.

Er verlor das Bewußtsein.

7.

Gutgemeinte Rathschläge eines alten Weisen, der sich in eine Blätterhütte zurückgezogen.

Als er wieder zur Besinnung gelangte, hörte er eine sanfte Stimme sagen: Phi smâ; was im Arabischen so viel sagen will, als: er ist im Himmel. Er fühlte eine Hand auf seiner Brust ruhen und hörte

eine ernste Stimme gravitätisch antworten: Lô, lô, machi mouth, was so viel bedeutet, als: nein, nein, er ist nicht todt.

Er öffnete die Augen und sah einen Greis und ein junges Mädchen vor sich.

Der Alte war schwarz wie die Nacht, hatte einen langen, schneeweißen Bart in kleine Flechten gebunden, wie die alten Magier und war in eine faltenlose, grünseidene Decke gehüllt.

Das Mädchen war kupferroth, hatte große Augen wie Porzellan, Lippen wie Korallen und in Nase und Ohren goldene Ringe. Sie war sehr schön.

Pekopin befand sich nicht mehr am Ufer des Meeres. Der Athem der Hölle hatte ihn in ein Thal voll wunderbar geformter Felsspitzen und sonderbar gestalteter Bäume geweht.

Er stand auf.

Der Greis und das Mädchen betrachteten ihn mit wohlwollenden Blicken.

Er näherte sich einem der Bäume. Da schrumpften die Blätter zusammen, die Zweige zogen sich zurück, die blaßweißen Blüthen wurden roth und der ganze Baum schien sich von ihm abzuwenden. Pekopin erkannte den Schambaum und zog daraus den Schluß, er müsse Indien verlassen haben und sich im Lande Pudiferan befinden.

Nun aber gab ihm der Alte einen Wink. Pekopin folgte ihm und bald saßen der Greis, das Mädchen und der Ritter auf einer Matte in einer aus Palmblättern zusammengefügten Hütte, deren Inneres, mit Edelsteinen aller Art ausgeziert, wie eine lodernde Glutpfanne schimmerte.

Der Greis wandte sich zu Pekopin und redete ihn und zwar in deutscher Sprache folgendermaßen an:

„Mein Sohn, ich bin der Mann, welcher Alles weiß, ich bin der große äthiopische Steinkundige, der Taleb der Araber. Mein Name ist Zin-Eddin für

Bayerische Staatsbibliothek München

die Menschen und Evilmerodach für die Geister. Ich bin der erste Sterbliche, der dieses Thal betreten hat, Du bist der zweite. Ich verbrachte mein Leben damit, der Natur die Wissenschaft der Dinge abzulauschen und den Dingen das Wissen des Geistes einzuflößen. Durch mich und meinen Unterricht und durch die Stralen, welche seit hundert Jahren aus meinen Augen ausgehen, geschieht es, daß in diesem Thale die Steine leben, die Pflanzen denken und die Thiere urtheilen. Ich lehrte den Pelikan sich blutig beißen, um seine Jungen von Viperstichen zu kuriren, die blinde Schlange Fenchel fressen, um das Gesicht wieder zu erlangen, den staarblinden Bären die Bienen aufstören, damit sie ihm den Staar stechen. Ich wies dem zwangsdärmigen Adler den Stein Oetides, der ihm das Eierlegen erleichtert. Wenn sich der Häher mit Lorbeerblättern den Wagen reinigt, die Schildkröte mit Schierling, der Hirsch mit Eschenwurz, der Wolf mit Alraun, das Wildschwein mit rankendem und die Turteltaube mit Erdepheu, wenn die Pferde, vom Blut gequält, sich selber am Hinterschenkel eine Ader öffnen, wenn die Sterneidechse zur Zeit der Häutung selber ihre Haut verschlingt, um sich von der fallenden Sucht zu befreien, wenn die Schwalbe die Augenkrankheit ihrer Jungen mit dem kalidonischen Steine vertreibt, den sie weit meerüber holen muß, wenn das Wiesel sich mit Raute versieht, sobald es die Natter angreift: dann war ich es, mein Sohn, der sie das Alles gelehrt. Bislang hatte ich bloß Thiere zu Schülern, ich wartete auf einen Menschen. Da erschienst Du. Werde mein Sohn. Ich bin alt. Ich hinterlasse Dir meine Hütte, meine Edelsteine, mein Thal und meine Wissenschaft. Du heiratest meine Tochter, welche Aissab heißt und schön ist. Ich werde Dich lehren, den Hyazinthrubin vom Goldrubin unterscheiden, die große Perlenmuschel in Salz stecken und das erloschene Feuer fahler Rubine

Bayerische Staatsbibliothek München

durch Einlegung in Weinessig wieder beleben. Jeder Tag in Essig gibt ihnen ein Jahr neuer Schönheit. Friedlich wollen wir unser Leben damit verbringen, Diamanten aufzusuchen und Wurzeln zu essen. Sei mein Sohn!"

"Dank, ehrwürdiger Vater," versetzte Pekopin, "ich nehme Euern Vorschlag freudig an."

Als aber die Nacht gekommen, skifirte er sich.

8.

Der wandernde Christ.

Er irrte lange in der Welt um.

Alle seine Reisen erzählen, hieße, die ganze Welt beschreiben.

Er ging barfuß und auf Sandalen, er bestieg alle Reitthiere: den Esel, das Pferd, das Maulthier, das Kameel, das Zebra, den Waldesel und den Elephanten. Er fuhr auf allen möglichen Fahrzeugen, auf den rundlichen Schiffen im Ocean und auf den länglichten im Mittelmeer, auf Galeeren und Gallionen, großen und kleinen Fregatten, Feluken, Polacken und Tartanen, auf Barken, Nachen und Kähnen. Er wagte sich auf die ausgehöhlten Baumstämme der Indier auf Bantam und auf die ledernen Gondeln auf dem Euphrat, von welchen schon Herodot erzählt. Er wurde von allen Winden verschlagen, vom südöstlichen und vom südlichen Sirocco, vom Nordwind und vom Nordwestwind. Er durchwanderte Persien, Pegu, Bramaz, Tagatai, Transiana, Sagistan und Hasubi. Er sah Monomotapa wie Vincent-le-Blanc, Sofala wie Pedro Ordonez, Ormus wie Fines, die Wilden wie Acosta und die Riesen wie Malherbe de Vitrè. Er verlor vier Fußzehen in der Wüste wie Jeronimo Costilla, sah sich

siebzehnmal verkauft wie Mendez Pinto, wurde Galeerenruderer wie Texeus und wäre ums Haar Eunuch geworden wie Parisol. Er hatte die Geschwürkrankheit, woran die Neger sterben, den Scorbut, der Avicenne in Schrecken setzte und die Seekrankheit, welcher Cicero den Tod vorzog. Er bestieg so hohe Berge, daß er auf ihren Gipfeln Blut, Galle und Schleim spie, er gerieth auf eine Insel, die man wohl zuweilen trifft, ohne sie zu suchen, aber stets sucht, ohne sie zu finden, und kam darauf, daß die Bewohner dieser Insel gute Christen sind. In Midelpolic im hohen Norden, nahm er ein Schloß wahr, wo keines steht, allein die Blendungen des Nordlichtes sind so stark, daß man darüber nicht zu erstaunen braucht. Er verlebte mehrere Monate, gern gesehen und gut gepflegt, bei dem König von Mogor Ekbas, von dessen Hofe er später alle die Geschichten erzählte, welche seither die Holländer, die Engländer und selbst die Vater Jesuiten niedergeschrieben. Er wurde sehr gelehrt, denn seine zwei großen Lehrer waren Reisen und Unglück. Er studirte die Fauna und Flora unter allen Himmelsstrichen. Er beobachtete die Richtung der Winde aus den Wanderungen der Vögel und die der Gewässer aus den Wanderungen der Kephalopoden. Er sah alle Völker und Ungeheuer, gleich den alten Griechen Odyssus. Er verschaffte sich Kunde von allen Wunderthieren: vom Roßmar, vom Schwarzrall, vom Solendgus, von den Garagians, die den Meeradlern ähnlich, von den Binsschwänzen der Insel Komor, vom Calzbock in Schottland, von den Antenalen, die in Heerden ziehen, von den Alkatrazen, die so groß wie Gänse, von den Prymons auf den Maldiveninseln, welche Menschen fressen, von Fisch Mamar, der einen Stierkopf hat, vom Vogel Klaki, der aus gewissen verfaulten Holzgattungen besteht, vom kleinen Saru, der schöner singt als ein Papagei und

endlich vom Boran, jenem Pflanzenthiere in der Tartarei, welches eine Wurzel in der Erde hat und rings um sich her alles Gras abweidet. Auf der Jagd erlegte er einen Seetriion und wußte eine Flußtritonin sogar in sich verliebt zu machen. Eines Tages ward er auf der Insel Namar, die beiläufig hundert Meilen von Goa entfernt ist, von Fischern angerufen, welche ihm sieben Meermänner und neun Meerfrauen zeigten, die sie in ihren Netzen gefangen. Er hörte den nächtlichen Lärm des Meerschmiedes und aß von den hundert und dreiundfünfzig Fischarten, die es im Meere gibt und die sich sammt und sonders in dem Netze der Apostel befanden, als sie dasselbe auf Befehl des Herrn auswarfen. Im Scythenland durchschoß er mit Pfeilen einen Greifen, welchen die arimaspischen Völker den Krieg machten, um das von ihm bewachte Gold zu erlangen. Diese Völker wollten Pekopin zu ihrem König machen, aber er skifirte sich. Er erlitt endlich Schiffbrüche bei manchem Anlaß, und inmitten aller dieser Abenteuer, Irrfahrten, Strapatzen, Heldenthaten unter Anstrengungen und Jammer aller Art, kannte der wackere und vielgetreue Pekopin nur den einen Zweck, nur die eine Hoffnung, wieder in die Falkenburg heimzukehren und den einen Gedanken, Bathilde wieder zu sehen.

Dank dem Talisman der Sultanin, den er immer bei sich trug, konnte er, wie wir wissen, weder altern noch sterben.

Dessenungeachtet zählte er gar traurig die Jahre.

Als er zuletzt wieder im Norden von Frankreich ankam, waren fünf Jahre verstrichen, seit er Bathilgen verlassen. Oft gedachte er dessen am Abend, wenn er seit dem Frührothschein auf dem Wege war. Dann setzte er sich am Rande des Weges auf einen Stein nieder und weinte.

Doch tröstete er sich immer wieder und faßte neuen Muth.

Fünf lange Jahre, sprach er bei sich, aber ich werde sie ja jetzt wiedersehen! Sie zählte fünfzehn Jahre, sie wird nun — was thut das? — was thut das? — zwanzig zählen!

Seine Kleider waren zu Lumpen und Fetzen geworden, seine Schuhe zu Schlarfen, von den Füßen rieselte ihm das Blut. Aber Kraft und Freudigkeit waren wiedergekehrt und er schritt rüstig fort.

So kam er in die Vogesen.

9.

Woraus zu ersehen, welche Unterhaltungen sich ein Zwerg in einem Walde machen kann.

Eines Abends, nachdem er tagüber zwischen den Felsen umhergeklettert, um einen zum Rhein herniedergehenden Pfad zu suchen, gelangte er an ein aus Tannen, Eschen und Ahornen bestehendes Gehölz, welches zu betreten er nicht anstand.

Er war etwa eine Stunde fortgegangen, als der Pfad, welcher ihn hergeführt, plötzlich in einer Waldlichtung verschwand, die mit Stechpalmen, Wachholder und wilden Himbeeren überwachsen war. Seitwärts dieser Lichtung befand sich ein Sumpf.

Von Müdigkeit bewältigt und vor Hunger und Durst gänzlich entkräftet und dem Tode nahe, schaute er sich nach allen Seiten um, ob sich ihm wohl kein Strohdach, kein Köhlermeiler oder Hirtenfeuer zeige, als mit einmal eine Kette Brandenten ganz nahe an ihm vorüberflog und schreiend die Flügel schlug.

Pekopin erbebte, als er diese seltsamen Vögel wieder sah, welche ihre Nester unter der Erde bauen und von den Bauern der Vogesen Kaninchenenten genannt werden. Er bog die Büschel der Stechpalmen auseinander und sah nun allum Steinbrech,

Engelswurz, Nieswurz und großen Enzian grünen und blühen. Als er sich zu näherer Besichtigung niederbeugte, fiel ihm eine große Miesmuschel in die Augen. Er nahm sie auf. Es war eine jener großen Miesmuscheln als Bolognien, welche Perlen enthalten, so groß wie Erbsen. Er blickte auf und sah einen großen Ohrenkauz über sich schweben.

Da fing er an, besorgt zu werden und hatte dazu Grund genug. Diese Stechpalmen, diese Himbeeren, diese Brandenten, diese Miesmuschel, dieser Ohrenkauz waren eben nicht geeignet, ihm Vertrauen zu dem Orte einzuflößen, an welchem er sich befand. Er fühlte sich erschrocken und legte sich ängstlich die Frage vor, wo er sich denn befände, als er aus der Ferne Gesang vernahm.

Er lauschte.

Es war eine heisere, griesgrämige, verrostete, schrillende, dumpfe und schreiende Stimme zugleich, welche folgenden Singsang ertönen ließ:

Mein kleiner See, der schattenreich umblühte,
Erzeugt Neptun und Amphitrite,
Mein armer, unbekannter Teich
Nährt Fürst Neptuns und Amphitritens Reich.

Ein Zwerg bin ich, doch zweier Riesen Ahn,
Mein Tropfen schafft 'nen Doppelocean.

Ein Saphir glänzt in meiner Perlenkrone,
Er schmilzt und flutet hin als Rhone,
Ein Smaragd leuchtet hell in meinem Schrein,
Er schmilzt und strömt dahin als grüner Rhein.

Ein Zwerg bin ich, doch zweier Riesen Ahn,
Mein Tropfen schafft 'nen Doppelocean.

Pekopin war nicht länger ungewiß: der arme, matte Wanderer befand sich in dem verrühmten Hain des ‚letzten Ganges', der ein Gehölz voller Irrgänge, Geheimnisse und Verlockungen ist und wo der Zwerg Roulon umherschreitet.

Der Zwerg Roulon bewohnt einen See in den Vogesen auf einem Berggipfel, und weil er von dort

aus ein Bächlein der Rhone und ein anderes dem Rheine zusendet, so rühmt sich der alberne Prahler, Vater des Mittelmeeres und des Oceans zu sein. Seine Lust ist es, im Walde umherzuschweifen und den Wanderer zu verwirren. Wer in den Hain des ‚letzten Ganges' getreten, kommt nimmer wieder heraus.

Diese Stimme, dieser Sang rührten von dem bösen Zwerg Roulon her.

Ganz verstört warf sich Pekopin auf sein Angesicht nieder und rief aus:

„O Himmel, es ist um mich geschehen! Ich werde Bathilde niemals wiedersehen!"

„Das wäre wohl möglich!" sprach Jemand dicht hinter ihm.

10.

Mit Hunden und Rossen.

Er wandte sich um.

Ein alter Herr stand, mit einem prachtvollen Jagdkleide angethan, wenige Schritte hinter ihm. An die Hüfte dieses Edelmannes schlug ein Hirschfänger mit ciselirtem Goldgriff und an seinem Gurt hing ein mit Messing ausgelegtes Büffelhorn. Es lag etwas Wundersames, Befremdliches, Leuchtendes in diesem blassen Gesichte, welches vom letzten Schimmer des Abendroths übergossen war.

Der alte Jäger, der so mit einmal und an einem solchen Orte und zu solcher Stunde erschien, wäre euch gewißlich verdächtig vorgekommen, wie mir selber, allein im Haine des ‚letzten Ganges' denkt man nur an Roulon. Der Greis war kein Zwerg und das genügte Pekopin.

Und zudem war der alte Mann von recht zu-

thulichem, einnehmendem und gefälligem Wesen, und obschon er vollkommen waidmännisch herausgeputzt war, erschien er doch so alt, gebeugt und gebrechlich, seine Hände waren so voller Runzeln und Falten, die Brauen so schneeweiß und die Beine so fleischlos, daß es Mitleid erregt hätte, sich vor ihm zu fürchten. Achtete man seines Lächelns genauer, so erschien es wie das alltägliche, nichtssagende Lächeln eines schwachen Königs.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte Pekopin.

„Dich Bathilden wiedergeben,“ versetzte der alte Waidman, immerfort lächelnd.

„Wann?“

„Jage nur vorher eine Nacht mit mir.“

„Welche?“

„Die, welche gerade beginnt.“

„Und ich werde Bathilde wiedersehen?“

„Sowie die Nacht unserer Jagd vorüber und nach ihr die Sonne aufgegangen, bringe ich Dich vor das Thor der Falkenburg.“

„Bei Nacht jagen?“

„Warum nicht?“

„Das ist seltsam.“

„Bah!“

„Und sehr beschwerlich.“

„Behüte!“

„Und Ihr seid so alt.“

„Mach' Dir keine Sorge um mich.“

„Ich aber bin so erschöpft, bin den ganzen Tag gewandert, sterbe fast vor Hunger und Durst,“ sagte Pekopin; „ich bin außer Standes, ein Roß zu besteigen.“

Der Alte nestelte eine damascirte Silberflasche vom Gurt und reichte sie dem Ritter mit den Worten:

„Da trink!“

Pekopin führte die Flasche gierig an den Mund und kaum hatte er ein paar Züge daraus gethan, so fühlte er sich neu belebt. Er war jung, gesund, heiter und kräftig. Es war ihm, als hätte er gegessen, ge-

trunken und geschlafen. Es kam ihm sogar vor, als hätte er zu viel getrunken.

„Wohlan," rief er aus, „laßt uns gehen und jagen die ganze Nacht hindurch; ich bin damit einverstanden. Aber ich werde Bathilde wiedersehen?"

„Ja, sowie diese Nacht zu Ende, im nächsten Morgenroth."

„Und wer bürgt mir für die Erfüllung dieses Versprechens?"

„Mein Hiersein und die Hülfe, welche ich dir brachte. Ich hätte Dich ja hier vor Hunger und Erschöpfung sterben und in die Gewalt des Vagabunden Roulon gerathen lassen können, allein ich fühle Mitleid mit dir."

„Ich folge Euch," versetzte Pekopin; „also bei Sonnenaufgang an der Falkenburg?"

„Halloh! ihr Andern, zur Jagd herbei!" schrie der Alte, seine Stimme erhebend.

Indem er sich mit diesem Rufe gegen den Wald kehrte, bemerkte Pekopin, daß er bucklig war. Hierauf machte der Waidmann einige Schritte vorwärts und Pekopin sah, daß er hinkte.

Dem Ruf des Alten gehorsam, kam eine Schar von Rittern aus dem Forst hervor, angethan wie Prinzen und beritten wie Könige.

Sie umgaben in tiefem Stillschweigen den Alten, welcher ihr Gebieter zu sein schien. Alle waren mit Hirschfängern und Saufedern bewaffnet, er allein aber führte ein Horn.

Die Nacht war inzwischen hereingebrochen, doch rings um die Ritter her hatten sich zweihundert Knappen mit brennenden Fackeln aufgestellt.

„Ebbene," sprach jetzt der Alte, „ubi sunt los perros (nun, wo sind die Hunde)?"

Dieß Gemengsel von Italisch, Latein und Spanisch wollte Pekopin nicht recht gefallen.

Der Alte verbesserte sich indessen schnell und rief ungeduldig:

„Die Hunde! die Hunde!“

Er hatte kaum ausgesprochen, als ein fürchterliches Gebell auf der Waldlichtung laut wurde.

Eine Meute erschien.

Eine bewundernswerthe Meute fürwahr, englische, norwegische, französische, orientalische Rüden und Doggen der edelsten Racen und Berberhunde: die Meute eines Kaisers! Diener in gelben Jacken und rothen Strümpfen, Hundeführer mit wilden Gesichtern und nackte Mohren hielten diese Hunde am Koppelseil.

Pekopin wurde von dieser Meute ganz geblendet; alle seine Jagdlust erwachte wieder in ihm.

Aber diese Meute war so mit einmal, man wußte nicht woher gekommen, und er mußte sich selbst sagen, daß es unbegreiflich, wie man die Hunde, die jetzt so grimmig bellten, durchaus nicht vernommen habe, bevor sie sichtbar geworden.

Der Jägermeister welcher das ganze Waidwerk leitete, stand einige Schritte vor Pekopin und wies diesem den Rücken. Pekopin trat auf ihn zu, um einige Fragen an ihn zu thun. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und der Mann wandte sich um.

Er hatte eine Maske vor dem Gesichte.

Dieser Umstand machte Pekopin betreten und er ging mit sich zu Rathe, ob er denn in der That dieser Jagd sich anschließen sollte, als der Alte zu ihm herantrat mit der Frage:

„Nun, Ritter, was meinst Du zu unsern Hunden?“

„Ich meine, lieber Herr, daß wir, um dieser außerordentlichen Meute zu folgen, auch außerordentliche Pferde brauchen.“

Ohne zu antworten, setzte der Alte ein silbernes Pfeifchen an den Mund, das er am kleinen Finger seiner linken Hand hängen hatte, und pfiff.

Auf diesen Pfiff hin ließ sich ein Geräusch unter den Bäumen vernehmen, die Anwesenden öffneten ihre Reihen und hervor traten vier Stallknechte in scharlachenen Livreen und führten zwei prächtige Rosse herbei.

Das eine war ein schöner spanischer Klepper von stolzem Gang, glatten, schwärzlichen, gehörig ausgehöhlten und schräglaufenden Hufen und hatte eine Trauerkappe auf dem Kopf, den Brustriemen für das Waffenzeug und einen Feldsattel. Das andere war ein barbarischer Renner von hoher Kruppe, gestrecktem Rücken, gut geschlossenen Weichen und sanft herablaufendem Widerrist. Er hatte ein silbernes Gebiß, goldgesticktes Zaumwerk, den Königssattel, eine Decke von Brocat, hängende Quasten und einen wiegenden Federbusch. Beide waren schwarz wie Ebenholz.

Pekopin riß erstaunt die Augen weit auf, indem er die beiden Wunderpferde betrachtete.

„Nun," fragte der Alte, immerfort hinkend und hüstelnd und lächelnd, „welches wählst Du?"

Pekopin zauderte nicht lange, sondern bestieg den Klepper.

„Bist Du fest im Sattel?" fragte der Alte.

„Ja."

Da brach der Alte in ein lautes Lachen aus, riß mit der einen Hand Decke, Federbusch, Sattel und Geschirr vom Tartarrenner, faßte denselben mit der Andern an der Mähne, sprang wie ein Tieger hinauf und setzte sich mit untergeschlagenen Beinen auf das stolze Thier, welches an allen Gliedern erzitterte. Dann nahm er das Horn vom Gurt und begann eine so schreckliche Fanfare zu schmettern, daß dem betäubten Pekopin vorkam, als habe der Greis den Donner in der Brust.

11.

Welchen Abenteuern man sich aussetzt, wenn man ein Pferd besteigt das man nicht kennt.

Bei dem Schalle dieses Hornes zuckten plötzlich tausend Lichter in dem Forste auf, Schatten flogen durch das Gehölz und ferne Stimmen schrieen: Zur Jagd!

Die Meute bellte, die Rosse schnaubten und die Bäume schwankten, wie von einem Orkan angefaßt.

In diesem Augenblick schlug eine zersprungene Glocke fern ab in der Finsterniß die Mitternachtsstunde.

Beim zwölften Schlage setzte der Alte abermals sein Horn an den Mund, die Knechte machten die Hunde los, diese fuhren wie ein Haufen Steine, welchen die Balliste schleudert, auseinander, Geschrei und Geheul verdoppelte sich und alle Jäger, Hundeführer und Piqueure, der Alte und Pekopin rasten im Galopp dahin.

Ein Galopp, so gewaltsam, reißend, wirbelnd und übernatürlich, der Pekopin ergriff, fortriß und wegtrug, der jeden Hufschlag des Pferdes im Gehirne des Reiters wiederhallen machte, als ob seine Stirne der Erdboden sei, der ihn blendete wie ein Blitz, betäubte wie ein wildes Gelage und erbitterte wie eine Schlacht, ein Galopp, der zum Wirbel, ein Wirbel, der zum Sturme ward.

Der Forst war unermeßlich, die Jäger zahllos, Lichtung folgte auf Lichtung, der Wind stöhnte, die Hunde bellten, der riesenhafte Schattenriß eines großen Hirsches von sechszehn Enden erschien von Zeit zu Zeit hinter dem Gezweige und floh dahin durch Licht und Schatten, Pekopins Roß schnaubte furchtbar, die Bäume neigten sich herüber, um diese Jagd mitanzusehen und bogen sich zurück, wenn sie vorbei war,

schreckliche Fanfaren gellten, dann brachen sie mit einmal ab und man vernahm nur noch das Horn des Alten in der Ferne.

Pekopin wußte nicht, wo er war.

An einer von Tannen beschatteten Ruine vorübersprengend, welcher zur Seite sich ein Wasserfall von einer hohen Porphyrwand herabstürzte, meinte er Schloß Rideck zu erkennen. Hierauf tanzten zu seiner Linken Berge vorüber, welche er für die niedern Vogesen hielt. Einen Augenblick später war er in den obern Vogesen und in Zeit einer Viertelstunde war sein Roß über den Giromagny, den Rotabac, die Sulz, den Bärenkopf, den Graisson, den Bressoir, den Lürberg und über den großen Donon und den großen Ventron hinweg. Die Höhen erschienen ihm im Dunkel so bunt durcheinander, als ob ein Riese die große Bergkette des Elsaß untereinandergeschüttelt hätte. Dann und wann glaubte er unter sich die Seen wahrzunehmen, welche die Vogesen auf ihren Gipfeln tragen, so deutlich, als ob diese Berge unter dem Bauch seines Pferdes durchzögen.

So seltsam und schrecklich dieses Rennen war, so faßte er sich doch allmälig, griff mit der Hand an den Talismann und tröstete sich damit, daß er sich doch nicht von dem Rhein entferne.

Auf einmal umgab ihn ein dichter Nebel. Die Bäume verhüllten sich, verschwanden dann völlig, der Jagdlärm vergrößerte sich in der Finsterniß und sein spanischer Hengst raste in neuer Wuth dahin. Der Rauch wurde so dicht, daß Pekopin kaum mehr die Ohren seines Pferdes gewahren konnte.

In solchen Augenblicken gehört gewiß große Geisteskraft dazu und ist es gewiß verdienstlich, seine Seele zu Gott und der Geliebten zu erheben.

Beides that unser braver Ritter mit Inbrunst.

Er dachte an den lieben Gott und an Bathilde, vielleicht sogar etwas mehr an Bathilde, als an den

lieben Gott, als es ihm plötzlich vorkam, das Windgeheul nehme den Ausdruck einer artikulirten Stimme an und spreche deutlich den Namen „Heimbach" aus. Im selben Augenblick erhellte eine große Fackel, welche ein Waidknecht hielt, den Nebel und bei ihrem Lichte erblickte Pekopin dicht über seinem Haupte einen Hühnengeier, der von einem Pfeil durchbohrt war und dennoch flog. Er wollte den Vogel näher besichtigen, da machte aber sein Klepper einen Satz und der Geier schlug mit den Flügeln, die Fackel verschwand im Gehölz und Finsterniß umhüllte Pekopin wieder. Kurz darauf sprach der Wind abermals und stöhnte „Vogtsberg", eine neue Helle durchdrang das Dunkel und Pekopin nahm einen Habicht wahr, in dessen Flügel ein Pfeil steckte, der aber dennoch flog.

Er öffnete die Augen, um sich blickend, öffnete den Mund, um zu rufen, aber bevor er noch einen Blick dahingerichtet und einen Schrei ausgestoßen, war Helle, Geier und Pfeil wieder verschwunden.

Sein Roß hatte im Rennen nicht nachgelassen und sprang mit gesenktem Kopf gegen all den Spuck an, als wäre es das blinde Pferd des bösen Geistes Paphos oder das taube des Königs Sisymordach.

Der Wind rief zum dritten Mal und Pekopin hörte diese ächzende Stimme „Rheinstein" sagen. Ein dritter Blitz röthete die Bäume im Nebel und ein dritter Vogel flog vorüber. Es war ein Adler, dem ein Pfeil den Leib durchschossen und der dennoch flog.

Da mußte Pekopin der Jagd mit dem Pfalzgrafen denken, zu welcher er sich hatte verleiten lassen, und erbebte. Allein der Lauf seines Renners war so unaufhaltsam und die nächtliche Landschaft flog so blitzschnell vorüber, das Dahinjagen rings um Pekopin war so unbegreiflich, daß sogar in ihm selbst Nichts ihn aufhielt. Erscheinungen folgten so unabläßig auf Erscheinungen, daß er seinen trüben Erinnerungen keine

Zeit widmen konnte. Sie zogen durch sein Gehirn wie der Wind. In der Ferne tobte immerfort der Jagdlärm und zeitweise schrie der riesenhafte Hirsch der Nacht im Dickicht.

Nach und nach verschwand der Nebel. Die Luft wurde lauwarm, die Bäume veränderten ihre Gestalt, Korkeichen, Pistacien und Aleppo-Fichten erschienen zwischen dem Gestein und ein großer weißer Mond mit einem ungeheuren Hofe beschien traurig die Gebüsche.

In einem Hohlweg hinsprengend, riß Pekopin von einem steilen Rebenrand ein Büschel Gras aus, und im blassen Lichtschimmer die Pflanzen untersuchend, fand er darunter die heilkräftige Wellblume der Cevennen, den fadigen Ehrenpreis und das Steckenkraut, dessen garstige Blätter in Klauen auslaufen.

Eine halbe Stunde später war die Luft noch wärmer geworden, eine wundersame Luftspiegelung des Meeres erhellte von Zeit zu Zeit das Gehölz, er bog sich noch einmal gegen den Wegrand und riß wiederum Pflanzen aus, wie er sie gerade erlangen konnte. Dießmal war es die silberfarbene Bohnenstaude von Cette, die Stern-Anemona von Nizza, die See-Lavatern von Toulon, der blutrothe Storchenschnabel aus den niedern Pyrenäen, und die große Astrampie, deren Blume wie der Planet Saturn zwischen einem Ringe hervorschaut.

Pekopin erkannte hieran, daß er sich in rasender Eile vom Rhein entferne.

Er hatte zwischen den beiden Handvoll Pflanzen mehr, als hundert Stunden zurückgelegt.

Er war über die Vogesen und Cevennen geflogen und flog jetzt über die Pyrenäen.

„Lieber den Tod!“ dachte er und wollte sich vom Pferde werfen. Aber bei dieser Bewegung fühlte er seine Füße wie von zwei Eisenhänden festgehalten. Er blickte hinunter. Die Steigbügel hatten ihn er-

griffen und hielten ihn fest; es waren lebende Steigbügel.

Das ferne Tosen, Wiehern, Bellen währte fort. Das Horn des alten Jägers, der in bedeutender Weite der Jagd voran war, tönte gespenstige Weisen und durch die großen, grünblauen, windgebogenen Zweige sah Pekopin die Hunde durch Wasser voll zauberischer Lichtwiederschein hindurchschwimmen.

Der arme Ritter ergab sich in sein Schicksal, schloß die Augen und ließ sich fortschleppen.

Einmal, als er sie wieder aufmachte, schlug ihm die Siedhitze einer Tropennacht in's Gesicht. Fernes Gebrülle von Tigern und Schakalen tönte zu ihm her, er erblickte zertrümmerte Pagoden, auf deren Ruinen gravitätisch und in langen Reihen Geier, Eulen und Störche saßen; Bäume von wunderlichem Wachsthum und seltsamster Gestaltung erfüllten die Thäler. Er erkannte den Banian und den Brabab, der Uenonbuyh pfiff, das Dynarameum zitterte, der kleine Gonambuch sang.

Pekopin befand sich in einem indischen Walde.

Er schloß die Augen wieder.

Er öffnete sie abermals, und siehe, binnen einer Viertelstunde war dem Gluthauch des Aequators ein Eiswind gefolgt. Die Kälte war entsetzlich. Unter den Hufen des Pferdes grillte der Reif. Rennthiere, Morgelinen und Satyr-Insekten erschienen hinter dem Nebelschleier. Die Oede von Berg und Wald war unbeschreiblich. Am fernen Gesichtskreis ragten nur noch zwei oder drei Felsen zu schwindelnder Höhe empor, um welche Möwen herflogen, und hinter kärglichem, schwärzlichem Grün zeigten sich große, weißliche Wogen, welchen der Himmel Schneeflocken zuwarf und welche ihm dafür Schaumflocken zurückgaben.

Pekopin flog durch die Lerchenbäume Biarmiens am Nordkap hin.

Einen Moment später verdichtete sich die Nacht

und Pekopin sah Nichts mehr, allein er hörte ein furchtbares Brausen und Rauschen und ward sich bewußt, daß er an dem Strudel Maalstrom, diesem Tartarus der Alten, diesem Nebel des Meeres, vorüberkomme.

Was war das für ein Schreckenswald, der über den ganzen Erdkreis hinzog?

Von Zeit zu Zeit ließ sich der Sechszehnender wieder sehen, immer fliehend und immer verfolgt. Die Schatten und das Getöse wirbelten sich auf seiner Fährte bunt ineinander und das Horn des Alten überschmetterte Alles, selbst das Gebrause des Maalstroms.

Mit einmal hielt der Klepper an und blieb stehen.

Das Gebelle ließ nach und ringsher ward Alles still.

Der arme Ritter, welcher seit einer Stunde die Augen zubehalten, öffnete sie jetzt.

Er hielt vor einem ungeheuren, unheimlichen Gebäude, dessen erleuchtete Fenster Blicke niederzuschießen schienen.

Die Facade dieses Baues war schwarz wie eine Maske und belebt wie ein Gesicht.

12.

Beschreibung eines schlimmen Nachtquartiers.

Was das eigentlich für ein Gebäude war, möchte schwer zu sagen sein. Es war ein Haus, befestigt wie eine Burg, eine Burg, prachtvoll wie ein Schloß, ein Schloß, furchtbar wie eine Höhle, und eine Höhle, stumm wie das Grab.

Man hörte keine Stimme, bemerkte keinen Schatten darin.

Ringsher um das Schloß, dessen Umfang übernatürlich, erstreckte sich, soweit der Blick reichte, der Wald. Am Himmel war kein Mond mehr, man gewahrte nur da und dort einen Strom, roth wie Blut.

Das Roß war am Fuß einer Freitreppe stehen geblieben, welche zu einer verschlossenen Thüre emporführte. Pekopin sah rechts- und linkshin und er meinte die Facade entlang noch viele andere Freitreppen wahrzunehmen, vor welchen die übrigen Jäger gleich ihm zu halten und schweigend zu warten schienen.

Pekopin zog seinen Dolch und fuhr damit an dem marmornen Geländer der Freitreppe hin, als plötzlich das Horn des Alten so nahe, wahrscheinlich an der entgegengesetzten Seite des Hauses, so gewaltig, furchtbar und betäubend erdröhnte, wie die stürmenden Posaunenstöße des bösen Geistes.

Dieses Horn, vor dessen Schall die Wipfel der Bäume sich neigten, schmetterte ein gräßliches Hallali durch die Finsterniß.

Und kaum war es verstummt, als die Thüre des Schlosses mit beiden Flügeln nach außen aufsprangen, als hätte ein innerer Wind sie alle auf einmal heftig aufgestoßen.

Ein Meer von Licht strömte heraus.

Der Klepper trat die Freitreppe hinan nnd trug Pekopin in einen großen, erleuchteten Saal.

Die Wände dieses Saals waren mit gestickten Tapeten bekleidet, auf welchen Scenen aus der römischen Geschichte abgebildet waren. Die Mittelstücke des Getäfels waren mit Cypressenholz und Elfenbein ausgelegt. Oben lief eine Gallerie voller Blumen und Bäume herum, und in der Ecke unter einem Thronhimmel war eine Estrade für Damen mit Agat gedielt. Der übrige Fußboden bestand aus einem, den trojanischen Krieg vorstellenden Mosaikgemälde.

Nirgends eine Seele. Der Saal war leer, die Lichtfülle unheimlich in dieser Oede.

Der Klepper, der freiwillig vorwärts ging und dessen Hufschlag auf dem Boden hell erklang, schritt durch diesen Saal langsam in einen zweiten, der ebenso beleuchtet, ebenso groß und ebenso verlassen war.

Breite Felder mit Schnitzwerk aus Cedernholz bildeten die Wände des Gemaches, auf welchen ein geheimnißvoller Künstler Schildereien aus Perlmutter und Gold eingelegt hatte. Da konnte man sehen Schlachten, Jagden und Feste, Schlösser, von bengalischem Feuer erleuchtet, von Frauen und Wilden belagert und eingenommen, Gefechte und Seeschlachten zwischen Schiffen von allen Formen, welche in einem Ocean von Turkisen, Smaragden und Saphiren schwammen.

Ueber diesen Bildnereien wies ein Fries, von dem meisterlichsten Grabstichel bearbeitet, die drei Gattungen irdischer vernunftbegabter Geschöpfe in ihren zahllosen Wechselbezeichnungen: die Riesen, die Menschen und die Zwerge, und überall in diesen Bildern triumphirten Riesen und Zwerge über den Menschen, der so viel kleiner, als die Riesen, und so viel einfältiger, als die Zwerge erschien.

Die Decke dagegen schien bestimmt, dem menschlichen Geiste eine Art Genugthuung, aber eine sehr boshafte angedeihen zu lassen. Sie war aus an einander gereihten Feldern zusammengefügt, auf welchen in düstern Glanz und mit plutonischen Kronen geschmückt die Bildnisse aller Menschen prangten, welchen die Erde nützliche Erfindungen verdankt und welche darum „Wohlthäter der Menschen“ genannt werden. Jeder war hier abgebildet wegen der von ihm gemachten Erfindung; Arabus wegen der Heilkunde, Dädalus wegen der Irrgärten, Pisistratus wegen der Bücher, Aristoteles wegen der Bibliotheken, Tubalkain wegen der Ambosse, Architas wegen der Kriegsmaschinen,

Noah wegen der Schifffahrt, Abraham wegen der Geometrie, Moses wegen der Trompeten, Amphiktion wegen der Traumdeutung, Friedrich Barbarossa wegen der Falkenjagd und Bacho und von Lyon wegen der Quadratur des Zirkels. In den Ecken des gewölbten Plafond und in den überhängenden Bogen sammelten sich, gleichsam als Hauptgruppen an diesem irdischen Sternhimmel, viele berühmte Gesichter, wie Flavius, der den Compas erfunden, Christoforo Columbo, der Amerika entdeckt; Bokarpus, der die Saucen ersonnen, Mars, der den Krieg, Faust, der Buchdruckerei, der Mönch Schwarz, der das Schießpulver, und der Pabst Pontian, der die Cardinäle ausgeheckt.

Viele von diesen berühmten Leuten kannte Pekopin nicht und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie zur Zeit unserer Geschichte noch nicht geboren waren.

Der Ritter kam, indem er sein Thier gehen ließ, durch lange Reihe prachtvoller Säle.

Ueberall Lichter, Fackelklammern, Kron- und Armleuchter, deren Glanz aus stählernen und kupfernen Spiegeln widerstrahlten und unermeßlich reiche Gemächer erhellten, in welchen Pekopin keinem lebenden Wesen begegnete und durch welche er starren Blickes und betäubten Gemüthes hinritt, einsam, unruhvoll, bestürzt und von jenen verworrenen, unbeschreiblichen Gedanken erfüllt, welche den Träumer im dunkeln Walde beschleichen.

Endlich kam er an einer Thüre von röthlichem Metall an, über welcher ein Laubwerk aus Edelsteinen ein großer goldener Apfel abgebildet war, worunter folgende zwei Zeilen geschrieben standen:

Von Adam kommt die Mahlzeit her,
Von Eva aber der Nachtisch.

13.

Wie das Wirthshaus, so die Tafel.

Während er den düster ironischen Sinn dieser Inschrift enträthseln wollte, öffnete sich die Thüre langsam, das Pferd schritt durch dieselbe und dem Ritter wurde es wie Einem, der aus vollem Sonnenglanz in eine finstere Höhle tritt.

Die Thüre schloß sich wieder hinter ihm und der Ort, wo er sich nun befand, war so finster, daß er wähnte, erblindet zu sein. In ziemlicher Entfernung nahm er indessen einen bleichen Schein wahr, und nach und nach gewöhnte sich sein, vom Licht der eben durchschrittenen Vorgemächer geblendetes Auge an das Dunkel und er begann wie in einem Nebel die tausend hochragenden Säulen eines ungeheuer großen babylonischen Saales zu unterscheiden. Der Dämmerschein inmitten dieses Saales nahm Formen an, Gestalten erschienen darin und nach einigen Augenblicken bemerkte Pekopin im Mittelpunkt eines Waldes von gewundenen Säulen eine große Tafel, bleich beleuchtet von einem siebenarmigen Leuchter, auf welchem sieben blaue Flämmchen zitterten.

Obenan an dieser Tafel saß auf einem Throne von grünem Gold ein lebender Riese aus Erz.

Dieser Riese war Nimrod.

Ihm zur Rechten und Linken saß in eisernen Lehnstühlen eine dichte Reihe blasser schweigsamer Gäste, die Einen mit der maurischen Mütze auf dem Kopf, die Andern reicher mit Perlen geschmückt, als selbst der König Bisnagar.

Pekopin erblickte hier alle berühmten Jäger, welche Spuren in der Geschichte hinterließen:

Der König Mithrobuzanes, den Tyrannen Machanidas, den römischen Consul Aemilius Barbula II.,

den Meerkönig Rollo, Swentibold, den ungerathenen Sohn Arnulphs Königs von Lothringen, Haganon, den Günstling Karls von Frankreich, Herbert, Grafen von Vermandris, Wilhelm den Flachskopf, Grafen von Poitiers und Ahr, des berühmten Hauses Rechignevoisin, den Pabst Vitalianus, den Abt von St. Denis Fardulfus, Athelstan, König von England, Aigrold und Dänemark. An Nimrods Seite stützte sich auf seine Ellbogen der große Cyrus, welcher zweitausend Jahre vor Christus das persische Reich gründete und Wappen auf der Brust trug, welches bekanntlich ein ungeschwänzter Silberlöwe im grünen Feld ist, gekrönt mit Goldlorbeer und eingefaßt von Gold und Roth, worin acht Dreiblätter mit Silberspitzen.

Die Tafel war nach kaiserlicher Etikette angeordnet und an ihren vier Ecken saßen vier erlauchte und berühmte Jägerinnen: die Königin Emma, die Königin Ogiva, die Königin Gerberge und endlich Diana, welche in ihrer Eigenschaft als Göttin gleich den übrigen drei Königinnen einen Thronhimmel und ein besonderes Besteck hatte.

Keiner der Gäste sprach, keiner schaute auf. Eine große leere Stelle inmitten des Tisches schien anzudeuten, daß hier die Gerichte aufgetragen werden sollten, und ringsher funkelten in schimmernden Flaschen die tausenderlei Getränke aller Länder: der Reiswein von Bengalen, das destillirte Wasser von Sumatra, der Arrak von Japan, der Pamplis aus China und der Pechmez aus der Türkei. Da und dort schäumte in großen Steinkrügen der Trank, welchen die Norwegen Wel, die Gothen Buska, die Kärthner Vo, die Slavonier Oll, die Dalmatier Biö, die Ungarn Ser, die Böhmen Pivo und die Deutschen Bier nennen.

Mohren, welche Teufeln gleichen, oder Teufel, welche Mohren gleichen, umstanden, Servietten und Wasserkannen haltend, schweigend die Tafel. Jeder

Gast hatte, wie es recht ist, seinen Zwerg an der Seite, Ihro Gnaden Diana überdieß ihr Windspiel.

Als Pekopin seine Blicke in den dunkelsten Theil des außerordentlichen Gemaches hinwandte, nahm er im Säulenwalde des Hindergrundes dieses vielleicht endlosen Sales eine Menge von Zuschauern wahr, alle zu Pferde, wie er selbst, und im Jagdanzuge: Schatten vermöge des Dunkels, Bildsäulen vermöge ihrer Unbeweglichkeit, Gespenster vermöge ihres Schweigens. In den Näherstehenden meinte er die Herren zu erkennen, welche den alten Jäger im Hain des „letzten Ganges" umgeben hatten.

Es beobachteten, wie schon erwähnt, Gäste, Diener und Zuschauer ein peinliches Schweigen und man hätte eher die Steine eines Grabmals flüstern hören können, als einen Athemzug dieser Menge vernehmen. Auch war es schrecklich kalt in diesem Dunkel. Pekopin fühlte sich vor Frost das Mark in den Knochen erstarren, obgleich ihm der Schweiß von allen Gliedern rieselte.

Auf einmal erhob sich jetzt wieder das Hundegebell, erst ferne, dann näher, heftiger, freudig und wild. Hierauf schallte das Horn des Alten schmetternd drein und führte mit grausenhafter Meisterlichkeit ein ganz neues und entsetzliches Hallali aus, welches viele Jahrhunderte später Roland de Lattre durch eine nächtliche Eingebung wieder auffand, was diesem großen Tonkünstler zu der Ehre verhalf, von Pabst Gregor XIII. am 6. April 1574 zum Ritter vom heiligen Petrus mit dem goldenen Sporn de numero participantium ernannt zu werden.

Bei dem Gedröhn dieses Hallali richtete Nimrod das Haupt empor, der Abt Fardulfus wandte sich halb zur Seite und Cyrus, der sich bis dahin auf den rechten Ellbogen gestützt, lehnte sich jetzt auf den linken.

14.

Neueste Manier, vom Pferde zu fallen.

Hundegebell und Hornklang kam näher; eine große Pforte, jener, durch welche Pekopin gekommen, gegenüber, that sich weit auf und der Ritter sah aus einer langen finstern Galerie die zweihundert Fackelhalter eine große goldene Schüssel auf ihren Schultern herbeitragen, in deren Mitte bratendampfend und reich mit Brühe übergossen der Sechszehnender lag.

Vor den Dienern, deren zweihundert Fackeln roth flammten wie Kohlenglut, ritt der alte Jäger, das Büffelhorn in der Hand, auf seinem schaumbedeckten tartarischen Renner. Er blies nicht mehr, sondern lächelte sehr verbindlich inmitten des furchtbaren Geheuls der Meute, die den Hirsch begleitete und noch immer von dem maskirten Jägermeister geleitet wurde.

In dem Augenblick, wo der Zug aus der Galerie in den Saal einbog, wurden die Fackelflammen blau und die Hunde still. Mit gesenktem Kopf und zwischen die Beine geklemmtem Schweif, angstvoll zitterndem Rücken und bittenden Blicken folgten diese schrecklichen Rüden ihrem Führer langsam an den Tisch, woran die geheimnißvollen Gäste saßen, noch immer bleich, regungslos und stumm.

An die Tafel herangetreten, schaute der Alte den düstern Gesellen in's Gesicht, brach in ein Lachen aus und sagte:

„Hombres y mugeres, or çà, vosostros, belle signore, domini et dominae, amigos mios, comment va la besogne (Männer und Weiber, ihr Alle, schöne Herren und Damen, meine Freunde, wie steht das Befinden)?“

„Du kommst sehr spät,“ versetzte der Riese von Erz.

„Das hat seinen Grund darin, daß ich einem Freunde meine Jagd zeigen wollte,“ erklärte der Alte.

„Schon recht, aber sieh' dorthin!“

So sprechend erhob der Riese den Daumen seiner rechten Hand und deutete rückwärts über seine Schultern nach dem Hintergrunde des Saales. Pekopins Blick folgte mechanisch dem Winke des Riesen und er sah in der Ferne auf dem schwarzen Gemäuer weißliche Oeffnungen sichtbar werden, als ob dort Fenster wären, auf die der erste Morgenschimmer fällt.

„Nun denn,“ meinte der Alte, „so müssen wir eilen.“

Und auf ein von ihm gegebenes Zeichen schickten sich die zweihundert Diener mit Hülfe der Neger an, den gebratenen Hirsch auf die Tafel zu setzen.

Da setzte Pekopin die Sporen tief in die Weichen seines Rosses, der ihm zu seinem Erstaunen jetzt gehorchte, vielleicht weil die Nähe des Tages den Zauber schwächte. Er trieb das Pferd zwischen die Diener und die Tafel, erhob sich in den Bügeln, zog das Schwert, betrachtete festen Blickes die unheimliche Tafelrunde und den alten Jäger und rief mit Donnerstimme:

„Beim Himmel, wer ihr auch immer seid, Gespenster, Larven, Erscheinungen, Blendwerke, Kaiser oder Höllengeister, ich untersage euch jeden weitern Schritt oder, bei dem Grabe und bei Gott, der mir beistehen möge, ich will euch zeigen und selbst Dir, Mann von Erz, wie schwer der Eisenschuh eines lebenden Ritters den Kopf eines Gespenstes trifft. Ich bin zwar in einer Gespensterhöhle, aber ich will darin nach meiner Lust und Laune wirkliche und furchtbare Dinge vollbringen. Mischt euch nicht darein; ich rath' es euch! Und Du, der mich betrogen, elender Alter, meinst Du, Du könnest einen jungen Mann zum Narren haben, weil Du mit der Kraft eines Stieres in Dein Horn hineinbläsest. Setze Dich zur Wehre,

oder, bei der heiligen Messe, ich schneide Dir die Kaldaunen aus dem Leibe und wärest Du der Höllenkönig selber!“

„Ah, seid Ihr hier, mein Guter?“ versetzte der Alte, „das ist recht, Ihr müßt mit uns essen.“

Das verbindliche Lächeln, von welchem diese Einladung begleitet war, erbitterte Pekopin noch mehr.

„Setze Dich zur Wehre, alter Schalksknecht!“ rief er; Du hast mir ein Versprechen gethan und mich getäuscht.“

„Ei, warte doch das Ende ab; was weißt Du denn?“

„Wehre Dich Deiner Haut, sag' ich.“

„Ei, ei, mein lieber Freund, Ihr nehmet die Dinge schief.“

Gib mir Bathilde wieder, Du hast's mir versprochen!“

„Wer sagt Euch denn, daß ich sie Euch nicht wiedergeben will? Aber was wollt Ihr dann mit ihr?“

„Sie ist meine Braut, Du weißt's wohl, Elender! Ich heirate sie.“

Dann gibt es aller Wahrscheinlichkeit nach ein unglückliches Paar mehr,“ versetzte achselzuckend der Alte. „Doch was geht das mich an? Die Dinge haben einmal ihren Lauf. Den Männlein und Weiblein hienieden wird das böse Beispiel von dem Ehepaar da oben gegeben. Sonne und Mond, die führen auch eine gräuliche Haushaltung und sind nie beisammen.“

„Genug des Spassens,“ schrie der Ritter, oder ich vernichte alle die Gespenster da, mitsammt ihren Göttinnen und reinige diese Höhle.“

Der alte erwiderte mit einem Schelmenlächeln:

Reinige, Freund, reinige! Hier das Rezept dazu: Sennesblätter, Rhabarber und schwefelsaure Magnesia. Die Sennesblätter putzen den Magen aus,

die Rhabarber fegt den Zwölffingerdarm und die Magnesia reinigt die Eingeweide."

Rasend stürmte Pekopin mit dem Schwert auf den Sprecher los. Allein kaum hatte sein Pferd einen Schritt vorwärts gethan, so fühlte er, wie es zitterte und sich senkte.

Er blickte auf.

Ein kalter, weißer Tagesstrahl drang in die Halle und schlich auf dem bläulichen Boden hin. Den alten Jäger ausgenommen, der noch immer regungslos und lächelnd dastand, fingen alle Anwesenden zu erlöschen an. Leuchter und Fackeln erstarben. Die Augen der Gespenster, welche bei Pekopins Scheltworten noch einmal aufgeflammt, hatten keinen Blick mehr, und durch den großen ehernen Rumpf des Riesen Nimrod hindurch konnte Pekopin so deutlich wie durch eine Glasscheibe, die Pfeiler der Hinterwand unterscheiden.

Sein Pferd wurde unfühlbar und verging allmählig unter ihm. Schon waren seine Füße nahe daran, den Boden zu berühren.

In diesem Augenblick krähte der Hahn.

Es war etwas Furchtbares in diesem hellen, metallenen Ton, der Pekopins Ohr wie eine Stahlklinge durchschnitt.

Im selben Augenblick wehte ein frischer Luftzug herein. Das Pferd des Ritters zerfloß unter ihm, er wankte und wäre beinahe heftig zu Boden gestürzt.

Als er sich aufrichtete, war Alles verschwunden.

Er sah sich allein mit dem Schwert in der Hand, in einer von Gebüschen umgebenen Thalschlucht, unfern eines über Felsen herabschäumenden Wassers und vor dem Thor eines alten Schlosses.

Der Tag brach an.

Der Ritter erhob das Auge und stieß einen Jubelruf aus.

Das Schloß war die Falkenburg.

15.

Worin die Frage, ob man Jemand, den man nicht kennt, wieder erkennen kann, ihre Beantwortung findet.

Der Hahn krähte zum zweiten Mal.

Sein Ruf kam aus dem Schloßhof und dieser Hahn, dessen Stimme das Zauberschloß und alles Blendwerk der nächtlichen Jagd zerstieben machte, hatte vielleicht am verflossenen Abend die Brosamen aufgelesen, welche täglich von Bathilde's gesegneter Hand in den Schloßhof herabfielen.

O Macht der Liebe! Allgewalt des Herzens! Warmer Strahl holder Leidenschaft und schöner Jahre! Kaum hatte Pekopin diese geliebten Thürme wieder erblickt, als frisch und leuchtend das Bild seiner Braut in ihm aufstieg und ihn mit solcher Wonne erfüllte, daß darin der ganze Jammer der Vergangenheit, die Gesandtschaften, die Könige, die Wanderungen, die Gespenster und der gräßliche Wirbel der Visionen wie Nebel zerfloß.

Er hatte das Schwert in die Scheide gesenkt und ging mit großen Schritten auf das Schloß zu, dessen Fenster, vom ersten Sonnenstrahl angeglüht, dem Morgenroth zuzulächeln schienen.

Schon nahte er der Brücke, von welcher heutzutage nur noch ein Bogen steht, als er eine Stimme hinter sich sagen hörte:

„Nun wie, Ritter Sonnek, hab' ich Wort gehalten?"

Er kehrte sich um.

Zwei Männer standen im Gebüsch.

Der Eine war der maskirte Jägermeister und trug ein großes rothes Schreibbuch unter dem Arme.

Pekopin bebte, als er ihn sah.

Der Andere war ein kleiner, alter Mann, bucklig, hinkend und über die Maßen häßlich.

Dieser hatte zu Pekopin gesprochen und der Ritter forschte in seiner Erinnerung umsonst nach diesem Gesichte.

„Sehr edler Herr," sagte der Bucklige, „Du scheinst mich nicht zu erkennen?"

„So ist's in der That," versetzte Pekopin.

„Ei, da seh' mal einer!"

„Bist Du nicht etwa der Sklave vom Ufer des rothen Meeres?"

„Ich bin der Jäger aus dem Haine des letzten Ganges," entgegnete der Alte.

Es war der Teufel!

„Bei meiner Ehre," sagte Pekopin, „seid, was Euch beliebt, nun Ihr Euer Versprechen erfüllt habt, nun ich vor der Falkenburg stehe und meine Bathilde wiedersehen soll, bin ich Euer Diener und danke Euch ergebenst."

„Diese Nacht klagtest Du mich an. Was sagte ich Dir da?"

„Ihr sagtet: warte das Ende ab."

„Nun gut, jetzt dankst Du mir und ich sage abermals: warte das Ende ab! Du übereiltest Dich vielleicht mit Deiner Anklage, und jetzt übereilst Du Dich vielleicht mit Deinem Dank."

Indem er dieß sagte, war die Miene des Buckligen unbeschreiblich.

Ironie ist der eigentliche Zug des Teufels.

Pekopin erbebte und fragte:

„Was wollt Ihr damit sagen?"

Der Teufel entgegnete, auf den maskirten Jägermeister deutend:

„Erkennst Du den da wieder?"

„Ja."

„Kennst Du ihn auch?"

„Nein."

Der Jägermeister nahm die Maske ab.

Es war Erilang.

Pekopin schrack zurück und der Teufel fuhr fort:

„Ich war Dein Schuldner, Pekopin. Ich verdankte Dir diesen meinen Buckel und dieses mein Hinkebein. Ich bin aber ein pünktlicher Schuldner. Darum suchte ich Deinen vormaligen Diener Erilang auf, um mich bei ihm nach Deinen Liebhabereien zu erkundigen. Er sagte mir, Du liebst die Jagd. Da meinte ich, daß es Jammerschade wäre, wenn ich dem schmucken Waidmann nicht die wilde Jagd zeigte. Bei Sonnenuntergang traf ich Dich in jener Waldlichtung. Du warst im Haine des letzten ‚Ganges'. Der Zwerk Roulon wollte Dich für sich in Empfang nehmen, da führte ich Dich mit mir."

Pekopin erzitterte, der Teufel setzte bei:

„Hättest Du nicht Deinen Talisman besessen, würde ich Dich behalten haben. Ich lasse aber den Dingen gern ihren Lauf und weiß, daß die Rache in verschiedenen Saucen aufgetragen werden kann."

„Was willst Du denn mit allem diesem sagen, Höllengeist?" stotterte Pekopin endlich mühselig hervor.

Der Teufel sprach, ohne diese Frage zu beachten, also weiter:

„Um Erilang für die von ihm erhaltenen Aufschlüsse zu belohnen, gab ich ihm ein Minister-Portefeuille in meinem Kabinet. Er hat jetzt gute Einkünfte."

„Teuflischer Spötter, wirst Du mir endlich sagen, was das Alles heißen soll?"

„Was versprach ich Dir?"

„Daß Du mich, sowie die Sonne aufgegangen nach der Nacht unserer Jagd, an das Thor der Falkenburg bringen wollest."

„Da bist Du ja."

„So sprich, Teufel, ist Bathilde todt?"

„Nein."

„Hat sie sich vermählt?"

„Nein.“

„Ist sie Nonne geworden!“

„Nein.“

„Ist sie vielleicht fort von der Falkenburg?“

„Nein.“

„Und sie liebt mich noch?“

„Freilich.“

„Nun denn,“ rief Pekopin hochaufathmend, als fiele ihm ein Berg von der Brust, „ist es so, so nimm meinen Dank, wer Du auch sein magst.“

„Gut,“ versetzte der Teufel, „ich bin zufrieden und Du bist's auch.“

So sprechend, faßte er den Erilang in seine Arme, obgleich dieser groß war und er klein, wand den Klumpfuß um den geraden, drehte sich auf dem Absatz herum und Pekopin sah, wie er einem Bohrer gleich in die Erde hineindrang. In einem Augenblick waren die beiden verschwunden.

Der Boden ließ, indem er sich über dem Teufel schloß, ein kleines violettes Flämmchen mit grünem Gefunkel aufzucken, das in lustigen Sätzen in den Wald hineinsprang, wo es eine Weile sich an die Bäume anhing und diese mit tausendfacher Strahlenbrechung beschimmerte, dem Regenbogen gleich, der sich auf Baumblätter herniedersenkt.

16.

Kleinigkeiten am Thore.

Pekopin zuckte die Schultern.

„Bathilde lebt,“ dachte er, „Bathilde ist frei, Bathilde liebt mich! Was soll ich da noch besorgen? Vorgestern Abend, bevor ich dem Höllengeiste begegnete, waren es gerade fünf Jahre, seit ich sie verlassen. Gut denn, jetzt sind es fünf Jahre und ein Tag, und

ich werde sie schöner, als jemals wiedersehen. Die Weiber sind das schöne Geschlecht und zwanzig Jahre sind das schöne Alter."

In jenen Tagen der gewaltigen Treue machte man sich eben nicht viel aus fünf Jahren.

Derartiges mit sich selbst sprechend, nahte der Ritter dem Schloßthore, und erkannte freudig jeden vorspringenden Stein am Portal wieder, jeden Zahn des Fallgatters und jeden Nagel an der Zugbrücke. Er fühlte sich froh und willkommen.

Die Schwelle des Hauses, das unsere Kindheit gesehen, lächelt den Männern beim Wiedersehen wie das herzlich zufriedene Antlitz einer Mutter.

Ueber die Brücke schreitend, bemerkte er am dritten Pfeiler eine schöne Eiche, deren Wipfel hoch über das Geländer emporragte.

„Das ist doch seltsam," dachte er, „hier stand doch sonsten kein Baum."

Hierauf fiel ihm ein, daß er etwa drei Wochen vor dem Tage, wo er mit dem pfalzgräflichen Jagdzug zusammentraf, an dieser Stelle mit Bathilden das Eicheln- und Knöchelchenspiel gespielt habe und daß er, wie er sich an das Brückengeländer gelehnt, gerade hier eine große Eichel in den Graben habe fallen lassen.

„Teufel," dachte er, „aus dieser Eichel ist binnen fünf Jahren eine Eiche geworden. Das heiß' ich einen guten Boden!"

Auf der Eiche saßen vier Vögel und schwatzten durcheinander, ein Häher, eine Amsel, eine Elster und ein Rabe. Pekopin achtete ihrer nicht, eben so wenig eines Taubers, der im Taubenschlag gurrte, und eines Huhnes, welches im Hofe gluckste. Er dachte nur an Bathilde und eilte sehr.

Die Sonne war aufgegangen und die Knechte ließen die Zugbrücke nieder. Als er in das Thor trat, hörte er hinter sich ein Lachen, das fernher zu

kommen schien, aber sehr vernehmlich war. Er sah sich um, gewahrte aber Niemand.

Das war der Teufel, der in seiner Höhle lachte.

Unter der Thorwölbung befand sich ein Wasserbehälter, den Schatten und Widerschein zu einem Spiegel machten. Der Ritter bog sich darüber. Nach den Strapatzen einer so langen Irrfahrt, die ihm kaum noch Lumpen auf dem Leib gelassen, und vornämlich nach den Abenteuern des nächtlichen Rittes befürchtete er, vor sich selbst erschrecken zu müssen. Durchaus nicht. Sei es nun die Kraft des Talismans der Sultanin, sei es die Wirkung des Trankes, den ihm der Teufel gereicht, Pekopin sah schöner, jugendlicher und frischer aus, als je. Was ihn aber noch mehr staunen machte, war der Umstand, daß er sich mit ganz neuen, prächtigen Kleidern angethan sah. Seine Gedanken waren so verworren, daß er sich durchaus nicht zu erinnern im Stande war, zu welcher Zeit der Nacht er dergestalt bekleidet worden sei. Er war sehr schön.

Während er sich zwar verwundert, doch nicht ohne Selbstgefälligkeit beschaute, vernahm er ein zweites, noch viel vergnüglicheres Lachen. Er drehte sich um, sah aber wieder Niemand.

Das war der Teufel, der in seiner Höhle lachte.

Er ging über den Ehrenhof. Die Knappen neigten sich über die Zinnen der Mauern; aber Keiner erkannte ihn und er erkannte ebenfalls Keinen. Die Mägde in ihren kurzen Röcken schlugen das Linnenzeug auf den Waschplätzen und kehrten sich nach ihm um. Er war ihnen aber unbekannt, wie sie ihm. Sein Aussehen war aber ein so stattliches, daß man ihn ungehindert passiren ließ.

Er kannte den Weg und wandte sich der kleinen Thurmtreppe zu, die nach Bathilde's Closet führte.

Wie er so über den Hof schritt, kamen ihm die Wände viel schwärzer und brüchiger vor; der Epheu

an der nördlichen hatte sich außerordentlich verbreitet, die Weinstöcke an der südlichen hatten ein unbegreifliches Wachsthum entwickelt. Doch was wundert sich ein liebend Herz viel über geschwärzte Mauern und über ein Paar Blätter mehr oder weniger?

Bei dem Thürmchen angekommen, hatte er Mühe, dasselbe wieder zu erkennen. Die Treppe war eine Wendeltreppe und bevor Pekopin abreiste, ließ Bathilde's Vater den gewölbten Eingang ganz neu aus Heidelberger Sandstein herstellen. Jetzt war dieser Eingang, der Pekopins Rechnung zufolge fünf Jahre alt war, ganz braun und voller Risse und Löcher, worin das Gras wucherte und Schwalben nisteten. Doch wundert ein liebend Herz sich viel über ein Paar Schwalbennester?"

So die Blitze treppenan schößen, würde ich Pekopin mit ihnen vergleichen. In einem Nu war er im fünften Stockwerk und an der Thüre von Bathilde's Gemach. Der Schlüssel stack im Schlosse, als hätte Bathilde ihren Pekopin erwartet.

Er brauchte nur noch diesen Schlüssel zu drehen und einzutreten.

Aber er zögerte noch.

Er war ganz athemlos vor Freude, Zärtlichkeit und Glück, ein wenig wohl auch in Folge des Hinaufschießens der fünf Treppen. Große Feuerrosen drehten sich vor seinen Augen und es kam ihm vor, als setzten sie sich ihm auf Stirne und Wangen. Ein Gebrause erfüllte seine Ohren und sein Herz pochte ihm in den Schläfen.

Als er sich etwas gefaßt hatte, lauschte er. Wer vermöchte Alles zu beschreiben, was in dieser armen, liebetrunkenen Seele vorging?

Er hörte durch die Thüre den schnarrenden Ton eines Spinnrädchens.

17.

Woraus kluge Leute lernen, welches das garstigste aller Gleichnißworte ist.

Dem scharfen Ton zufolge war es nicht Bathilde's Rädchen. Es war vielleicht das einer ihrer Frauen, denn dicht an ihrem Stübchen hatte Bathilde ihr Betkämmerlein, wo sie oft ganze Tage verbrachte. Sie spann viel, allein sie betete noch mehr.

Pekopin sagte sich dieß Alles, und doch hörte er mit süßem Beben dem Schnurren des Rades zu.

Es sind dieß nun einmal Thorheiten eines liebenden Menschen, die ein an Geist und Herz reicher Mann am allerleichtesten begeht.

Augenblicke wie der, worin Pekopin jetzt schwebte, bestehen aus einem Entzücken, das noch schwelgen, und aus einer Ungeduld, die nicht mehr warten will. Eine kurze Weile schwankt die Wage, dann siegt die Ungeduld.

Zitternd legte endlich der Ritter die Hand an den Schlüssel, drehte denselben im Schlosse, die Thüre ging auf und er trat ein.

„Ach,“ hätte er beinahe ausgerufen, „ich täuschte mich doch, es ist nicht Bathilde's Spinnrad!“

Es befand sich wirklich eine Spinnerin in der Stube, aber es war ein altes Weib. Ein altes Weib? Damit zu wenig gesagt, es war eine alte Fee, denn nur die Feen erreichen ein so fabelhaftes Alter, eine solche hundertjährige Gebrechlichkeit. Und diese ehrwürdige Frau mußte weit über hundert Jahre alt sein. Man stelle sich, wenn es möglich, ein armes, kleines, menschliches oder übermenschliches Wesen vor, gebückt, gefaltet, lohfarbig, verschoben, geschuppt, gerunzelt, verschrumpft, elend und griesgrämelnd, weiß von Haar und Brauen, schwarz von Lippen und Zähnen,

gelb, mager, kahl, erdfahl, wackelnd, häßlich. Und will man sich eine Vorstellung von diesem Gesicht machen, worin tausend Furchen nach dem Mund hinliefen, wie Radspeichen nach der Nabe, so denke man das unverschämte Gleichnißwort der Römerin Anus lebendig vor sich.

Dieses ehrwürdige und furchtbare Wesen saß oder kauerte vielmehr nahe am Fenster, die Spindel in der Hand, wie eine Parze.

Wahrscheinlich war die gute Greisin völlig taub, denn das Geräusch, welches der Eintritt Pekopins verursachte, störte sie nicht auf.

Indessen hatte der Ritter, wie es sich von Personen so hohen Alters ziemt, das Barett abgenommen, ging einen Schritt vorwärts und that die Frage:

„Gute Alte, wo ist Bathilde?“

Die Hundertjährige erhob die Augen, ließ den Faden sinken, begann an allen ihren verschrumpften Gliedern zu zittern, stieß einen schwachen Schrei aus, erhob sich halb von ihrem Schemel, streckte die langen Skeletthände gegen Pekopin aus, heftete den geisterhaften Blick auf ihn und rief mit schwacher, heißerer Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien:

„Barmherziger Himmel! Ritter Pekopin, was wollt Ihr? Bedarf Eure Seele der Seelenmessen? O mein Gott! Pekopin, Ihr seid also todt und Euer Geist besucht mich?“

„Bewahre Gott, gute Alte,“ entgegnete Pekopin lachend und redete sehr laut, damit Bathilde ihn in ihrem Betkämmerlein höre, war aber daneben doch etwas darüber betreten, daß die Alte seinen Namen kannte — „bewahre Gott, ich bin nichts weniger als todt. Nicht mein Geist erscheint hier, sondern ich selbst, ein ehrliches Gespenst von Fleisch und Blut. Ich verlange durchaus nicht nach Seelenmessen, sondern nach einem Kuß von meiner Braut, von Bathilde, die ich mehr als je liebhabe. Versteht Ihr mich, gute Alte.“

Als der Ritter dieß gesagt, fiel ihm die Greisin um den Hals.

Es war Bathilde.

Ach, des Teufels nächtliche Jagd hatte hundert Jahre gewährt!

Bathilde war nicht todt, Dank dem Himmel oder der Hölle, aber in dem Augenblick, da Pekopin sie wieder fand, zählte das arme Mädchen hundert und fünf und zwanzig Jahre und einen Tag.

18.

Schöne und kluge Worte der zweifüßigen, befiederten Philosophen.

Ganz außer sich stürzte Pekopin hinweg, rannte die Treppen hinab, über den Hof, durch das Thor, über die Brücke, sprang den Hügel hinab, eilte in die Thalschlucht, setzte über den Bach, durchbrach das Gebüsch, sprang dann bergan und flüchtete in den Wald von Sonneck.

Er irrte den ganzen Tag umher, erschrocken, verstört, verzweifelnd und wahnsinnig. Er liebte Bathilde noch immer, aber er entsetzte vor jenem Gespenst. Er wußte nicht mehr, wo sein Geist, sein Gedächtniß, sein Herz geblieben.

Als der Abend kam und er den Thürmen seiner väterlichen Burg nahte, riß er die prächtigen, höhnischen Gewänder, den Schmuck des Teufels, von seinem Leibe und schleuderte ihn in den tiefunten dahinschießenden Waldbach. Dann raufte er sich das Haar, als er plötzlich wahrnahm, daß ihm ein Büschel grauer Haare in der Hand geblieben. Nun zitterten ihm auch auf einmal die Kniee, seine Lenden bogen sich, er mußte sich an einem Baum halten und bemerkte, daß seine Hände furchtbar runzelig geworden.

Im Ausbruch des Schmerzes hatte er, ohne zu wissen, was er that, auch den Talisman an seinem Halse erfaßt, die Kette desselben zerrissen und ihn sammt den Kleidern in den Abgrund geworfen.

Und siehe, die Worte der schwarzen Sklavin erfüllten sich jetzt auf der Stelle. Binnen einer Minute alterte der Ritter um hundert Jahre.

Morgens hatte er seine Liebe, Abends seine Jugend verloren.

In diesem Augenblick hörte er zum dritten Mal an diesem unseligen Tage Jemand hinter sich lachen. Er wandte sich und sah Niemand.

Das war der Teufel, der in seiner Höhle lachte.

Was beginnen nach diesem letzten Verlust? Er raffte einen Reisigknittel, den ein Holzleser hatte fallen lassen, von der Erde auf, stützte sich auf denselben und schleppte sich mühsam gegen seine Burg hin, welche zum Glück ganz in der Nähe lag.

Dort angekommen, sah er im letzten Abendsonnenstrahl einen Häher, eine Amsel, eine Elster und einen Raben über dem Thor zwischen den Dachfahnen sitzen und ihn gleichsam erwarten. Er hörte ein Huhn, welches er nicht sah, „Pekopin! Pekopin!“ und einen Tauber, den er ebenfalls nicht sah, „Bathilde! Bathilde!“ rufen.

Da mußte er des Traumes denken, den er zu Bacharach geträumt, und der Worte, welche einst — ach, es sind schon hundert und fünf Jahre seither! — der alte Mann an ihn gerichtet hatte, der an der Mauer Holzstöcke für den Winter ordnete: „Herr, für einen jungen Mann pfeift die Amsel, schwatzt der Häher, krächzt der Rabe, kreischt die Elster, girrt die Taube und gluckst die Henne; für einen Greis aber reden die Vögel.“

Da schärfte der Ritter das Ohr und vernahm folgendes Gespräch;

Amsel.

Mein schmucker Jägersmann, kommst endlich Du nach Haus?

Häher.

Man geht für einen Tag und Jahre werden draus.

Rabe.

Du hast auf Habicht, Falk' und Geier Jagd gemacht.

Elster.

Daß auf den Liebesvogel doch lieber Du gejagt!

Henne.

Pekopin! Pekopin!

Tauber.

Bathild! Bathild! Bathild!

Die Hugenottenfamilie.

Mit Recht behauptet man, Wahrheit sei seltener zu finden, als Dichtung. Diese Aphorisme wird täglich durch Beispiele in dem ewig wechselnden Drama des wirklichen Lebens belegt, wo ein Zusammentreffen von Umständen der unwahrscheinlichsten Art häufig auftaucht und eine Verbindungskette zwischen scheinbar zusammenhängenden Ereignissen durch ein assimilirendes Glied bildet. Diese Bemerkung zu beleuchten, werde ich eine Reihe von Mittheilungen vor dem Auge vorüberführen, worin beinahe unmerklich heftige Verfolgung, Frömmelei und Blutvergießen einer vergangenen Zeit mit dem friedlichen Gemälde ländlicher Arbeiten und häuslicher Genüsse unter dem Dache einer verbannten Familie vermengt sind, zu der mich die Wechselfälle der Reise (nicht des Krieges) an der Küste von Südafrika führten.

Es war am Anfang des November 18— am Schlusse einer Reise, welche sich weit über die gewöhnliche Fahrzeit zwischen England und dem Cap der guten Hoffnung ausgedehnt hatte, als ich zum erstenmal die südliche Küste von Afrika erblickte. Das gewöhnliche Signal hatte das Ankommen eines englischen Schiffes in Tafelbay verkündigt, so daß wir, als wir uns dem Gestade näherten, eine große Anzahl von Menschen unterscheiden konnten, die sich, gierig unserer Ankunft entgegen harrend, am Strande versammelt

hatten; die Einen vielleicht in dem heftigen Kampfe verzögerter Hoffnung, Nachricht von entfernten Freunden erwartend, Andere von bloßer Neugierde getrieben, während eine dritte Klasse hier aufgepflanzt war, um ihrem gewöhnlichen Beruf, den Transport des Gepäckes u. s. w. nach den verschiedenen Theilen der Stadt, obzuliegen.

Kaum hatten sich die ersten Gefühle des Entzückens bei dem Bewußtsein wieder erlangter Freiheit, nachdem man Monate lang in die engen Gränzen eines Verdecks gebannt gewesen war, einigermaßen gelegt, als der neue und ungewohnte Anblick der Gegenstände um mich her meine Aufmerksamkeit völlig in Anspruch nahm. Unter der buntscheckigen, am Ufer versammelten Gruppe waren Probestücke der Varietät in Form, Gesichtsbildung und Farbe, wodurch sich das Menschengeschlecht unterscheidet, von dem hellen Europäer bis zu dem dunkelhäutigen Afrikaner. Die seltsame Tracht und die wunderliche Erscheinung des Letzteren boten, in Verbindung mit der unverständlichen Sprache hinreichend neuen und interessanten Stoff, um in dem Betrachte, jene mit Staunen vermischte Befriedigung zu erzeugen, welche aus der ersten Anschauung von Scenen entspringt, deren uns bis dahin unbekannte Bilder unserem Blicke eine neue Seite in dem großen Buche allgemeiner Kenntnisse öffnet.

Die Jahreszeit, in welcher mein Aufenthalt in dieser Colonie begann, war äußerst günstig für ernste Eindrücke. Der Frühling hatte sich soeben in dem seinem Striche angehörigen Früchte und Blüthen angekündigt und die sengende Hitze einer mehr vorgerückten Jahreszeit hatte das Grün auf den Anhöhen der ungeheuern Berge noch nicht zerstört, welche von ihren erhabenen Gipfeln beschützend auf die Hauptstadt unten herabzuschauen scheinen.

Von Tafelbay aus erhält man nur einen theil-

weisen Ueberblick über Capstadt, und erst wenn man innerhalb des wirklichen Bezirkes derselben ist, lassen sich die architektonischen und anderen örtlichen Grundzüge richtig bemessen.

Die Straßen sind in rechten Winkeln gebaut, die geräumigen, bequemen und dem Klima angemessenen Häuser bilden im Ganzen eine glückliche Combination von englischen Comfort und orientalischem Style. Vor jeder Wohnung ist, der holländischen Sitte gemäß, eine Verandah, welche zuweilen mit dem Erdgeschoße parallel steht, zuweilen aber auch einige Fuß höher liegt. Diese seltsame Beigabe zu allen Wohngebäuden (Stoep genannt) bietet ein angenehmes Rendezvous für die Bewohner des Hauses, welche sich gewöhnlich am Abend hier versammeln, um die Seeluft unter dem klaren Lichte eines südlichen Mondes einzuathmen. Der beständige Zustrom von Fremden macht die käufliche Gastfreundschaft der zahlreichen Speisehäuser, welche Capstadt enthält, äußerst angenehm, und der Reisende kann sich pro tempore nichts Besseres wünschen, als die Einquartirung in eine von diesen Anstalten, wo er sich, ohne eine persönliche Störung befürchten zu müssen, einer wohlbesetzten Tafel erfreut, welche durch die Vergnügungen geselligen Verkehrs belebt wird. Letzterer Vorzug ist der Gesellschaft von Offizieren, sowohl Land- als Seeoffizieren, von Passagieren, welche auf ihrem Wege nach Indien oder Neu-Südwales, Individuen von beiden Geschlechtern und jedem Alter in sich schließend, hier anhalten und endlich dem Umstande zuzuschreiben, die für den Eigenthümer der Anstalt durchaus nicht von geringem Gewichte ist, daß vom Osten nach der Capstadt kommende Kranke einem zweijährigen Urlaub daselbst zubringen, um ihre erschütterte Gesundheit in der heilkräftigsten der brittischen Kolonien wieder herzustellen.

Ich und meine Reisegenossen saßen an dem Abend

unserer Ankunft in einer solchen Gesellschaft, als das Gespräch auf diejenigen Gegenstände fiel, welche als die interessantesten für Ankömmlinge erscheinen müssen, nämlich auf die unterscheidenden Merkmale des fremden Landes, in welchem sie sich aufzuhalten gedenken. Es wurden natürlicherweise die verschiedenen Löwen innerhalb und um die Capstadt her besprochen, und nachdem wir uns verabredet hatten, diese en passant zu besichtigen, so beschlossen wir, unsere Reise in das Innere fortzusetzen, nachdem wir Stellenbosch, Hottentot's Holland und Franschehoek besucht hätten. Die zwei ersteren Orte beschrieb man uns als schöne Musterbilder der einem Lande eigenthümlichen Scenerie, wo die Weinrebe viele Morgen Grund bedeckt und der fruchtbare Boden seine Produkte ohne Beihülfe der Kunst oder der Arbeit hervorbringt; mit Franschehoek verband sich ein anderes Interesse.

Zum fernen Winkel flöh'n die christlichen Verbannten,
Die Fessel brechend, die noch knüpft an's Erdengut
Frohsinnig scheidend von Vermögen, Vaterland, Verwandte,
Für's Heiligthum, für welches floß der Väter Blut.

Als der Zufluchtsort eines verfolgten leidenden Geschlechtes schien es hervorragende Anziehungspunkte zu bieten und die Einbildungskraft stattete die gegenwärtigen Bewohner willig mit allen persönlichen und geistigen Vorzügen aus. Diese Einsiedler in dem fernen Lande zu sehen, wo ihre Voraltern eine Heimath gefunden hatten, betrachteten wir in diesem Augenblick als die Krone der Reize unseres beabsichtigten Ausflugs. Wie selten die Wirklichkeit dem Ideal gleich kommt, beweist die Erfahrung jedes Tags, aber wenn auch trügerisch, ist darum doch der Flug der Phantasie nicht minder bezeichnend, und wer läßt sich nicht zuweilen durch diese süßen Illusionen verführen? Bei dem gegenwärtigen Falle erfüllten sich zwar meine Erwartungen nicht auf die Weise, wie ich dieß vorher gedacht hatte, aber sie wurden in

der Folge mehr als verwirklicht, wie dieß die nachfolgenden Blätter entwickeln werden.

Der Willkomm des ersten Aufblühens eines rosigen Morgens, der die Erneuerung von Leben und Heiterkeit Myriaden von athmenden Geschöpfen verkündet, ist ein Vorrecht, dessen man sich mit Ausnahme des Landmannes, der zu seiner gewohnten Arbeit eilt, selten auf dem brittischen Gestade erfreut; aber in sonnigeren Klimaten macht man sich des Vortheils früheren Aufstehens durch sein eigenes Beispiel theilhaftig, und alle Klassen der Gemeinde beginnen die Bestrebungen des Tages mit der Sonne, mögen sie den Geschäften oder dem Vergnügen angehören. Da es besonders für den Reisenden von Belang ist, die Zeit beim Schopfe zu fassen, so legten wir eine bedeutende Strecke zurück, ehe der kühle Morgenwind die Erde zu erfrischen aufhörte. Wir gingen zu dem Leuchtthurme in Green-Point, bewunderten en route die niedlichen Hütten, welche von der Straße durch Hecken bestehend aus Aloen und Pflanzen von dem Cactusgeschlechte getrennt sind, und schlenderten dann eine Zeitlang auf dem pitoresken Malayenkirchhofe umher, um die niedrigen Gräber zu betrachten, welche mit frischen Blumen den stummen, aber rührenden Tributen der Liebe für Hingeschiedene, bestreut waren.

Nach dem Frühstück, wobei man uns außer anderen mehr allgemein vorkommenden Speisen beinahe alle Varietäten von Obst, wie es in dieser Jahreszeit reift, vorsetzte, begaben wir uns nach der öffentlichen Bibliothek, einem geräumigen großen Gebäude, das eine in das Auge fallende Stellung auf dem Paradeplatz einnimmt. In diesem Gebäude sind verschiedene große Zimmer für Gegenstände vorbehalten, welche in einer Beziehung zur Literatur und dem Handel stehen, während die größere Anzahl der Gelasse einer Sammlung von Büchern in verschiedenen Sprachen gewidmet ist,

welche durch die Einfuhr neuer Veröffentlichungen beständig vermehrt wird.

Unter den vielen hier bestehenden Gerichtshöfen ist nur einer, der, von ähnlichen Instituten in England sich unterscheidend, besondere Erwähnung verdient. Es ist dieß das Ehegericht, gegründet unter der holländischen Regierung, um Flüchtlingsehen unmöglich zu machen, und da man dieses Gesetz nicht widerrufen hat, so besteht dieses äußerst inquisitorische Tribunal, vor dem jeder Heiratscandidat nothwendig erscheinen muß, immer noch in Wirksamkeit. Da die Zulassung von Fremden keiner Beschränkung unterliegt, so traten wir in den Gerichtshof ein, als eben ein Verfahren anfing. Zwei Personen, jung, hübsch und in reicher Tracht, hörten mit sichtbarem Widerstreben verschiedene alberne Fragen an, welche ihnen in wichtigem Tone von dem präsidirenden Beamten vorgelegt wurden. Sobald man ihre Antworten zu Papier gebracht hatte, und etwas Geld von ihnen in die Armenbüchse geworfen war, endigte sich dieses nutzlose Verhör. Der übrige Theil des Morgens wurde zur Beschauung des Museums verwendet, wo eine wohl unterhaltene Sammlung von Specimina der Erde, des Meeres und der Luft aufbewahrt werden, welche in einem völlig naturgetreuen Zustande geordnet sind, indem jedes Exemplar die seiner Species eigenthümliche Stellung oder Handlung zur Schau bringt. Nichts übertrifft das glänzende Gefieder der Vögel, welche eine schöne, obwohl unbelebte Vogelhecke bilden, die nicht nur aus den befiederten Sängern von Südafrika besteht, sondern auch mit mehreren Varietäten von andern Theilen der Erde geschmückt ist.

Die besuchtesten Spaziergänge sind der Paradeplatz und der Gouvernementsgarten. Der letztere ist in zwei breite, durch Bäume geschützte Gänge getheilt, welche während der Hitze des Tages eine angenehme Zuflucht bieten, und besaß früher den weiteren Reiz

einer beträchtlichen Menagerie, von der man jetzt nur noch die Ueberreste gewahr wird, da ihre zahlreichen Bewohner zu einer sehr beschränkten Sammlung von wilden Thieren zusammen geschmolzen sind, welche man auf der Kolonie findet.

Der Gedanke zu einer Lustparthie in einem Klima wie das englische, kann immer nur unter der unerläßlichen Bedingung, wenn das Wetter schön ist, ausgesprochen werden; aber in Ländern, welche den Ungewißheiten der Witterung weniger unterworfen sind, kommen die ihrem Einflusse entspringenden Wechselfälle nie vorher in Betracht, und die unerwartete Erscheinung eines regnerischen Tages sieht man eher als ein Phänomen an, denn als eine Wahrscheinlichkeit, die man in Rechnung zu nehmen hätte. Es bedarf also kaum der Erwähnung, wie leicht und wolkenlos der Morgen erwachte, der uns über die sanfte Landstraße nach Constanzia, dieser Cynosura der Berühmtheiten des Caps hinrollen sah.

Die Benennung dieses Gebietes kommt von dem Weine her, der daselbst erzeugt wird, und seine natürlichen Schönheiten haben ihn im Vereine mit einer sorgfältigen Anbauung und künstlichen Vorzügen eine Art von Berühmtheit verschafft, welche kein anderes Weingut in der Kolonie ansprechen darf. Eine breite schattige Allee bildet den Hauptzugang zu dieser Domaine, innerhalb deren weit ausgedehnten Gränzen der Wein in üppiger Pracht gedeiht, und mit Blumen und Früchten reichlich ausgestattete Gärten das bequeme und stattlich gebaute Wohnhaus umgeben.

Die Straße von Capstadt nach Constanzia entwickelt eine Reihenfolge anziehender Gegenstände, sie geht durch Rondebosch und das niedliche Dörfchen Wynberg und führt dann plötzlich in das offene Land, wo Blumen von der verschiedenartigsten Farbe, von dem dunkelsten Carmesin bis zu dem Emblem der

Reinheit und Unschuld, in wilder Verschwendung blühend, den Grund bedecken und

„Spielend in verwandter eig'ner Erde,
Die nicht bedarf des Pflegers Hand und Müh
Des Wachsthums Ueppigkeit zu fördern.“

Mehr wie der Traum eines Dichters oder wie eine Gegend aus einem Feenmährchen, als wie eine Stelle von irdischem Wachsthum, erschien uns diese herrliche Milchstraße voll glänzender Edelsteine, allein von dem Morgenthau befeuchtet und in den schimmerndsten Farben der Natur funkelnd. Es war in der That eine Scene von so seltsamer Lieblichkeit, wie sie wohl nur wenige Länder in derselben Vollendung aufzuweisen haben möchten. Erde und Luft schienen sich den Vorrang streitig zu machen. Während eine prächtige Reihenfolge von Pflanzen auf der Oberfläche eines Elements schimmerte, flatterten Vögel, Schmetterlinge und verschiedene andere beflügelte Insekten, nicht minder glühend in der erhabenen Schönheit eines südlichen Klima's durch die klare Atmosphäre, zuweilen in ihrer lustigen Laufbahn inne haltend und den süßen Blumen und Gesträuchen unten einen Theil ihrer Honigvorräthe zu entziehen. Wären wohl Monumente des menschlichen Geistes im Stande, auf eine so wirksame Weise die örtlichen Reisen von Constanzia zu erhöhen, wie diese vollkommenen, wenn auch einfachen Werke des Schöpfers.

Für den Mann der Wissenschaft oder den Bewunderer der Kunst in einer von den verschiedenen Formen, welche Bildhauerei und Malerei geschaffen haben, für den enthusiastischen Liebhaber klassischer Kunst und Wissenschaft, der sich durch die Betrachtung der Wohnstätten hingeschiedener Geister ergötzt, für den Alterthümler, der in dem Besitze von Reliquien schwärmt, die der Staub von Jahrhunderten zerfressen hat, für den Visionär, mit dessen wilden Phantasieen die Legenden und romantischen Abenteuer alter Zeiten

kaum in die Schranken treten können, muß Alles, was in dem weiten Bereiche von Südafrika liegt, nothwendig flach, schmal und unerheblich erscheinen. Seine Annalen liefern keine Erinnerungen außer der ungeschriebenen vom Leben der Wilden, keine durch die Verehrung nachfolgender Jahrhunderte geweihte Gräber zeigen die Ruhestätten von Weisen, Helden, Dichtern oder Geschichtschreibern. Keine geheimnißvolle Höhle, keine geheiligte Gruft spricht von einer längst von der Erde verschwundenen Mythologie; keine befestigte Schlösser und Baronssitze rufen, den unvertilgbaren Stempel der Zeit an sich tragend, in dem Gedächtnisse Ritterthaten und Begebenheiten adeligen Muthes aus einer Zeit zurück, wo die schönen Hände hochgeborner Schönheit die Preise an die Tapferen vertheilten und der Gesang der Minstrels in der Festhalle ertönte.

Nichts von Allem dem begegnet dem Blicke in einem Lande, wo die Natur allein Monarch ist, wo Berge über Berge gelagert und Wälder von unermeßlicher Ausdehnung in Verbindung mit gewinnenderen Reizen, von sanfteren Landschaften nicht als Mannenlos der menschlichen Geisteskraft dienen, nicht die Macht menschlicher Kenntnisse verkündigen. Aber dienen sie nicht als herrliche Beweise viel höherer Kräfte? Und der Mensch, welcher hinwandert, mehr um die Werke der Gottheit zu beobachten und zu bewundern, als um die Vergleichungsweise unbedeutender Schöpfungen seiner Mitmenschen zu beschauen, wird reichliche Befriedigung unter Scenen finden, obgleich sie in den Blättern der Geschichte nicht aufgeführt sind. Nur für solche kann eine Reise durch einen Theil vom Cap der guten Hoffnung entweder durch Erfahrung oder Beschreibung interessant werden.

Die Art und Weise, wie man eine lange Reise in diesem Lande macht, ist eigenthümlich und den Straßen angemessen, welche häufig rauh und gefährlich,

kein Gefährt zum sicheren Fortkommen zulassen würden, das weniger stark wäre, als ein gewöhnlicher Fuhrwagen. Der Name mag etwas hart für feine Ohren klingen. Aber der Umstand, daß diese Wagen von zwölf bis zwanzig Ochsen je nach den Umständen geführt werden, welche in Paaren zusammen gejocht und nur durch einen ledernen Riemen an die Deichsel gebunden sind, mag einigermaßen das Herbe des Ausdrucks mildern. Der Reisende in einer wilden, wenig kultivirten Gegend darf nicht die künstlichen Comforts und Bequemlichkeiten des Lebens zu finden hoffen. Kein die Giebelseite eines geräumigen, freundlich aussehenden Wohnhauses bildendes Willkommzeichen ladet ihn zu Fülle und Ruhe ein. Das Gefährt, in welchem er reist, hat den doppelten Zweck der Fortschaffung und einer Schlafstätte, und bietet nebst den einfachen Bequemlichkeiten, wie man sie in einem Bauernhause bekommen kann, den einzigen Ersatz während einer wochenlangen Wanderung für die vielen Beförderungsmittel (ganz abgesehen von Eisenbahnen, welche um den Fortschritt der neuen Locomotion leicht und angenehm zu machen) erfunden worden sind.

Von dem gewöhnlichen Platze, nach welchem wir uns begaben, erstreckte sich der Ausflug des ersten Tages bis nach dem Downs (Dünen), halbwegs zwischen Capstadt und Stellenbosch, wo wir uns einen angenehmen Ruheplatz auswählten. Bald war ein Feuer, das unerläßliche Erforderniß bei Reisen in Südafrika angezündet. Wir lagerten uns um dasselbe her, während sich die hottentottischen Bedienten beeiferten, Erfrischungen zu bereiten, wie sich die Einfachheit eines nächtlichen Mahles heischte. In geringer Entfernung von uns ruhten die müden Ochsen, so angebunden, daß sie sich nicht von der Flamme entfernen konnten. Bekanntlich hält man ein während der Stunden der Dunkelheit unterhaltenes Feuer für die wirksamste Schutzwache gegen Raubthiere, welche

sich selten in die Nähe eines auf diese Art vertheidigten Zauberkreises wagen.

So groß ist die Macht der Neuheit, daß der Geist unmerklich und unwillkürlich zu dem ursprünglich durch irgend eine besondere Scene oder Handlung hervorgebrachten Eindruck mit einer festen Anhänglichkeit der Erinnerung zurückkehrt, welche keine spätere Begegnisse zu verwischen vermögen.

Diesem Einflusse muß das unverwelkliche Andenken zugeschrieben werden, das in mir über die Einleitungsnacht meiner Wanderung sich festgestellt hat. Viel Aehnliches begegnete mir in der Folge; aber nichts wird so oft wieder in meinem Gedächtnisse hervorgerufen. Noch sehe ich im Geiste den klaren Mond, wie er in unvergleichlichem Glanze über die wilde Gegend scheint, deren tiefe Stille nur durch das schläfrige Gesumme menschlicher Stimmen unterbrochen wurde, als die Gruppe, durch deren dunkle seltsame Gesichter zuweilen Strahlen von dem brennenden Torfe und Gestrüppe schoßen, sich in halblauten Tönen unterhielt. Alles war geeignet, ein Gemälde zu schaffen, das bei einer phantastischen Umstaltung des Hornviehs in Kameele eine Gesellschaft herumschwärmender, in Mitten der Wüste ihres nie eroberten Erbguts gelagerter Araber darzustellen beabsichtigt hätte.

Ehe die Sonne an dem auf unserem Halt in den Downs folgenden Tage die Mittagshöhe erreicht hatte, gelangten wir nach dem Dorfe Stellenbosch, das besonders durch eine doppelte Reihe von hohen Eichbäumen sich auszeichnet, welche die Hauptstraße begränzen. Mit Weingärten bedeckt und von Hecken umgeben, welche aus Aprikosen und Quittenbäumen bestehen, mit den ausgesuchtesten Blumen und Gesträuchen, wie Jasmin, Myrthen und Geranien geschmückt, bietet das umliegende Land einen außerordentlich malerischen Anblick und fordert sowohl den Pflanzer als den Fremden zur Bewunderung auf. Als wir Stellen-

bosch verließen, brachte uns ein langsamer Marsch von wenigen Stunden nach Hottentott's Holland Kloof, das durch eine anderthalb Meilen lange Straße merkwürdig ist, die aus dem Felsgestein ausgehöhlt, durch dasselbe führt. Auf der entgegengesetzten Seite erblickt man eine schöne wechselreiche Landschaft, Bauernhäuser auf ihrer Oberfläche ausgestreut, Heerden von Schaafen und Ziegen, welche auf den grünen Weiden grasen, Obstgärten, von ihren üppigen Erzeugnissen strotzend und überall nur Beweise der Vollendung ländlicher Genüsse. Zur Erhöhung des Zaubers erfuhren wir, daß an einem von diesen Orten die Abkömmlinge einer Hugenottenfamilie wohnten. Unsere Erwartung erreichte den höchsten Grad, und eben so groß war verhältnißmäßig die Enttäuschung, als wir die bezeichnete Wohnung erreichten und fanden, daß die Bewohner in Sprache, Sitten und äußerer Erscheinung ganz und gar Holländer waren. Sogar der ursprünglich französische Name hatte sich längst in einen andern verwandelt, und die ganze Wirthschaft bot nicht mehr und nicht weniger als ein Meisterstück der gewöhnlichen häuslichen Einrichtungen eines Capweinbauern. Unsere Hoffnung drängte sich nun in Franschehorb zusammen, aber mit Ausnahme einer alten Person, des ehemaligen Bedienten einer aus ihrem Vaterlande verbannten Familie, welche vor vielen Jahren diesen Ort verlassen hatte, war Niemand mehr vom gallischen Ursprunge mehr vorhanden. Von diesem Menschen erfuhren wir, daß er noch sehr jung dem Grafen de Lisle und seinen Verwandten von den Küsten Frankreichs gefolgt war. Später, nach dem Tode seines Herrn, hatte sich die kleine Niederlassung zerstreut, ob nach irgend einem andern Theile der Kolonie oder über ihre Gränzen, wußte er nicht. Durch den Betrieb verschiedener Arten von Handarbeit hatte er eine erträgliche Rente für sich selbst geerndet und zog es vor, an diesem Orte zu wohnen, wo er sein Leben bereits

beinahe seit achtzig Jahren zubrachte. Die Zeit war nicht spurlos an dem alten Manne vorübergegangen, denn sein Gedächtniß hatte wesentlich gelitten und die Auskunft, welche wir von ihm erhielten, war daher unbestimmt und unbedeutend. Da wir kein Interesse dabei fanden, länger unter Scenen zu verweilen, von denen auch der Schatten früherer Bedeutung verschwunden war, so setzten wir unsere Wanderung fort; sobald wir das Ende von Hottentott's Holland Kloof erreicht hatten, erschien in großer Ausdehnung ein sandiges, unfruchtbares Land, das nur Heidekraut und einige Gattungen von Immergrün hervorbrachte. Durch diese beinahe wüste Region, welche durch eine beinahe fortlaufende Kette von Bergen ummauert war, die sich übereinander erhoben, bis ihre hohen Spitzen in die Wolken zu-dringen schienen, reisten wir mehrere Tage, ohne daß die Monotome durch etwas Anderes, als durch die zufällige Erscheinung von Häusern in der Ferne oder durch die bestäudigen Gefahren der Straße unterbrochen wurde, denen zu trotzen man einer mehr als gewöhnlichen Entschlossenheit bedurfte. Diese Gefahren entsprangen aus verschiedenen Ursachen. Der an und für sich furchtbar schmale Weg wurde häufig durch schwere Felstrümmer, tiefe Spalten und lose Erdmassen unterbrochen, während unten ungeheure Abschüsse gähnten, in welche der kleinste Fehltritt die ganze Cavalcade hätte schleudern können. Die Unebenheiten der Straße sind nicht die einzige Schwierigkeit, welche des Reisenden harrt; zahlreiche und zuweilen gefährliche Flüsse bilden ein anderes und mächtiges Hinderniß gegen sein sicheres und rasches Fortschreiten. Während der nassen Jahreszeit, wo ein beständiger Zustrom von Wasser vom Hochlande herab stattfindet, läßt sich mit den gewöhnlichen Mitteln nicht über denselben setzen. Ist dieß der Fall, so müssen die Ochsen quer durchschwimmen, ein gewagtes Unternehmen, das im Sommer selten nothwendig wird, wenn nicht heftige

Regengüsse, die gerade, weil sie sehr selten vorkommen, in dieser Jahreszeit um so stärker werden, solche unter dem absolirenden Einflusse außerordentlicher Hitze sanfte ruhige Flüsse in rasche gewaltige Ströme verwandeln.

Ein Sturm dieser überwältigenden Art zwang uns im Verlauf unserer Reise, da der Fuhrwagen nur ein wirkungsloses Schutzdach gegen die Wuth der Elemente bot, Zuflucht in einem benachbarten Bauernhause zu suchen, wo wir eine schöne Gelegenheit hatten, den Charakter, die Manieren und Gebräuche des Cap-Boor zu beobachten und eine Meinung in uns zu bilden, die sich durch spätere Wahrnehmungen vollständig bestätigte. Diese Klasse unterscheidet sich wesentlich in den äußern Verhältnissen von den Bauern in der Nähe von Capstadt. Die bequemen und gut eingerichteten Wohngebäude der letztern besitzen Alles, was der Eigenthümer im Comfort verlangen mag, und stehen in mächtigem Widerspruche mit den Strohdächern und Lehmwandungen der ärmlich ausgestatteten Wohnungen seines weniger civilisirten Landsmanns. Diese enthalten in der Regel drei Stuben, und man findet nur eine Schlafstube für den Gebrauch der ganzen Familie, ohne Unterschied des Geschlechtes und für die Unterbringung eines zufälligen Gastes. Diesem Umstande mag der geringe Fortschritt zuzuschreiben sein, den die Verfeinerung bis jetzt unter einem Volke gemacht hat, dessen rauhe Manieren und außerordentliche Unwissenheit noch nie durch eine Berührung des wahren Abschliffs der Natur gemildert worden sind.

Neugierde bildet einen Hauptzug in ihrem Charakter und dieser Hang erklärt sich durch die geringen Mittel, deren sie theilhaftig sind, um Nachrichten von außerhalb der Sphäre ihres Hauswesens zu erhalten.

Die weibliche Hälfte dieser Gemeinde hat mit seltenen Ausnahmen plumpe uninteressante Gesichter und Gestalten, denen es gänzlich an Anmuth und Ebenmaß gebricht. Diese Nachtheile werden durch eine

schlumpige Art des Anzugs und durch die abscheuliche Gewohnheit, in großem Uebermaß zu schnupfen, noch mehr sichtbar.

Wenn wir so viele wenig anziehende Eigenschaften aufzählen, so ist es nicht mehr als billig beizufügen, daß die den holländischen Pflanzern im Allgemeinen nachgerühmte Gastfreundschaft einem Fremden nie entzogen wird; findet er sich zufälliger Weise zur Stunde des Mittagsbrodes in einer solchen Hütte ein so wird ihm stets zuvorkommend ein Sitz am Familientische geboten. Nachdem wir so einige von den gegenwärtigen Einwohnern von Südafrika leicht skizzirt haben, dürfen wir es nicht unterlassen, der ursprünglichen Eigenthümer seines Bodens zu erwähnen. Diese seltsamen Geschöpfe sind so wenig von der Natur begünstigt, daß sich unmöglich etwas Zurückstoßenderes nach Form und Gesichtsbildung denken läßt, als die Hottentotten beiderlei Geschlechts. Sie sind von Natur der Unmäßigkeit ergeben, und viele von ihnen führen ein faullenzerisches Wanderleben, halten sich auf Feldern oder in kleinen Lehmhütten auf und fristen ihr Dasein von dem Ertrag fortwährender Diebstähle. Andere von etwas besserm Charakter werden in den Bauernhäusern beschäftigt, während eine dritte und glücklichere Abtheilung des Stammes in den verschiedenen Missionär-Niederlassungen wohnt, wo man sie zum Christenthum bekehrt, im Lesen und Schreiben und in irgend einem nützlichen Handwerk oder in einer einträglichen Beschäftigung unterrichtet. Ursprünglich sind alle der Vervollkommnung gleich fähig, aber die Mehrzahl dieser unkultivirten Race ist bis jetzt noch nicht von ihrem Pfade zurückzurufen.

Als sich der Sonnensturm gelegt hatte, nahm der Himmel wieder seine gewöhnliche Heiterkeit an und das Wasser floß abermals friedlich über sein Kieselbett hin. Unsere Reisemaschine wurde in Gang gebracht und mehrere Tage hinter einander durchzogen

wir Scenen von demselben gleichförmigen Charakter wie vorher, bis plötzlich, als hätte ein mächtiger Zauberschlag eine Verwandlung vorgenommen, Berg und Thal, rauschende Wasserfälle und mit Gebüsch bewachsene Gründe in der veränderten Landschaft erschien.

Die Staunen erregende Bergkette, welche bis jetzt den Gesichtskreis begränzt hatte, thürmte sich immer noch majestätisch, bedeckt mit zahlreichen Produkten des vegetabilischen Lebens, über uns auf, während sich zur Rechten in düsterer Größe ein prachtvoller Wald ausdehnte, und in den belaubten Insaßen seines Bodens Schaaren belebter Geschöpfe sich darboten, welche unter den Zweigen wohnen oder ein Lager inmitten undurchdringlicher verborgener Orte dieser mächtigen Wildniß suchen.

Am Rande des Waldes steht George Town, das sich ebensowohl durch seine niedliche freundliche Außenseite, als durch seine pittoreske Lage auszeichnet. Als wir dieses Dorf verließen, sagten wir den geschäftigen Wohnstätten der Menschen ein langes Lebewohl, und reisten, von den gebahnten Straßen abgehend, über Wege, welche nebst den bereits angeführten Hindernissen Spuren von Elephanten-Anfällen zeigten und mit mächtigen, sammt den Wurzeln aus Urwäldern gerissenen Bäumen bestreut waren.

Als wir diese Gefahren hinter uns hatten, hielt unser Zug an einem sanften balsamischen Abend, ehe das Sonnenlicht am Horizont erbleicht war, in einem kleinen so abgeschlossenen Thale, daß es ein menschenfeindlicher, nur die Einsamkeit der Natur liebender Klausner gerne zu seinem Aufenthalte gewählt haben würde. Um einen Punkt außerhalb der engen Gränzen dieses engen Winkels zu finden, mußte man nothwendig einen höhern Grund ersteigen. Beständig darauf bedacht, Neues ausfindig zu machen, lief ich allein weiter, erreichte eine benachbarte Anhöhe, und

schaute von hier herab in den tiefblauen See, dessen grämliches Gemurmel, verursacht durch die schäumenden Wellen, wie sie an dem felsigen Ufer ebbten und flutheten, deutlich hörbar wurde.

Anfangs war keine menschliche Wohnung sichtbar, die die starre Kälte belebt hätte, welche auf jedem Gegenstand lastete. Endlich aber guckte durch das dicke Laubwerk der Bäume der Giebel eines weiß angestrichenen Hauses, auf das ich, die dazwischen liegende Entfernung nicht berücksichtigend, rasch zueilte. Der beschleunigte Lauf einer Stunde brachte mich in die Nähe der fraglichen Wohnung, und als das laute Gebelle eines grimmig aussehenden Kettenhundes das Herannahen fremder Tritte ankündigte, kam ein hottentottischer Knecht hervor, öffnete die Thüre eines kleinen inneren Zimmers und meldete, es wäre eine Juffrouw (Dame) hier. Ich erwartete natürlich eine holländische Hausfrau, Theewasser schlürfend oder Strümpfe strickend; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich eine ältliche Frauensperson erblickte, deren Erscheinung und Tracht für ihre Verwandtschaft mit einem anderen Zeitalter und einem andern Lande zeugten. Das Zimmer, welches sie bewohnte, war zwar höchst einfach ausgestattet, enthüllte jedoch mancherlei Beweise eines höheren Geschmackes, und eine höfliche Begrüßung in französischer Sprache belebte abermals in uns die langgenährte Hoffnung, auf der südafrikanischen Küste die unglücklichen Verbannten von „La belle France“ zu sehen. Neben dieser Dame saß ein junges hübsches Mädchen, auf deren sanfte dunkle Augen der schwermüthige Ausdruck, welcher in denen der Ersteren sichtbar war, übergegangen zu sein schien. Wie tief und vielfach der Kummer gewesen war, aus welchem dieser Blick geläuterter Melancholie entsprang, sollte ich erst erfahren.

Aus dem Gespräche, das ich nun anknüpfte, er-

kannte ich in diesen interessanten Wesen die Menschen, von denen ich in Franschehoek gehört hatte. Das Vergnügen, das mir eine so unerwartete Entdeckung verursachen mußte, ließ mich ganz und gar der Zeit vergessen, bis die Dunkelheit die Scene verhüllte und mich an meine Reisegefährten und die Nothwendigkeit, zu ihnen zurückzukehren, erinnerte. Die Bewohner am Le Refuge widersetzten sich jedoch meiner Absicht, sie zu verlassen. Es wurde ein Bote nach dem Thale geschickt, und bald darauf waren wir um die Abendtafel versammelt, an welcher Herr St. Pierre, ein gescheid aussehender Mann, welcher die Mittagslinie seines Lebens überschritten haben mochte, den Vorsitz führte.

Die lichten Haare und blauen Augen von Madame beurkundeten ihren holländischen Ursprung und, die auffallende Aehnlichkeit zwischen ihr und einem Jüngling von achtzehn Jahren ließ keinen Zweifel an deren Blutsverwandtschaft übrig, während das lebensprühende Antlitz einer ihm gegenübersitzenden Hebe die schönste Vereinigung von Unschuld und Lebhaftigkeit darstellte. Das Zusammentreffen mit einer solchen Familiengruppe, inmitten der Wilden von Afrika, wo die Menschheit bis jetzt noch so wenig reizende Formen angenommen hat, schien mehr das Werk eines Zaubers, als eine nüchtern wachende Wirklichkeit. Wie angenehm verflossen die Tage meines Aufenthalts in Le Refuge. Am Morgen schweifte ich über Berg und Thal in Begleitung von François und seiner jüngeren Schwester, der lebhaften Pauline. Die Abende brachte ich noch viel vergnügter in Gesellschaft von Madame Arnaud hin, auf Geschichten aus früheren Zeiten horchend, welche mit einer Energie und einem Nachdrucke erzählt wurden, daß sie unmittelbar zum Herzen gehen mußten. Für Blanche, welche unermüdlich den Mittheilungen der beredten Erzählerin zuhörte, erschien diese, obgleich sie ihr bekannt waren,

stets mit neuem Interesse ausgerüstet. Bei gewöhnlichen Gegenstände beinahe bis zur Unempfindlichkeit ruhig, gerieth sie in eine erhabene Begeisterung oder versank sie in leidenschaftlichen Kummer, wenn die Leiden und Bedrückungen, die herrische Standhaftigkeit und der edle Muth der verfolgten Hugenotten den Gegenstand des Gespräches bildeten. Es lag eine Tiefe des Ausdrucks in ihrem dunklen Auge, die ihre Fähigkeit kund gab, ihr solches Beispiel nachzuahmen, wenn es die Umstände erforderten. Von früher Kindheit durch Madame Arnaud gebildet hatte Blanche natürlicher Weise dieselben erhabenen Grundsatze eingesogen und denselben feinen Geschmack angenommen; die beständigen treuen Gefährten ihrer geliebten Verwandten mußte dieses gebrechliche Geschöpf von ihr getrennt, wie der von seinem Mutterstamme geschnittene zarte Zweig, verwelkt und verdorrt sein. Sie bewährten einen seltenen rührenden Anblick, diese zwei Geschöpfe, welche durch die Jahre so weit von einander getrennt, durch Sympathie und Neigungen so fest mit einander verbunden waren. Das Eine stand auf der Schwelle des Daseins, während die Jahre des Andern längst den kurzen, für des Menschen irdische Pilgerfahrt vorgeschriebenen Raum überschritten hatten; dennoch wandelten sie mit einander auf dem Pfade des Lebens, und die hektische Färbung auf den Wangen der Jüngeren deuteten klar an, daß es selbst der Tod unterlassen würde, das zwischen ihnen bestehende Band zu trennen.

Oft erhob sich in mir diese traurige Ueberzeugung, bekräftigt durch den Contrast, den Pauline mit ihrer Schwester darbot. Pauline voll fröhlicher Geister, die wahre Persönlichkeit der Hoffnung und des Frohsinns nach jedem in ihrem Bereiche liegenden Vergnügen haschend, während für Blanche gewöhnliche Genüsse keinen Reiz besaßen; denn sie gab sich rein nur einem höheren heiligen Aufschwunge hin, und ihr

liebliches Antlitz war der reine Wiederschein dieser begeisterten Gefühle.

Als der Augenblick der Trennung von La Refuge herannahte, gewann jeder Gegenstand, belebt oder unbelebt, der mit diesem süßen Aufenthalte in Verbindung stand, ein weiteres Interesse und dieß von der reichen wechselvollen Landschaft außen bis zu den Familienportraits und andern Reliquien aus besseren Glücksumständen, welche die Wände von Madame Arnaud's kleinem Boudoir zierten.

Ueber die Wechselfälle nachdenkend, welche das Geschick seiner ehrwürdigen Bewohnerin bezeichneten, beschloß ich an dem meiner Reise vorhergehenden Abend mir von ihr eine, wenn auch kurz geschriebene Erzählung der seltsamen Ereignisse zu erbitten, die sie mir mündlich mitgetheilt hatte. Die Bitte wurde sogleich gewährt, und als ich Blanche anbot, dabei als Amannensis zu arbeiten, so verabredeten wir, daß mir das Manuscript, sobald es vollständig wäre, durch die erste geeignete Gelegenheit zugeschickt werden sollte. Eben als dieser Punkt abgemacht war, öffnete sich die Thüre und Pauline trat ein, gebeugt unter der Last einer herrlichen, beinahe vier Fuß hohen Amaryllis und an dem Ende eines völlig geraden und Blätterlosen Stengels eine glänzende carmosinrothe Blume tragend, die wie ein Wandleuchter geformt war, von dessen Mittelpunkt kleine Lampen herabhängen. Da sie meine Vorliebe für diese Species vom Liliengeschlechte kannte, so brachte sie mir diese Blume als Abschiedsgeschenk. Pauline besaß keine wissenschaftliche Bildung in der Botanik, aber sie liebte die Blumen mit jener treuen Auffassung ihrer Schönheit, welche der natürliche Geschmack verleiht. Ich dankte ihr für ein so passendes Andenken an unsere stürmischen Gebirgswanderungen und rief unwillkürlich aus, als die Schwestern sich später aus dem Zimmer entfernten: „Ach, sollen zwei lebende Blüthen, so ganz geschaffen,

die Gesellschaft zu zieren, unbekannt und unbesehen, in Mitten dieser Einöde verblühen!" — "In Beziehung auf die eine von ihnen," erwiderte ihre betagte Verwandte, "bedaure ich es im höchsten Maaße, und gerne würde ich sie, wenn es möglich wäre, in eine andere Lage versetzen; was die andere betrifft," fuhr sie fort, während ein hoffnungsvolles Lächeln ihre sprechenden Züge bestrahlte, "für sie hege ich keine Besorgniß; aber Pauline würde eine weniger beengte Sphäre schmücken." — "Ohne Zweifel," versetzte ich, "wünschten Sie Pauline nach Frankreich gebracht zu wissen." — "Nein, gewiß nicht," lautete ihre rasche Antwort, "ich würde das protestantische England vorziehen; denn obgleich ich Frankreich als das Land meiner Geburt innig liebe, so kann ich doch nicht vergessen, daß sein Boden mit dem Blute meiner Freunde und Verwandten gedüngt worden ist, daß die Heimath meiner Kindheit ein Trümmerhaufe und das schöne Erbe meiner Ahnen in fremde Hände übergegangen ist. An eine mit solchen schwermüthigen Rückblicken in keinem Zusammenhange stehende Küste möchte ich den Abkömmling der verfolgten de Lisle bringen, und wenn sich ein wünschenswerther Schutz verschaffen ließe, so würde ich mich im Voraus darüber freuen, daß sie später Britanien besuchen könnte." — Es versteht sich von selbst, daß ich meine Dienste zu Förderung dieses Vorhabens, wenn immer die geeigneten Umstände zu Ausführung desselben eintreten würden, willig anbot, und es wurden in der Folge unter Mitwirkung von Paulinens Verwandten Vorkehrungen zu diesem Ende getroffen.

Nun hatten wir uns nur noch Lebewohl zu sagen, und das gegenseitige Bedauern, als wir diese sorgenvolle Worte des Abschieds austauschten, bewies, daß es nicht langer Zeit bedarf, um die Ketten der Freundschaft zu schließen. Besondere Umstände hatten bei dem gegenwärtigen Falle dieses Gefühl befruchtet und ge-

zählt, und es muß ein kaltes Herz sein, das seine Zuneigung nach Tagen, Monaten und Jahren ermißt. Viele solche Zeitbrüche haben seitdem den ungeheuern Betrag vermehrt, und dennoch wendet sich die Erinnerung mit ungeschwächter Theilnahme der zweiten Heimath der Verbannten zu, obgleich einige von ihren geliebten Bewohnern den friedlichen Aufenthalt mit einer ruhigeren, mit einer ewigen Wohnstätte vertauscht haben.

Erst als ich nach der Capstadt zurückgekehrt war, erhielt ich das versprochene Memoire. Die Uebersetzung von einer Sprache in eine andere hatte unvermeidlich mancherlei Mängel zur Folge, welche dem Original fremd waren, und ich kann nur bedauern, daß es sich weniger leicht erwies, die elegante Einfachheit von Madame Arnauds Sprache nachzuahmen, als die Treue ihrer Geschichte unverletzt zu erhalten.

Erzählung von Madame Arnaud.

Während man vielerlei geistreiche Erivationen für das Wort Hugenott vorschlug, wurde die wahre Bezeichnung desselben stets nur zu gut von denen, welche den Namen trugen, als das Losungswort der Verfolgung und des Todes verstanden. Es klang in ihren Ohren als das unselige Grabgeläute, das sich durch alle Schrecknisse der Sanct Bartholomäusnacht und zahllose andere Scenen des Blutvergießens und der Grausamkeit hörbar machte. Von diesen Leiden wurde die Familie de Lisle zuerst heimgesucht unter der Regierung von Franz II., diesem schwachen und lasterhaften Fürsten, der ganz und gar von der intriguensüchtigen, ehrgeizigen und gewissenlosen Katharina von Medicis

beherrscht wurde, in Gemeinschaft mit der er und seine Nachfolger die schwärzesten Verbrechen gegen ihre protestantischen Unterthanen begingen.

Unter dem zu der Hochzeit von Heinrich, Prinzen von Bearne, eingeladenen Gästen waren der Graf de Lisle und sein Sohn Auguste, welche glücklich in der Voraussicht, so viele ausgezeichnete Freunde von ihrer eigenen Partei zu treffen und in der Hoffnung, die beabsichtigte Verbindung dürfte, dem letzten freundschaftlichen Vertrage von St. Germain Beständigkeit verleihend, eine bleibende Versöhnung mit der anderen Partei herbeiführen, freudig dem verrätherischen Aufrufe von Karl IX. gehorchen.

Die hierauf folgenden Ereignisse sind mit allen ihren geschichtlichen Einzelnheiten bekannt; der durch das plötzliche Ableben von Johanne, Königin von Navarra, vorübergehend erweckte Verdacht legte sich bald wieder und die Verheiratung des jungen Königs mit der französischen Prinzessin Margaretha, wurde pomphaft gefeiert, wobei Katharine, die Königin Mutter und ihr Sohn an die von ihrer vereinten Treulosigkeit bezeichneten Opfer alle mögliche feierliche Versicherungen beständiger Freundschaft verschwendete.

Mitten unter den Festen und Freuden, an denen die Hugenotten vertrauensvoll Antheil nahmen, ertönte die Sturmglocke, das furchtbare Signal zum Anfange der grausamsten Metzelei, welche je das dunkle Register menschlicher Schuld geschändet hat.

Welche Feder ist im Stande, die Schrecknisse zu schildern, zu denen Tausende in der unvergeßlichen Nacht erwachten! Eines von den frühesten Opfern war Admiral Coligny. Mein Ahne sah, wie sein verstümmelter, blutiger Leichnam aus dem Fenster geworfen wurde, und war ein Zeuge der rohen Freude des jungen Herzogs von Guise, als dieser brave Mann zu seinen Füßen verschied. Durch die mit Sterbenden und Todten bedeckten Straßen eilend, betäubt durch

das Geschrei der Angst und Verzweiflung, das von allen Seiten auf sie eindrang, erreichten die de Lisle mit einer Anzahl von Flüchtlingen den Fluß, sprangen in denselben und suchten die entgegengesetzte Seite zu erreichen. Vielen gelang es, auf Andere aber — dieß ist eine unglaubliche Thatsache, darum aber doch nur zu wahr — auf Andere wurde von einem Fenster des Palastes, von dem man die Seine überschauen konnte, von ihrem blutgierigen Monarchen geschossen. Unter den Letzteren war der ältere de Lisle; tödtlich verwundet, fand er sein Grab in der Tiefe des Wassers, während sein unglücklicher Sohn verwaist am Ufer stand.

So niederschmetternd auch diese unselige Catastrophe war, so ging doch der persönliche Kummer für die Gegenwart in dem allgemeinen Elend und in der nothwendigen Sorge für Selbsterhaltung unter. So eilte Auguste, unbeachtet dieser Umstände, rastlos vorwärts, und erkannte, als er in die Vorstädte von St. Germain kam, unter einem Haufen von Leidensgenossen, einen alten Bekannten, der nur schwach den erschöpften Körper seiner einzigen Tochter zu unterstützen vermochte. Mit diesen Personen verband sich der Graf und landete endlich mit ihnen auf der Küste von Deutschland, fest entschlossen, nie mehr auf die von Frankreich zu Lebzeiten der Mörder seines Vaters zurückzukehren.

Herr von Vermont, der erwähnte Freund, hatte eine deutsche Dame geheiratet, und unter dem Dache ihrer Verwandten suchte Auguste eine Zufluchtsstätte. Später schloß er den Bund der Ehe mit der jugendlichen Gefährtin seiner Flucht und kehrte mit ihr in ihr gemeinschaftliches Geburtsland zurück. Nach der Thronbesteigung von Heinrich IV., während der hierauf folgenden Kriege, kämpfte der Graf de Lisle an der Seite seines Fürsten.

Den Protestanten die freie Ausübung ihrer Reli-

gion sichernd, brachte das Edikt von Nantes eine kurze Friedenszeit hervor, und Auguste, Graf von Lisle, starb in der süßen, aber leider leeren Hoffnung, die reine Form des Christenthums, die er liebte und ehrte, werde endlich unter dem wohlthuenden königlichen Schutze blühen und gedeihen.

Wie trügerisch diese Hoffnung war, beweist klar die Aufzählung der nachfolgenden Ereignisse. Lange vor der förmlichen Widerrufung des fälschlicher Weise unwiderruflich genannten Ediktes war der Teufel falscher Frömmigkeit abermals losgelassen, das Kriegsschwert abermals entblößt und Frankreich mit dem Blute seiner besten Unterthanen überströmt. Die Einnahme von La Rochelle, wo so viele Tausende unter den gräßlichen Qualen der Hungersnoth starben, traf die Wurzeln der bürgerlichen und religiösen Freiheit. Das festeste Bollwerk des Protestantismus war zerstört.

Die Verfolgung breitete sich wie eine rasende Flamme über dem Lande aus und es ist nachgewiesen, daß im Jahre 1685 über 150,000 Personen ihre Wohnungen, ihr Eigenthum und zum Theil ihre nächsten Verwandten verließen, um an fremdem Gestade ein Leben der Armuth und des Elends zu führen.

Es hieße nur Begebenheiten wiederholen, welche in dem Buche der Geschichte aufgezeichnet sind, wollte ich auch nur einen Blick auf die gräuelhaften, gräßlichen Ereignisse werfen, welche eine Reihe von Jahren bis zu dem achtzehnten Jahrhundert bezeichneten.

Die Familie de Lisle litt in Gemeinschaft mit andern Hugenotten; aber erst im Jahre 17— trat der Culminationspunkt ihres Unglücks ein. Die Entbehrungen, denen sie sich unterzog, die Abgeschlossenheit, in der sie in der entfernten Provinz Dauphiné lebte, wo ihr natürliches Erbe lag, hatte sie bis dahin vor mancherlei Unfällen beschützt. Nun aber brach der Sturm mit seiner ganzen Wuth aus; da jedoch die Ereignisse, welche meiner Familie gänzlichen

Untergang herbeiführten, so dicht mit persönlichen Gefühlen und Leiden durchwoben sind, so muß diese kleine Skizze von nun an dem Gedächtnisse entnommen werden, und soll nur Scenen schildern, welche sich innerhalb des Kreises meiner Erinnerungen ereignen.

Als der Krieg zwischen Großbritannien und Frankreich im Jahr 1744 ausbrach, ließ der Graf de Lisle, in Verbindung mit der ganzen protestantischen Körperschaft, keine Gelegenheit vorübergehen, um gegen den König und seine Regierung die unzweideutigsten Beweise loyaler Anhänglichkeit kund zu geben. Aber weder diese noch die wichtigen Dienste, die man Ludwig dem Großen während der vorhergehenden bürgerlichen Unruhen geleistet hatte, konnten die herannahende Zerstörung abwenden. Nach der Bemerkung eines Schriftstellers aus jener Zeit scheint es, daß der treulose bigotte König, gerade weil sie Leben und Vermögen seinetwillen auf das Spiel setzten, den Plan faßte, sie zu Grunde zu richten und auszurotten.

Wenige Jahre vor dieser Periode erbte mein Vater die de Lisle Güter von seinem Onkel, dessen einziger Sprößling, eine Tochter, gegen den Willen ihrer Eltern in die römisch-katholische Familie St. Pierre geheiratet hatte. Unerachtet ihrer Religionsverschiedenheit wurde ein beständiger Zusammenhang unter den Verwandten erhalten, und der junge Francois St. Pierre brachte beinahe eben so viel Zeit in Dauphiné als in Paris zu.

Die jüngeren Zweige unseres Hauses umfaßten einen älteren Bruder, mich und Schwester Therese. Die Zurückgezogenheit, in der wir lebten, ließ uns nur wenige Resourcen außerhalb des häuslichen Kreises; aber diese genügten uns. Die Thorheiten der Welt waren uns nicht bekannt. Nach ihren Vergnügungen sehnten wir uns nicht. In Büchern und der gelegentlichen Gesellschaft einiger geschätzter Freunde bestanden unsere Hauptfreuden auf Erden. Zu den

häufigsten und beliebtesten Gästen im Schlosse gehörte unser ehrwürdiger Pfarrer Herr Rogère, der in den Kirchen von Dauphiné über dreißig Jahre den Gottesdienst verrichtet hatte. Er war einer von den wahrhaft apostolischen Charakteren, deren unermüdliche Frömmigkeit, gemäßigter Eifer, edle Demuth und praktische Nützlichkeit einen Schimmer über die Religion verbreiten, welche sie bekennen. Von seinen Lippen flossen in Strömen reiner unstudirter Beredsamkeit die heiligen Lehren des Christenthums, bethätigt durch sein eigenes Leben und Wirken.

Ein verwaister Neffe war von diesem vortrefflichen Mann adoptirt und zum geistlichen Stande herangebildet worden und oft begleitete ihn sein Pflegesohn nach unserer Wohnung. Claude Arnaud war in jeder Beziehung eines solchen Verwandten würdig; ein höherer Lobspruch läßt sich ihm nicht ertheilen. Und ich, die ich auf diese Art für sein Verdienst Zeugschaft ablege, genoß vier Jahre lang das Vorrecht, ihn Gatte nennen zu dürfen; wir wurden nach der schönen einfachen Form, welche unser Glauben vorschreibt, in der Dorfkirche getraut.

Bald nach diesem Ereignisse bat François meinen Vater um seine Sanktion für die gegenseitige Zuneigung zwischen Therese und ihm, welche aus der kunstlosen Anhänglichkeit der Kinderjahre entspringend, zu den tiefen und glühenden Gefühlen der ersten Liebe herangereift war.

Doch der beabsichtigten Verbindung standen so mancherlei Hindernisse entgegen, daß der Graf ohne Zögern seine Einwilligung verweigerte, wohl wissend, daß die des Chevalier St. Pierre versagt werden würde, und sogleich überschickte er ihm, um in dieser Sache den ehrenvollsten Gang einzuschlagen, eine getreue Mittheilung dessen, was zwischen François und ihm verhandelt worden war. Die Antwort war so,

wie man sie vorher gesehen hatte und enthielt eine Aufforderung an den Sohn, sogleich zurückzukehren.

Man kann sich leicht denken, mit welchem Widerwillen er dem väterlichen Befehl Folge leistete. Aber jeder Widerstand wäre vergeblich gewesen und unser junger Vetter reiste unter der Betheuerung ab, daß keine sterbliche Macht ihn wirklich von dem Gegenstande seiner Liebe trennen sollte. Mein eigenes häusliches Glück, erhöht durch die Geburt eines Sohnes, ließ mir nur wenig zu wünschen übrig und der süße warme Erguß mütterlicher Liebe gewährte dem Dasein neue Reize — köstliche Augenblicke der Wonne, auf welche Jahre des Elends folgen sollten!

Da einige Zeit vergleichungsweise Ruhe in Dauphiné und in andern südlichen Provinzen herrschte, so gewannen die Hugenotten wieder Vertrauen und suchten ihre Anhänglichkeit an den reformirten Glauben nicht zu verbergen. Protestantische Geistliche waren eifrig bemüht, seine reinen unverdorbenen Lehren zu verbreiten und keiner mehr, als der Pfarrer von Dauphiné, welcher in Begleitung seines jungen Collegen persönliche Anstrengungen und Gefahren nicht scheuend, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf reiste und dem Gebote des guten Hirten Folge leistend, die seiner geistlichen Führung anvertraute Heerde weidete.

Die Zwischenräume der Abwesenheit meines geliebten Gatten von unserer niedrigen, aber glücklichen Wohnstätte, brachte ich gewöhnlich im Schlosse zu, wo in der Gesellschaft theurer Freunde, welche sich mit voller Theilnahme an dem sichtbaren Gedeihen meines Kindes ergötzten, Wochen und häufig Monate vergingen.

Bei einer solchen Gelegenheit im Frühling 17— war der Graf de Lisle von seinen Kindern und Untergebenen umringt, die sich in der Halle zum Abendgottesdienst versammelt hatten; die große Familien-

bibel lag vor ihm und alle warteten in ehrfurchtsvoller Stille auf das Entfalten ihrer Blätter. Plötzlich vernahm man ein furchtbares Getöse von außen, und ehe man nach der Ursache desselben fragen konnte, drang eine Bande bewaffneter Männer in das Zimmer; ihr Anführer schritt auf meinen Vater zu, verhaftete ihn im Namen des Königs und fragte zu gleicher Zeit, welche von seinen Töchtern die Frau von Claude Arnaud wäre. Zitternd beantwortete ich diese Frage, worauf mir der Offizier erklärte, er wäre bereits in sicherem Gewahrsam, wohin er auch mich und andere rebellische Protestanten bald zu bringen hoffte.

Niedergeschmettert von Gram und Bestürzung wurden wir vom Schlosse fortgeschleppt und nach Verlauf einer Stunde sahen wir uns widerstandslos in ein Gefängniß versetzt.

Es war uns keine Muße zum Nachdenken gestattet; die gefühllosen Helfershelfer der Tyrannei führten uns in abgesonderte Zellen, und die einzige Wohlthat, die ich zu erlangen vermochte, war die Erlaubniß, meine Leidensgenossen am andern Morgen zu sehen. Langsam kroch die dazwischen liegende Zeit der Dunkelheit und der bangen Zweifel hin; die Dauer dieser Periode schien gar kein Ende zu nehmen, und als endlich der Augenblick erschien, der mich mit dem Besitzer der besten Triebe meines Herzens wieder vereinigte, wie furchtbar war die Qual, da ich ihn und seinen ehrwürdigen Oheim, die gefesselten Bewohner eines verderblichen Kerkers, vor mir sah!

Meine bis jetzt unerschütterte Festigkeit verließ mich und erst als die gebieterische Aufforderung an mich erging, eben so wohl zu *handeln* als zu *dulden*, lernte ich mich in Demuth unter die Gebote gränzenloser Weisheit beugen.

Große Ereignisse erzeugen eine verhältnißmäßige Energie und legen dem Schwachen eine ihm bis da-

hin unbekannte Rüstung des Muthes an. So kam es, daß ich, als die gefürchtete Vorladung von dem Senate von Grenoble wirklich eintraf, mit vielen Anderen, welche einem solchen Verhöre durchaus nicht gewachsen zu sein schienen, ohne Bangen vor dem Tribunale stand, dessen Verfahren kaum weniger summarisch als ungerecht war.

Das Verbrechen des Protestantismus, das man den versammelten Gefangenen aufbürdete, wurde in dem Falle von Claude und mir noch dadurch erschwert, daß wir unsere Trauung in der reformirten Kirche gefeiert hatten, ein Vergehen, für das mein Vater, als einwilligende Partei, die Strafe zu theilen hatte, während das Faktum, daß Herr Rogère gläubig und thätig das Kirchenamt in dieser Gemeinde verwaltet hatte, als hinreichender Grund zu seiner schleunigen Verurtheilung angesehen wurde. Dieses unselige Urtheil war nicht so bald ausgesprochen, als ein Schrei gemischter Entrüstung und Verzweiflung sich von allen Seiten hörbar machte; das Opfer allein blieb ruhig und still, ging auf die von Schrecken niedergebeugte Menge zu, brachte sie in Tönen edeln Uebergewichts zum Schweigen und ermahnte die Anwesenden, fest in ihrem Glauben zu halten und nicht zu wanken.

„Sorget nicht um den," sprach der betagte Christ, liebevoll um sich herschauend, „sorget nicht um den, der bald die Krone des Märtyrthums empfangen wird. Warum klagen, daß die Schwäche des achtzigjährigen Greises in unsterbliche Heiterkeit und ewige Jugend verwandelt werden soll. Zum Abschied gebe ich Euch meinen Segen in den Worten des Apostels: „daß Ihr möget ohne Tadel und ohne Harm sein, als die Söhne Gottes, ohne Abweichen mitten unter einem bösen und verkehrten Volke, unter welchem Ihr scheinet als die Lichter in der Welt und haltet an dem Wort des Lebens, daß ich mich freuen möge an

dem Tage des Herrn, daß ich nicht vergebens geeifert habe und nicht gearbeitet umsonst.“

Diese rührende Scene ergriff selbst die hartherzigen Richter, und die heilige Ruhe, welche des guten Mannes letzte Augenblicke bezeichnete, zwang sogar seine jesuitischen Feinde zu Bewunderung und Mitleid.

Die Nacht vor der Hinrichtung brachten der Graf de Lisle, Claude und ich in der Zelle des Herrn Rogère zu, von dessen Lippen Worte voll himmlischen Trostes fielen, während sein Antlitz weniger die Resignation eines Märtyrers, als die vollendete Seligkeit eines der ewigen Herrlichkeit theilhaftigen Heiligen offenbarte; es war meine Aufgabe, neben ihm auf dem Schaffot zu stehen; der Muth, den er mir eingeflößt hatte, damit ich den heftigen Seelenschmerz dieser Stunde zu ertragen vermöchte, verließ mich auch nicht, bis Alles vorüber und seine leblose Hülle, der ein christliches Begräbniß versagt wurde, der Isère übergeben war.

Neue Schreckensscenen folgten bald auf dieses Ereigniß. Personen von allen Ständen wurden eingekerkert; einige spannte man auf die Folter, andere brannte man mit glühenden Eisen; überall, wohin sie kamen, die Greuel der Verwüstung verbreitend, zogen Truppen in allen Theilen der Provinz umher, um Opfer zu suchen; Kinder, die man von der Seite ihrer Eltern riß, Weiber, die man in die Klöster sperrte, geplünderte oder niedergebrannte Häuser, konfiscirte Güter, bilden nur Wiederholungen der Unthaten, welche bei der Verfolgung im Jahre 17— verübt worden sind.

Unter anderen Beschwerden wurden Abtheilungen von Dragonern Wochen lang in Privathäuser einquartirt, wo sie die Bewohner mißhandelten und ihre Habe raubten. Diesem Uebelstande ward auch das Schloß de Lisle sogleich nach unserer gezwungenen Abreise preisgegeben, bis in einer unseligen Nacht,

wo die gesetzlosen Eindringlinge, durch Trunkenheit noch frecher und wilder gemacht, einen verzweifelten Angriff auf den wehrlosen Haushalt unternahmen, mein muthiger junger Bruder, an der Spitze des kleinen Ueberrestes seiner einst zahlreichen Dienerschaft vergebens die Wüthenden zu vertreiben suchte; aber ach! von der Ueberzahl besiegt, fiel der Unglückliche von Säbelwunden bedeckt. So starb der letzte Erbe eines alten und ehrenwerthen Geschlechtes, das fortan nie mehr durch edle und muthige Thaten die Jahrbücher seines Vaterlandes schmücken sollte.

Therese, ein Diener und mein kleiner Sohn entkamen noch dem Gefängniß; sie war die Ueberbringerin dieser traurigen Kunde und theilte mit mir den Kummer unseres Vaters, dem das Herz brach.

In dieser jammervollen Periode hatten Thränen, welche über einem einzelnen Unglücke vergossen wurden, nie Zeit zu trocknen, bis sie ein neuer Gram abermals fließen machte.

Die nächste Nachricht, welche wir erhielten, meldete uns, daß unser Wohngebäude mit der ganzen Einrichtung und anderen werthvollen Dingen in Asche verwandelt war. Um dieselbe Zeit fing mein Kind an, unter den Entbehrungen zu welken, denen es unterworfen wurde und der theure Gegenstand elterlicher Liebe starb im engen Raume eines Kerkers; seine Ueberreste wurden trotz unserer Bitten in einem ungeweihten Grabe bestattet, das wir von unserer Zelle aus sehen konnten; wir bestachen einen Soldaten, der etwas weniger abgehärtet war, als die andern, und von ihm in unserem Plane begünstigt, stahl ich mich mit Claude um Mitternacht hinaus, damit er kraft seines priesterlichen Amtes ein kurzes Gebet über unseren nun bewußtlosen Liebling sprechen möge.

Während wir hiemit beschäftigt und ganz in die Erfüllung der traurigen Pflicht vertieft waren, wurden wir plötzlich überrascht, in das Gefängniß zurück-

geführt, und ehe die Finsterniß abermals ihren Mantel über uns ausbreitete, unterlag mein Gatte dem Urtheilsspruche schleuniger Hinrichtung; die Richter ergriffen gierig den Vorwand, um das Loos über ihn zu verhängen, das ihm bereits von ihnen zuerkannt war, und was die Grausamkeit zu ersinnen vermochte, wurde ersonnen, um den bitteren Kelch des Leidens bis an den Rand zu füllen.

Obgleich mitten im Winter, zwang man ihn, barfuß nach dem Richtplatze zu wandern, seine Papiere und Bücher wurden verbrannt und die unmenschlichen Papisten feuerten auf die treu ergebene Heerde, welche ihren jungen Hirten nach der Stätte seiner Leiden begleitete.

Vergebens strebten schurkische Hände mich wegzureißen, als ich in Tönen wahnsinnigen Jammers flehte, mich das Schicksal des treu Geliebten theilen zu lassen; durch ein vorübergehendes Mitleid gerührt, näherte sich uns ein Priester und sagte, wenn Claude unsere Heirat ableugnen und das Cruzifix küßen würde, so könnte er gerettet werden. Aber der Muth des Märtyrers war nicht so niedergebeugt; er warf einen Blick tiefer Zärtlichkeit auf mich, deutete nach dem Himmel, dem er zueilte und rief: „Dort werden wir auf ewig vereinigt sein. Gräme Dich nicht, daß irdische Bande gelöst werden, betrachte sie vielmehr als einen vergänglichen Vorgeschmack bleibender Genüße. Jenes hölzerne Cruzifix kann nie ein Gegenstand meiner Anbetung sein, doch preise ich das sichtbare Kreuz, als das Sinnbild des christlichen Glaubens, das Unterpfand unserer glänzendsten Hoffnungen, und heiße das rasche Herannahen des Augenblicks willkommen, wo Bilder und Schatten gegen die segensvolle unsägliche Wirklichkeit eines unsterblichen Zustandes ausgetauscht werden.

Das unselige Signal folgte unmittelbar auf diese Worte. Ich wußte jetzt, daß mein Elend den höch-

sten Grad erreicht hatte und versank zum Glück in einen Zustand geistigen Irrsinns, der mir auf Monate das Bewußtsein aller äußeren Umstände raubte. Als endlich meine Sinne hinreichend wieder hergestellt waren, daß ich den Grafen und Therese zu erkennen vermochte, sah ich, daß wir uns nicht mehr im Gefängniß befanden, sondern in einer Hütte einige Meilen von Grenoble wohnten. Es war dieß durch die Vermittlung von François St. Pierre bewerkstelligt worden, der sich scheinbar, um die Ausrottung des Protestantismus zu unterdrücken, in der That aber, um seinen hugenottischen Verwandten zu Hülfe zu kommen, das Commando über ein Detachement erbeten hatte.

Die barbarische Strenge, deren Zeuge er täglich sein mußte, brachte nebst dem mächtigen Einflusse einer nie wankenden Anhänglichkeit eine Veränderung in den Gefühlen unseres Vetters hervor, der nun wirklich ein Mitglied der reformirten Kirche war, das offene Geständniß, seine Bekehrung würde die härteste Strafe für ihn nach sich gezogen haben, und auf seinem Ansehen beruhe unsere ganze Hoffnung, aus einem Lande zu entkommen, wo uns von allen Seiten Untergang und Zerstörung bedrohte.

So gleichgültig ich auch gegen meine eigene Sicherheit war, so trieb mich doch die Erhaltung meines Vaters und meiner Schwester zur Thätigkeit an, während die abnehmende Gesundheit des ersteren alle Aufmerksamkeit erforderte, welche pflichtgetreue Liebe zu gewähren vermochte. Da die Verfolgung noch mit unermüdeter Heftigkeit raste, so lag offenbar nur in der Flucht das einzige Rettungsmittel; aber das Schicksal von Hunderten, welche das Königreich zu verlassen versucht hatten, wieder gefangen, in Kerker geschleppt und hingerichtet worden waren, schreckte uns zurück, ein so gefährliches Unternehmen zu wagen, ohne zuvor die Erlaubniß von der Krone erhalten zu

haben. François unternahm es, uns diese zu verschaffen, und Ludwig konnte die Bitte eines St. Pierre nur bewilligen, so mißfällig auch der Gegenstand derselben war.

Ich werde es nicht versuchen, die Empfindungen zu schildern, mit denen wir unserer Provinz, dem Schauplatze früherer Freuden Lebewohl sagten, welche leider durch die Erinnerung an die Leiden der jüngsten Zeit verwischt wurden; ich will auch nicht bei den Mühseligkeiten und Gefahren verweilen, die sich unserem Fortschreiten in den Weg stellten.

Alle Schwierigkeiten und Hindernisse waren endlich überwunden und wir erreichten den Hafen, von wo unsere Abfahrt nach Rotterdam stattfinden sollte. Unter großen Mühseligkeiten gelang es François, die Beobachtung zu vereiteln, und statt nach Paris zurückzukehren, wie man dieß geglaubt hatte, folgte er uns freiwillig in die Verbannung — ein Umstand, der die Möglichkeit ausschloß, lang in Holland zu bleiben, wo ihn die Rache seines Fürsten und seiner Familie unvermeidlich verfolgt haben würde. Therese war die Braut ihres treu ergebenen, aufopfernden Geliebten geworden, der um ihretwillen auf so Vieles verzichtete, und unsere kleine Partie benützte in Begleitung eines weiblichen Dienstboten und eines jungen Burschen die Gelegenheit eines nach Südafrika segelnden holländischen Handelsschiffes; wir landeten an der fernen Küste als heimathlose Flüchtlinge, mit geringer weltlicher Habe, die Ueberreste eines edeln Geschlechts, das Jahrhunderte hindurch ehrenvoll im Lande seiner Väter gewohnt hatte.

Während der vorhergehenden Verfolgungen hatten verschiedene Hugenotten ein Asyl auf dem Cap der guten Hoffnung gesucht, wo sie den Weinbau mit Erfolg betrieben und endlich die Niederlassung von Franchehoek begründeten. Dahin begaben wir uns insgesammt; wir widmeten uns demselben Geschäfte

und waren bemüht, uns in Demuth den unerforschlichen Rathschlüssen einer Weisheit zu fügen, gegen die unsere aufrührerische Herzen, während wir ihre Unfehlbarkeit zugestehen, zu murren nur zu sehr geneigt sind.

Mit den benachbarten Familien (einer untern und nur theilweise gebildten Klasse von Menschen) wurde ein beständiger Austausch von Freundschaftsdiensten und wohlwollenden Gefühlen unterhalten, und so verlief Jahr auf Jahr, ohne daß irgend ein Begegniß den Gang unseres Daseins unterbrach.

Für mich war das Leben, was die Vergnügungen betrifft, die es bietet, und nicht in Beziehung auf seine Pflichten, längst ein leerer Raum gewesen, aber man hatte mich frühe die Wichtigkeit der Zeit schätzen gelehrt und ich brachte die meinige nicht in sorgloser Unthätigkeit und nutzlosem Grame hin; Studien und der religiöse Unterricht einiger Pfleglinge (worunter Theresens eigenes Kind, ein Knabe), füllten meine Mußestunden aus.

Zuweilen trafen Briefe aus Europa bei uns ein; die an François enthielten bittere Vorwürfe, vermischt mit strengem Selbsttadel von Seiten seiner Mutter und des Chevalier St. Pierre, daß sie ihm erlaubt hätten, mit seinen ‚ketzerischen Verwandten' in Verbindung zu treten oder ihnen Beistand zu leisten; unter diesen Umständen lassen sich solche harte Ausdrücke wohl entschuldigen, und der Sohn, der durch sein heimliches Entfliehen Anlaß dazu gegeben hatte, fühlte, wenn er auch klagte, daß er nicht zu verdammen berechtigt war.

Das unerwarteter Weise so sehr verlängerte sterbliche Dasein unseres verehrten Vaters eilte plötzlich seinem Ende zu, und der letzte Graf de Lisle starb als ein Verbannter in einer fremden Colonie. Ein Blick auf sein bescheidenes Grab reicht hin, um die Unhaltbarkeit der Gaben des Glückes darzuthun.

In der Periode, von der ich schreibe, gab es wenige Gelegenheiten für öffentliche Erziehung; es fiel daher Herrn St. Pierre hauptsächlich die Aufgabe zu, seinen Sohn zu unterrichten, der mit dem achtzehnten Jahre zu weiterer Ausbildung den holländischen Geistlichen in Capstadt übergeben wurde; welche Fortschritte er auch in der klassischen Literatur und in andern Wissenschaften gemacht haben mag, so ist doch gewiß, daß er die anziehendsten Lektionen von den glänzenden Augen Meta's, der hübschen Tochter seines Lehrers erhielt, mit der er zwei Jahre später getraut wurde.

Dieses Ereigniß beschleunigte unsere Entfernung von Franschehoek, ein Plan, den Therese und ich längst im Auge hatten und mit großem Eifer verfolgten, da uns nicht entgangen war, daß seit einiger Zeit eine gewisse Schwermuth über dem Antlitze von St. Pierre lagerte und wir die Hoffnung hegten, eine Veränderung der Scene dürfte seinen Frohsinn wieder herstellen, der offenbar durch schmerzliche Rückblicke zerstört worden war.

Auf den Rath von Meta's Oheim wurde ein kleines Gut im Innern, ungefähr sechs Stunden von seinem eigenen ausgedehnten Besitzthum angekauft. Diesem neuen Aufenthaltsorte gab ich den Namen ‚la Refuge‘, und ich fand inmitten der natürlichen aber wechselreichen Reize seiner friedlichen Einsamkeit, den Ruhesitz, nach dem ich so lange geseufzt hatte.

Für Jemand, der selbst oft bewundernd die reiche Landschaft betrachtet und buntscheckige Blumen auf dem fruchtbaren Boden gepflückt hat, bedarf es keiner Schilderung der örtlichen Schönheiten unserer einsamen Wohnstätte, die ich um so mehr mit Liebe umfaßte, als es die Geburtsstätte meiner süßen Blanche ist, die ich als eine Gabe des Himmels bewillkommte, absichtlich von ihm gesandt, um die schmerzliche Leere meines vielgeprüften Herzens auszufüllen. Ein schwaches,

zerbrechliches Kind, wurde sie frühe meine ausschließliche Sorge, und während sie bald bei der Werthschätzung aller Andern in einem Bruder und einer blühenden jüngeren Schwester Nebenbuhler hatte, vermochte ihr Nichts in der Liebe und treuen Aufmerksamkeit Eintrag zu thun, womit ich mein treffliches Adoptivkind Jahre lang umgab.

Der erste Kummer, der unsern Haushalt in la Refuge traf, war das Ableben seines Herrn, dessen geistige Niedergebeugtheit, obgleich einigermaßen erleichtert, nie ganz aufhörte, und häufige beklagende Anspielungen auf Frankreich bewiesen, wie unverwelklich durch alle Wechselfälle die Erinnerung an sein Vaterland festgestellt war. Meine Schwester überlebte nicht lange den ergebenen Geliebten ihrer Kinderjahre, den treuen Gefährten ihrer reiferen Jahre, und ich blieb allein zurück, um den letzten Ring der Kette zu beweinen, die mich mit der Vergangenheit verbunden hatte.

Ich habe nur noch wenig beizufügen: um diese Zeit bestand meine Lieblingsbeschäftigung in der Erziehung von Blanche. Sie haben sie kennen gelernt, Sie vermögen die seltenen Eigenschaften ihres Geistes zu würdigen und können sich denken, wie erfreulich die Aufgabe war, seine stufenweise Ausdehnung zu überwachen. Louis und Pauline hatten ebenfalls Theil an meiner Sorge, aber nicht in gleichem Grade, da sie ihre flüchtigen Naturen weniger empfänglich für den Unterricht machen.

Die Zeit zog ruhig hin, denn die geschäftigen Machinationen und das leere Geräusche der Welt drangen nie zu dieser vereinzelten Wohnstätte, wohin Sie eine liebe Fremde, wie ein Gast aus einer entfernten, obwohl unvergessenen Sphäre geführt wurden. Kurz war die Zeit unseres Zusammenseins, mächtig aber waren die dadurch erneuerten Sympathien; die Lebenskraft muß aufhören, die menschliche Hülle zu

beseelen, ehe das Gemüth seine Empfänglichkeit für äußere Umstände verliert.

Lange schlummernde Erinnerungen, die bald mit derjenigen, welche diese Zeile schreibt, im Grabe ruhen werden, wurden wieder erweckt, während sie diese unstudirten Einzelnheiten zu Papier brachte; möchte sich der Zweck ihrer Aufzeichnung verwirklichen. In ihrem Genusse suche ich meinen einzigen Lohn und ich verkenne jede Furcht vor einer fehlgeschlagenen Hoffnung, überzeugt, daß das Auge der Freundschaft nicht zu kritisch abwägen wird die bescheidene Arbeit einer

betagten Einsiedlerin.

*** Monate sind vergangen, seit vorstehende Erzählung vollendet wurde, und eine unwiderstehliche Ahnung deutet mir an, daß dieser sterbliche Bestand rasch seiner Auflösung zuschreitet; noch einmal will ich an irdische Angelegenheiten denken, und dann Abschied nehmen von allen Sorgen dieser Welt.

Mein letzter Gedanke gehört Paulinen; für sie bitte ich um Erfüllung Ihres Versprechens. Kommen Sie wieder nach La Refuge, so weinen Sie nicht, daß sie, auf deren Stirne die Furchen der Zeit sich längst zusammengezogen hatten, im Staube schlummert, vergießen Sie nicht zu viele Thränen, wenn Sie den Namen von Blanche auf einem benachbarten Grabe lesen; freuen Sie sich vielmehr, daß ihre reine Seele so frühe mit der Schaar glücklicher Geister in den ätherischen Regionen vereinigt worden ist, wo die Zeit in einem beständigen Strome endloser Glückseligkeit hinfließt.

* * *

Es waren nicht viele Wochen abgelaufen, nachdem ich das Packet von Madame Arnaud erhalten hatte, als ich abermals den Aufenthaltsort meiner verbannten Freunde betrat; die düstere Stille, welche hier herrschte, bestätigte die Ahnungen meines Herzens,

und Paulinens nachdenkliches Gesicht zeigte mir, wie innig sie ihre ehrwürdige Muhme und ihre edle Schwester betrauerte. Sie ruhen neben einander in einem nahen Thälchen, das sie zu Lebzeiten oft durchwandert hatten; denn in Süd-Afrika, ferne von geweihten Grabstätten bietet die Nachbarschaft hingeschiedener Freunde für die Ueberlebenden ein frisches Andenken an den Verlust, den sie erlitten haben.

Die veränderten Blicke und das niedergeschlagene Wesen seiner jetzt einzigen Tochter bewogen Herrn St. Pierre ihre schleunige Abreise nach England rasch zu betreiben; hier wohnte, wie er mir mittheilte, eine Verwandtin der de Lisle, er schrieb einen Einführungsbrief an diese Dame (mit der man von Zeit zu Zeit correspondirt hatte) und bat sie Pauline unter ihre Obhut zu nehmen.

Es läßt sich leicht begreifen, welcher Kummer das Herz des für den Augenblick mir anvertrauten Mädchens erfüllte, als sie die Heimath ihrer Kindheit verließ, aber die neuen Scenen von denen sie bald umgeben war, nebst der angeborenen Heiterkeit ihres ganzen Wesens besiegte den Trennungsschmerz, und als unser Schiff vor St. Helena ankerte, waren nur noch wenige Spuren davon übrig.

Wir landeten an dem Felsgestade dieses einsamen Ortes: wie tiefe Betrachtungen kann der Moralist hier über die wogende Natur zeitlicher Dinge anstellen, wofür sich vielleicht kein stärkeres Beispiel finden läßt, als in der Laufbahn Napoleons, dieses kühnen Ringers nach unumschränkter Herrschaft, der von der Zinne menschlicher Größe herabstürzen mußte, um seinen letzten Seufzer in der Gefangenschaft auf einer fernen, ungastlichen Insel auszuhauchen. Ein einfaches Grab ohne Inschrift, deutet nicht entfernt den unersättlichen Ehrgeiz, und die stürmischen Leidenschaften an, die den Busen des neuen Alexanders bewegten — verewigt nicht einen von den hohen Titeln, die sich auf dem

beinahe vergötterten Helden einer enthusiastischen Nation zusammenhäuften. *)

Es war an einem der ergötzlichen Abende, welche so häufig die Abnahme des Herbstes vergolden, als zwei Damen im Gesellschaftszimmer eines alterthümlichen englischen Herrenhauses saßen, offenbar in Erwartung irgend eines anziehenden Ereignisses. Das Geräusche von Wagenrädern verkündigte die ersehnte Ankunft; ein eleganter Mann trat ein, umarmte die ältere Dame nahm sodann die ihm angebotene Hand ihrer Gefährtin und drückte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen. Es erfolgte eine Reihe von Fragen und Antworten, wie sie gewöhnlich bei dem ersten Zusammentreffen von Freunden nach langer Abwesenheit ausgetauscht werden. Wir wollen sie bei diesen Ergießungen lassen und die Gruppe einführen.

Als die revolutionären Grundsätze zuerst in Frankreich zum Ausbruche kamen, entfloh der alte Marquis von C— ein treuer Anhänger an die Dynastie der Bourbonen, mit seiner Tochter nach England, und wohnte hier bis zu seinem Tode; sie hatte vor seinem Hinscheiden einen Baronet aus diesem Lande geheiratet, der ihr ein beträchtliches Vermögen und die Sorge für die Erziehung ihres einzigen Sohnes hinterließ.

Dem Schutze von Lady Woodville hatte man Pauline anvertraut, aber was sie Andern zu Liebe zur Pflege übernommen hatte, betraf bald in hohem Maaße ihr eigenes Interesse.

Sir Geoffroy Woodville hatte das Colleg vor einem Jahre verlassen, und war eben im Begriffe die Tour auf dem Continente zu machen, welche im Allgemeinen jungen Männern von Vermögen vorgeschrie-

---

*) Napoleons Asche ruht nicht mehr in dem Lande seiner Verbannung, aber die Erinnerung umschwebt immer noch diese Scene, und Reisende, welche den süd-atlantischen Ocean durchschiffen, versäumen es nicht in St. Helena stille zu halten.
Die Verfasser.

ben ist, als er zum ersten Male seiner Mutter Schützling sah. Die Naivetät, die Lebhaftigkeit, die unstudirte Anmuth, dieser liebenswürdigen Fremden, erfüllte ein Herz mit Bewunderung, das bis jetzt für alle Lockungen fashionabler Schönen unzugänglich gewesen war, und der berühmte Stoiker trat seine Reisen an, ohne ferner den Glauben an die Möglichkeit des Einflusses der Liebe auf wenig empfängliche Naturen zu verwerfen.

Nach Ablauf von drei Jahren kehrte der Eigenthümer von Woodville zurück — wir haben seine Ankunft bereits gemeldet: dieser Zeitraum hatte sowohl die körperlichen als die geistigen Reize von Pauline erhöht, deren Manieren und Unterhaltung der Unterricht, den man ihr ertheilte, Würde beifügte, ohne die Einfachheit und Originalität ihres Wesens zu schwächen.

Hatte Sir Geoffroy zuvor bewundert, so war er jetzt mehr als je verliebt und er bot der Besitzerin seiner zärtlichen Neigung Vermögen und Titel sobald er die Einwilligung von Lady Woodville erlangt hatte. Pauline konnte nicht wohl unempfindlich für diese Liebe sein, sie gestand auch mit ihrer natürlichen Offenherzigkeit eine Erwiederung der Gefühle und erklärte zu gleicher Zeit, daß schon der Wunsch, Anspruch auf eine nähere Verbindung mit ihrer theuren Beschützerin zu bekommen, sie bewogen haben würde seine Hand anzunehmen.

Es wurden Anordnungen zu einem glänzenden Hochzeitfeste des wohlhabenden jungen Baronets getroffen; seine Geburt und seine Volljährigkeit waren mit gehörigem Gepränge gefeiert worden; aber seine ältesten Pächter versicherten, daß keines von diesen Festen dem gegenwärtigen gleichkomme, und allgemein nannte man die Braut die wahre Vollendung weiblicher Tugend und Schönheit, obgleich einige in ihren Hoffnungen getäuschte Fräuleins kaum den Neid verbergen konnten, den Paulinens glückliches Schicksal in ihnen erregte.

Einige Monate nach der Trauung, als der Sommer weit vorgerückt war, unternahmen die seligen Bewohner von Woodville Hall einen Ausflug in das südliche Frankreich, wozu man längst den Plan entworfen hatte. Seit Jahren war es der vorherrschende Wunsch der Lady Woodville gewesen, das Land wieder zu besuchen, das sie in frühester Jugend verlassen hatte, und dieser Wunsch fand ein Echo in den Herzen von Paulinen, welche sich innigst darnach sehnte, den Ort der Größe, und der Leiden ihrer Familie zu sehen.

Mit welch tiefer Bewegung betrachtete sie endlich das Erbe ihrer Ahnen, das nun in die Hände von Fremden übergegangen war! mit welcher Bewunderung umfaßte sie die reichen Gegenden, und die lebensfrohen Landleute von Dauphiné, als diese die purpurne Traube heimführend und Nationallieder zum Preise der gesegneten Weinlese anstimmend in lustigen Gruppen vorüberzogen!

Warum floßen inmitten solcher Scenen unschuldiger Heiterkeit, zu denen sie ihre Gefühle immer hingezogen hatten, ungebeten Thränen aus den sonst funkelnden Augen der Neuvermählten? Warum stahl sie sich weg, um bei den Trümmern jenes alten Schlosses in Gedanken zu versinken? Hier war Paulinens Lieblingsaufenthalt, und die glänzende Gegenwart schien vernichtet, während ihre Gedanken Gemeinschaft hielten mit Entfernten und mit Todten.

Dieses ernste Sinnen war Sir Geoffroy nicht entgangen; er errieth den Grund ihres Kummers und beschloß das längst veräußerte Besitzthum der de Lisle wieder anzukaufen, und durch theilweise Wiederherstellung seiner ehemaligen Größe, den Gram in die erquicklichsten Gefühle zu verwandeln, welche dann dem Busen seiner schönen Lebensgefährtin entströmen mußten.

Sein Plan wurde nicht ohne Schwierigkeit in das Werk gesetzt, aber selten geschieht es, daß ein goldener

Schlüssel nicht in das künstlichste Schloß eindringt, und als alle förmliche Gesetzlichkeiten abgemacht waren, blieb nur noch der angenehmere Theil des Planes auszuführen.

Sir Geoffroy trat eines Morgens in das kleine Lesezimmer ein, in welchem sich Lady Woodville und ihre Schwiegertochter gewöhnlich um diese Zeit aufhielten, lächelte beiden zärtlich zu und sprach: „darf ich Sie wohl bitten, meine liebe Damen, diesen Abend mich bei jenem in Trümmern liegenden Thurme aufzusuchen? Ich habe Ihnen Dinge von großer Wichtigkeit mitzutheilen.“ Seine Bitte wurde natürlich gewährt. Die bestimmte Stunde erschien und auf derselben Stelle, wo sie so oft geweint hatte, wurde Pauline von ihrem edelmüthigen Gatten als die Eigenthümerin der umliegenden Domäne begrüßt. Ueberwältigt von Staunen und Entzücken, vermochte sie ihren Dank nur zu stammeln.

Aber die wenigen Worte, die sie sprach, enthielten mehr, als ganze Bände und der Geber fühlte, daß sich seine Hoffnungen in hohem Maße durch das Glück verwirklicht hatten, das er der Geliebten bereitete. Der Wiederaufbau des Schlosses in seiner ursprünglichen Form wurde sogleich begonnen, und der Architekt entwickelte dabei eine so mächtige Nachahmungsgabe, daß das alte Bauwerk aus der Asche eines halben Jahrhunderts wieder zu erstehen schien.

Pauline stand, seitdem sie Süd-Afrika verlassen hatte, in beständigem Briefwechsel mit ihren Eltern, und die Mittheilung, welche diese von dem neuerworbenen Eigenthum unterrichtete, war von einer Bitte begleitet, deren Beantwortung am Besten in Herrn St. Pierre's eigenen Worten ausgedrückt ist.

„Nein, theuerste Pauline, es kann nicht seyn; diejenigen welche dein Anerbieten angenommen hätten, sind aus unserer Mitte geschieden, und wir, erinnere Dich wohl, sind keine Fremde, sondern Eingeborene

dieses Landes, wollten wir dasselbe verlassen, so müßten wir freiwillig tausend interessante Bande trennen. Um unsere Wohnstätte her liegen die Gräber unserer nächsten Verwandten zerstreut; innerhalb ihres friedlichen Kreises ist jeder Segen enthalten, den unsere beschränkten Bedürfnisse fordern mögen; auch deine Abwesenheit, die uns unter andern Umständen Kummer bereiten dürfte, hört auf peinlich zu sein, wenn wir das glückliche Loos bedenken, das den Morgen deiner Lebenstage erfreut hat. Zuweilen flüstert uns auch die Hoffnung zu, wir werden uns wiedersehen; bis dahin lebe wohl, mein geliebtes Kind.«

Dieselbe Hoffnung erquickte auch seine Tochter durch manches Jahr der Trennung, und ihr liebevoller Gatte wartete nur eine günstige Gelegenheit ab, um ein zugleich so lobenswerthes und so natürliches Verlangen zu befriedigen; oft besprachen sie diesen Gegenstand, und es wurde endlich beschlossen, daß Sir Geoffroy, seine Gattin und ihr ältester Knabe einmal auf ihren jährlichen Aufenthaltsort in Dauphiné Verzicht leistend eine Reise nach dem Cap der guten Hoffnung machen sollten. »Dann,« rief die dreifach glückliche Pauline, »was kann ich dann noch wünschen? Meine Eltern, meinen Bruder umarmen, jeden in die Erinnerung eingegrabenen Gegenstand jugendlicher Anhänglichkeit wiedersehen und fühlen, daß der auserwählte Gefährte meines Lebens an meiner Freude Theil nimmt, daß wir mit einander den geheiligten Bezirk von La Refuge betreten! Oh! der volle Strom der dankerfüllten Freude kann nur in der Anbetung der mildthätigen Quelle, der alles Gute entfließt, Worte finden.

Die bekehrten Singalesen.

Es gibt keinen Theil der bewohnbaren Erde, der mächtiger das Interesse, die Bewunderung und die Spekulation der Reisenden erregt hat, als die schönen und fruchtbaren Regionen des Osten; derjenige Theil der Hemisphäre, wo der Mensch in dem Zustand seiner ursprünglichen Unschuld rein und fleckenlos aus seines Schöpfers Hand hervorgehend zuerst wandelte, und wo der verbotene Baum blühte, „dessen sterbliches Kosten den Tod in die Welt brachte und alle unsere Wehe.“

Wie sich dieß seitdem verändert, das mögen die mächtigen Umwälzungen der Zeit verkünden. Seit damals sind die Brunnen der großen Tiefe aufgebrochen und die Fenster des Himmels haben sich geöffnet; diese schuldbefleckte Erde lag begraben unter einer Fluth von Gewässern, bis sie in ein neues Dasein von demselben mächtigen Worte gerufen wurde, das zuerst ihr Werde ausgesprochen hatte. Wie oft stürmten im Verlaufe der Jahrhunderte Erdbeben und Orkane, diese gewaltigen Agenten der Zerstörung, über den Erdball hin, und vernichteten in ihrer Wuth die herrlichsten Erzeugnisse der Natur und die schönsten Denkmale des menschlichen Geistes!

Der Garten von Eden besteht nicht mehr in Asien, aber die Paradies-Blumen blühen noch auf seinem begünstigten Boden, wo das auserwählte Volk des Höchsten wohnte, und die Saat des Christenthums ausgesät wurde.

Unter den Inseln, welche einen Theil dieser weiten Region bilden, verdient das Taprobour oder Seeindib der Alten mit Recht besondere Erwähnung; wer hat je auch nur theilweise die schöne und wechselreiche Scenerie von Ceylon gesehen, ohne mächtige Eindrücke von der verschwenderischen Entwickelung der Gaben

der Natur in sich aufzunehmen? Ihre reichen Edelsteine sind seinem Boden entnommen worden und seine Wasser haben den schwarzbraunen Kindern des Landes Schätze an Perlen geliefert.

Die nachfolgenden Zeilen sind jedoch nicht dazu bestimmt, Scenen ehemaliger Größe zu schildern, wo es, von seinem eingebornen Monarchen beherrscht, Gesandte vom kaiserlichen Rom empfing, und seine Reichthümer nach andern Ländern ausströmte, und eben so wenig sollen sie mit der größten Genauigkeit die vielen Veränderungen aufzählen, welche diese Insel erlitten hat.

Ceylon ist nach und nach in die Hände von drei europäischen Nationen übergegangen: meine Aufgabe ist hier, mittelst einer einfachen, anspruchslosen Erzählung die Morgendämmerung des die Finsterniß des Heidenthums durchdringenden Lichtes zu schildern, dessen Verbreitung seine gegenwärtigen Gesetzgeber bewerkstelligt haben.

Die Verbreitung des Christenthums ist gewiß, wenn sie auch nur allmälig vor sich geht, denn in der untrüglichen Sprache der Propheten steht geschrieben: „Die Erde soll erfüllt werden aus der Kenntniß der Herrlichkeit des Herrn, wie die Gewässer die See bedecken.“

Eine frühe Vorliebe für ein umherschweifendes Leben, gekräftigt durch Umstände und Erziehung, hat meine Schritte durch manche entfernte Regionen geführt, und in der Stille und Einsamkeit des häuslichen Lebens schaue ich nun mit Vergnügen auf die wechselvollen Scenen zurück, die mich mein Geschick durchwandern ließ. Eine reiche Landschaft mag enthusiastische Begeisterung hervorbringen; der Freund der Wissenschaft mag seine Forschungen mit der Gier verfolgen, mit der der Geizhals Massen von nutzlosen Reichthümern sammelt, und doch lernt Keiner das tiefe, durchdringende Gefühl kennen, welches das Herz des wahren

Philantropen erfüllt, wenn er die Fortschritte der Civilisation unter seinen Mitmenschen, das Auftauchen der Geister aus Irrthum und Aberglauben in den Glanz unsterblicher Wahrheit betrachtet.

Ohne auf die erhabene Benennung Philanthrope Anspruch machen zu wollen, kann ich doch mit den sittlichen und geistigen Fortschritten des Menschengeschlechts sympathisiren, und folglich jeder Zeit einen besondern Genuß aus dem Besuche von Anstalten ziehen, welche der Förderung dieser Zwecke gewidmet sind.

Ungefähr sechs Meilen von dem Capitole von Ceylon liegt das kleine Dorf Cotta, in dessen Nähe früher eine Stadt von einiger Bedeutung, eine von den vielen Hauptstädten stand, welche abwechselnd auf dieser Insel blühten und in Verfall geriethen. Königliche Paläste und Buddheistentempel waren einst da sichtbar, wo man jetzt nur ein paar zerstreute Lehmhütten erblickt; aber statt dieser heidnischen Wohngebäude und Freiharres *) hat das Christenthum einen Altar errichtet, und die Kirche, welche ein Missionär in Cotta erbaute, nimmt einen der schönsten Punkte in der ganzen Gegend ein; eine geeignetere Stelle hätte sich kaum auserwählen lassen. Die Wohngebäude der Missionäre beherrschen eine schöne Aussicht auf den Fluß, der sich anmuthig durch Haine von Kokos-, Bananen- und andern tropischen Bäumen windet. In der Nähe dieser Häuser liegt die Druckerei und ein geräumiges, in zwei abgesonderte Reihen von Zimmern abgetheiltes Gebäude ist von den eingebornen Schülern besetzt.

Eine in ihrer würdigen Einfachheit mit den imposanteren Gebäuden heidnischer Arbeit kontrastirende Kirche vervollständigt die Skizze dieser Anstalt, wo junge Leute von singalesischer und malabarischer Abkunft aller Vortheile religiöser und klassischer Bildung

---

*) Der singalesische Name für Tempel.

unter der unmittelbaren Aufsicht mit der Mission in Verbindung stehender Geistlicher theilhaftig werden.

Als ich einst der Prüfung dieser Zöglinge beiwohnte, drückte ich meine Zufriedenheit mit dem, was ich gesehen und gehört hatte, aus, und bedauerte zugleich, daß, während der männliche Theil der eingebornen Bewohner christliche Grundsätze und nützliche Kenntnisse einsog, die weiblichen Verwandten derselben ohne Ausnahme einzelner Kasten von diesem schönen Vorrechte durch Vorurtheile ausgeschlossen waren. „Es ist allerdings beklagenswerth," erwiderte der Mann, mit dem ich sprach, „und ich kenne nur einen Fall, wo dieses Vorurtheil unter ganz besondern Umständen beseitigt wurde. Die Geschichte ist keine ganz gewöhnliche und dürfte einem Reisenden interessant erscheinen. Ich werde Ihnen daher, wenn Sie Muße haben, die Einzelnheiten derselben mittheilen. Auf diese Erzählung ist nachfolgende kleine Skizze gegründet.

Die Entthronung des letzten und tyrannischsten der Kandyer Könige und die Unterjochung dieser Provinzen unter die brittische Herrschaft waren Ereignisse, welche die Mehrzahl des Volkes, das auf diese Weise von den schändlichen Züchtigungen eines rohen Despotismus befreit wurde, mit Freude erfüllten, während Individuen höhern Ranges, welche durch dieselben Mittel ihrer beinahe unbeschränkten Macht beraubt wurden, eine Umwälzung beklagten, durch die sie altherkömmliche Freiheiten verloren. Aber auch unter dieser mehrbegünstigten Klasse waren viele, die unter der Ruthe des Tyrannen geseufzt hatten und sich vergleichungsweise über seinen Sturz freuten.

Sangha Tissa, in dessen Adern das Blut früherer Monarchen floß, war ein Adikar von ungeheuerm Vermögen. Da er sich ferne vom Hofe hielt, so hatte er weniger in seiner eigenen Person, als in der eines Verwandten *) gelitten, der auf eine so grau-

*) Diese Art der Grausamkeit bezieht sich auf den ersten

same Weise mißhandelt worden war, daß des Adikars Haß gegen den barbarischen Urheber seiner Leiden erregt und er mit dem Eindringen eines fremden Joches versöhnt werden mußte, um so mehr, als die Veränderung dem Hange zu einer kostbaren und pomphaften in einem östlichen Klima als unerläßlich betrachteten Lebensweise keinen Eintrag that.

Die Wohnstätte von Sangha war ein antikes Wohngebäude, aus Stein errichtet, und merkwürdig durch die fleißig ausgeschnitzten Pfeiler, welche rund um die Hauptzimmer sich erheben, in denen verschiedene seltsame Figuren, aus demselben Material gearbeitet, sich dem Auge darboten. Ebenholz, mit Elfenbein eingelegt, Atlas und andere schöne Stoffe bildeten die Ausstattung und Teppiche von dem feinsten Gewebe bedeckten den Boden. In der äußern Halle waren Bogen, Pfeile und andere kriegerische Waffen aufgehängt, wozu noch Trophäen und des Eigenthümers Jagdglück, wie Elephantenzähne, seltene Geweihe und Häute von verschiedenen, in Ceylon einheimischen Thieren kamen. Das Gebäude stand auf einer kleinen Anhöhe; eine Kokosbaumallee bildete den Zugang zu demselben und es war von einer niedrigen Mauer umgeben. Innerhalb des Bezirks dieser Mauer sprangen anmuthige zahme Antelopen umher, unter denen ein weißes Elenthier spazierte, ebenso einzig in seiner Schönheit als sanft in seinem Wesen. Spielend hüpf-

---

Minister Chylapola, welcher in Ungnade gefallen war; da seine Hinrichtung nicht zur Sättigung der Rache des Tyrannen genügend erschien, so wurde sie mit unerbittlicher Strenge auf die Frau und die Kinder des Gefallenen ausgedehnt. Zu einem schmachvollen Tode verurtheilt, den sie auch nachher erlitt, wurde die unglückliche Mutter zuerst genöthigt, ihre Sprößlinge selbst zu enthaupten und sodann ihre Köpfe in einem Reismörser zu Atomen zu zerstampfen. Eine solche Scene ist zu schrecklich, als daß man dabei verweilen könnte, und kein Commentar kann die Gefühle richtig beurtheilen, welche dieselbe einflößen muß.

ten von Baum zu Baum zwei Affen von nicht minder tadelloser Beschaffenheit. Vögel mit glänzendem Gefieder flatterten in den Zweigen und man sah zum häuslichen Gebrauche abgerichtete Elephanten ruhig die ihnen zugewiesene Arbeit verrichten. Die Scenerie in der Umgebung von Adikars väterlicher Residenz bot ein schönes Ganzes natürlicher Reize. Ferne am Horizont dehnte sich eine Reihe in die Wolken emporragender Berge aus, über deren steile Abhänge gewaltige Wasserfälle hinabstürzten, während an ihrer Bahn in tausenderlei glühende Farben gekleidete Thäler lächelten. An andern Stellen erblickte man vortrefflich angebaute Reisfelder, durchschnitten von tiefen Gräben und Schlünden und da und dort waren einzelne Jungles sichtbar, Waldbäume von majestätischem Wachsthum enthaltend, um deren Stämme sich verschiedene Gattungen Schmarotzer-Pflanzen wanden, während einige von diesem schönen und seltsamen Geschlechte mit reichen Blüthen bedeckt, von den Zweigen herabhingen.

Für die Reize dieser Landschaft war Sangha Tissa nicht ganz unempfindlich, obgleich ihn die reichen Erzeugnisse des fruchtbaren Bodens bei Weitem mehr in Anspruch nahmen. Vielfach waren auch die Opfergaben, die er auf die Altäre Buddha's als Zeichen seiner Dankbarkeit für sein schönes Besitzthum niederlegte.

Es war eines Morgens, ungefähr acht Jahre nach der Eroberung von Kandy, als ein fremder Europäer, von einem einzigen Bedienten gefolgt, den Balacadna-Paß langsam hinabstieg, immer wieder stille haltend, um die herrliche Scenerie zu bewundern, der sein Blick in allen Richtungen begegnete, bis ihn, nachdem er das Ende des Passes erreicht und auf einen schmalen Jungle-Pfad gelangt war, ein bequemer Ritt von drei Stunden vor das Thor von Sangha's Residenz brachte; er bat um Einlaß und wurde sogleich vor

den Adikar geführt, der von gehorsamen Dienern umgeben auf einem niedrigen Kissen mitten in der großen Halle saß und nur damit beschäftigt schien, einen Hooka von ausgezeichneter Arbeit zu rauchen, der als Geschenk eines indischen Rajah hoch in Ehren stand. Ein höflicher Salam begrüßte den Fremden; sobald dieser ein leichtes Mahl aus Reis und verschiedenen andern Speisen nebst köstlichem Obst bestehend, eingenommen hatte, erklärte er mit kurzen Worten in singalesischer Sprache den Grund seines Besuches, der darin bestand, daß er Tissa bitten wollte, seinen einzigen Sohn, einen Knaben von zehn Jahren den Missionären zum Unterrichte zu übergeben. Er selbst kündigte sich als einen Abgesandten in der Sache der Christenheit an, und trug sein Gesuch auf eine so eindringliche Weise vor, daß der Vater am Ende, wenn auch mit Widerstreben einwilligte, wobei ihn hauptsächlich die Politik bestimmte, sich eine Regierung geneigt zu erhalten, die ihm den ungestörten Genuß dessen, was er am meisten liebte, den Genuß seines Vermögens und seiner Bequemlichkeit, sicherte.

Der junge Malakan war vollkommen zufrieden mit dieser Anordnung. In seinem Alter ist jede Veränderung angenehm, und der einzige Kummer, den er fühlte, war die Trennung von seiner Zwillingsschwester, welche bis jetzt die Spiele und Freuden der Kindheit mit ihm getheilt hatte. Der Missionär und sein junger Pflegling waren kaum abgereist, als das bei Frauen im Osten übliche System der Abschließung auch bei Anoola begann, deren Bewegungen von nun an auf die durch die Gebräuche ihres Landes üblichen Gränzen beschränkt wurden.

Die Gesichtszüge der Singalesen sind gewöhnlich plump und entbehren der Regelmäßigkeit, wodurch sich der Gesichtscharakter der Malabaren auszeichnet; aber obgleich dieß auf die untern Klassen allgemein anwendbar sein mag, so zeichnen sich doch einzelne unter den

höhern Kasten durch mehr als gewöhnliche Schönheit aus. Dieß war der Fall bei der Tochter von Sangha. Nie der brennenden Hitze einer tropischen Sonne ausgesetzt, war ihre Gesichtsfarbe um viele Schattirungen lichter, als die geringerer Weiber des Landes, und trotz ihrer Unwissenheit schoßen geistige Blitze aus ihren schönen Augen hervor, welche für das Dasein eines Verstandes zeugten, der nur der magischen Berührung des Anbaues bedurfte, um seine ganze Macht glänzend zu entwickeln. Aber sie war leider von den Vortheilen ausgeschlossen, zu denen man ihrem Bruder freien Zugang gegönnt hatte.

Es waren vier Jahre hingegangen, seitdem Makalan das väterliche Dach verlassen hatte, Jahre für ihn erfüllt mit mehr als flüchtigen Zeitinteressen. Obgleich noch von zartem Alter hatten doch seine Fortschritte in verschiedenen Zweigen des Wissens die Erwartungen seiner Lehrer bei Weitem übertroffen. Aber es gab ein Wissen, in welchem er sich ganz besonders auszeichnete, in den Lehren des Christenthums. Zu jung zur Einweihung in die Mysterien des Buddheismus, war sein Geist frei von irgend einer besondern Richtung, als er zuerst in die Anstalt in Cotta gebracht wurde, und im Besitze eines Charakters voll Energie und Denkkraft hatte er mit Festigkeit die heiligen Grundsätze erfaßt, welche hier gelehrt wurden. Diesen Grundsätzen Bestand zu geben, trug die Gesellschaft eines europäischen, zu der Anstalt gehörenden Jünglings viel bei. Der Vater von Henry Maltby, hatte sein Leben der Bekehrung von Heiden gewidmet und der strenge Dienst verzehrte auch wirklich sein Dasein. Man entsprach der Bitte des sterbenden Herrn Maltby, daß sein Sohn zu demselben großen Werke herangebildet werden möchte, und in einem Alter von siebenzehn Jahren wurde Henry auf sein eigenes dringendes Gesuch als Assistent bei der Missionsschule angestellt. Er schien den ganzen enthusiastischen Eifer seines

Vaters in sich aufgenommen zu haben und sehnte sich im höchsten Maaße nach der Zeit, wo es ihm gestattet, sein würde, seinem Beruf in einer ausgedehnteren Sphäre obzuliegen.

Während Henry innig für die Wohlfahrt der jüngern Bekehrten seiner Umgebung besorgt war, fühlte er eine ganz besondere Theilnahme für den jungen Makalan. In dem ganzen Wesen und hauptsächlich in der Schwermuth, welche häufig das von Natur so freundliche Antlitz dieses Knaben überschattete, lag etwas außerordentlich Anziehendes für den jungen Katecheten. Im Verlaufe der Zeit bildete sich eine Freundschaft zwischen Beiden. Die Ursache des Kummers wurde nun erklärt und die Bekehrung von Anoola, obgleich eine solche Aufgabe keine Hoffnung zur Durchführung bot, war von nun an der Gegenstand glühenden Verlangens für Beide. Je mehr das Licht mit seiner vollen Gewalt in den Geist Makalans eindrang, desto mehr beklagte er den finsteren Zustand seiner Schwester. Oft wenn er lang in ein tiefes Nachdenken über diese seine ganze Seele in Anspruch nehmende Sache versunken gewesen war, rief er plötzlich aus: „Nein, nein, es darf nicht sein! Ließe ich sie, ohne einen Versuch, sie zu retten, untergehen, so wäre mir die Schuld zuzuschreiben und was wäre dann das Loos der theuren Gefährtin meiner Kindheit?“ Diese furchtbare Frage wagte der christliche Bruder nicht einmal sich selbst zu beantworten, sondern er eilte in die Einsamkeit seines Zimmers und suchte den Führer, von dem er gelernt hatte, daß er allein sich unter allen Umständen des Zweifels als wirksam erweisen konnte. Die Erreichung seines fünfzehnten Jahres erinnerte Makalan an ein Ereigniß, das über dem Haupte Anoolas schwebte und eine augenblickliche unmittelbare Thätigkeit von seiner Seite heischte, wenn er das empörende Schicksal, das ihrer harrte, von ihr abwenden wollte. Er beschloß daher in Be-

gleitung von Henry Maltby nach der Wohnung seines Vaters zu eilen, wo die zwei Freunde am Tage von Sangha's Abreise nach Dambool anlangten, dessen Tempel bei dieser Gelegenheit gewählt worden war, um die Opfergaben zu empfangen, welche Adikar alljährlich auf den Altar der singalesischen Gottheit legte.

In der Periode, von welcher wir schreiben, herrschte der noch jetzt in einigen Theilen von Ceylon bestehende Gebrauch, eine Tochter an alle Brüder in derselben Familie zu verheiraten; *) und dieß sollte das Loos von Tissa's Tochter sein, welche seit ihrer Kindheit mit den drei Söhnen von Dapola, einem benachbarten Adikar, getraut war. Obgleich nicht erleuchtet, schrack doch ihr reiner Sinn vor einer so furchtbaren Ehe zurück; sie warf sich in die Arme von Makalan und flehte ihn mit aller Leidenschaft an, sie vor der Feier einer so gräßlichen Hochzeit zu bewahren. Aber dieses Flehen war unnöthig, denn wenn ein Heide eine solche Zukunft mit Widerwillen betrachten konnte, was mußten die Gefühle eines Menschen sein, dessen Kenntnisse von besseren Dingen ihn die sittliche Befleckung mancher durch das Laster und die Unwissenheit götzendienerischer Nationen eingeführter Gebräuche verabscheuen gelehrt hatten. Da Anoola die Pilgerfahrt nach Dambool mitmachen sollte, so beschloß ihr Bruder, ebenfalls daran Theil zu nehmen, in der Hoffnung, seine Schwester zur Annahme eines heiligeren Glaubens dadurch vorzubereiten, daß er gerade in dem Bezirke des Aberglaubens dessen hervorspringende Sinnlosigkeit ihr auseinander setzen würde.

An dem für Sangha's Abreise anberaumten Morgen versammelte sich eine zahlreiche Reiterschaar mit Fahnen von verschiedenen Farben und mit Bannern, worauf Sinnbilder aller Art angebracht waren, mit einer Bande von Musikern vor dem Thore seiner

---

*) Nach Polybius herrschte einst derselbe Gebrauch in Sparta.

Residenz. An der Spitze war Adikar, der in dem mit seidenen Kissen ausgepolsterten Innern eines geräumigen, auf den Schultern von acht Trägern liegenden Palankin saß. Ein anderer Palankin von geringerem Umfange trug seine Tochter, gefolgt von zwei weiteren, welche ihren Bruder und den jungen Katecheten enthielten, während verschiedene Gepäck-Coolies im Hintergrunde die Mundvorräthe für die Reise führten. So rückte die Gesellschaft nach der Weise einer Fahrt im Osten vorwärts und machte am Nachmittag in Stalande Halt.

Die Straße nach diesem Dorfe, das einst ein bedeutender militärischer Posten gewesen war, führte durch eine schöne, mit Berg und Thal abwechselnden Gegend; auf den Feldern umher sah man die üppigsten Reisfelder, in ihrer äußern Form unserm Weizen ähnlich, daß man glauben sollte, man sehe die reichen Produkte seines heimatlichen Bodens unter den Bäumen und Pflanzen eines tropischen Klima's reifen. Die Herden wilder Elephanten, welche das Land verwüsteten, nöthigte Reisende diejenigen Maaßregeln zu ergreifen, von denen man glaubte, sie würden die Thiere von jeder Annäherung abhalten; Licht und Lärmen hielt man für die zwei wirksamsten Vertheidigungsmethoden, zu denen man unabänderlich seine Zuflucht nahm. Das erstere wurde, wenn die Natur das ihrige entzogen hatte, durch Fackeln hervorgebracht, welche die Dienerschaft zu tragen hatte; den Lärmen erzeugten die unharmonischen Töne der singalesischen Instrumente, welche die seltsamen, Grabgesängen ähnlichen Lieder begleiteten, welche die Palankinträger, rasch sich unter ihrer Last fortbewegend, von sich gaben.

Bei der Zurückgezogenheit, in der Anoola bis jetzt gelebt hatte, war jeder neue Gegenstand für sie eine Quelle mit Bewunderung vermischter gieriger Theilnahme, wenn von Zeit zu Zeit wieder eine reiche und wechselvolle Landschaft sich vor ihrem entzückten

Blick darstellte. Scenen, wo die Natur allein und ohne Nebenbuhler herrscht, besitzen einen Reiz, der eher gefühlt als beschrieben werden kann; den zarteren Berührungen, welche der Nachahmungsgabe der Kunst trotzbieten, können Pinsel und Feder nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Der von unserer Gesellschaft ausgewählte Ruheplatz war eine wilde, abgeschlossene Stelle am Rande eines dichten Jungle; Tissa, der immer noch seinen Palankin einnahm, (welcher zugleich als Schlafstelle und als Transportmittel diente) fuhr fort, seinen Lieblingshooka zu rauchen, bis der Eintritt des Schlafs diesem Vergnügen ein Ziel setzte. Nachdem sie ihre Matten auf der nackten Erde ausgebreitet hatten, lagerten sich seine zahlreichen Diener neben ihn, und bald bewies ihr sonores Athmen, daß das Reich des Samnus begonnen hatte. Die ganze Natur schien seiner Herrschaft unterthan zu sein, als Anoola entzückt über ihre Zeitweise Freiheit eine von den Myriaden von glänzenden Sternen angezogen, welche wie Edelsteine an dem klaren Firmamente oben funkelte, sich wegstahl, um die Schönheit der Nacht zu genießen. Sie war nicht lange gewandert, da traf eine tiefe, ernste Stimme ihr Ohr; sie näherte sich der Stelle, woher sie kam und sah Makolan und seinen europäischen Freund neben einander knieen; der Letztere sprach ein Gebet in singalesischen Worten. Ihre ungesehene Zuhörerin lauschte eine Weile, und hörte deutlich ihren eigenen Namen aussprechen; sie war in der That der Gegenstand des glühenden, von heiligem Eifer und brüderlicher Liebe eingegebenen Gebetes.

Es geschah nach Sonnenuntergang am folgenden Abend, als die Gesellschaft einen schmalen Jungle-Pfad betrat, daß einige von den Vordersten im Zuge, welche einen Landstreicher-Elephanten *) erspäht hatten,

*) Landstreicher-Elephant (ro gue elephant) wird dieses Thier genannt, wenn es von der Verbindung mit der übrigen Heerde

das Lärmzeichen gaben. Mit charakteristischer Feigheit ließen die Träger die Pakankins im Stiche, rasch folgten ihnen die Coolier und andere, und selbst Sangha entfloh, den allgemeinen Schrecken theilend, nach einem sicheren Platze. Muthiger oder weniger selbstsüchtig schickte sich sein Sohn, mit einer Doppelflinte bewaffnet zur Vertheidigung an, während Henry Malby mit der Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit, die den brittischen Muth stets auszeichnete, Anoola zu Hülfe eilte, das erschrockene Mädchen in seine Arme nahm, und aus der Witterung des wilden Thieres trug, das jetzt von dem ersten Schuße Makalans gestreift, noch wüthender geworden war; sein zweiter Schuß zeigte sich zum Glück wirksamer, und streckte diesen Ceriathen der thierischen Schöpfung zu Boden, und sein Todesröcheln ertönte lang und furchtbar durch den umliegenden Wald. Als der Feind beseitigt war, versammelte sich der zerstreute Haufen wieder, näherte sich muthig der leblosen Masse und pries mit lauter Stimme den Muth seines jungen Herrn; es ist immer leichter eine gute oder edle Handlung zu loben, als sie auszuführen.

Nunmehr der Gefahren bewußt, die ihn bedroht hatten, und verhältnißmäßig dankbar für die Befreiung von denselben gelobte der Adikar ein weiteres Opfer für den Altar in Dambool; seine Tochter aber erzählte ihm, noch zitternd von der Aufregung, den Dienst ihres muthigen Beschützers, hakte eine goldene Spange von bedeutendem Werthe los, welche ihr zartes Handgelenk umschloß und bot sie Henry zum Geschenke an. „Ich danke Dir, Mädchen,“ antwortete er, „ich habe

---

ausgeschlossen ist. Gezwungen allein umherzuwandern, wird der geächtete Elephant so furchtbar wild, daß die Nähe der Gegend, in der es haußt, als sehr gefährlich betrachtet werden muß, und jeder Elephantenjäger zielt daher auf seine Zerstörung ab, obgleich eine solche Jagd stets gewagt und nicht selten von Unglücksfällen begleitet ist.

keine Freude an dieser glänzenden Zierrath, und mir bist Du auch keinen Dank schuldig. Wirf Deine Gabe in den Schatz der christlichen Kirche, und suche den wahren Gott, unsern wirklichen, wenn auch unsichtbaren Beschützer in der Gefahr, die uns bedräute." "Ich glaube es," erwiderte sie mit leiser Stimme, "das Gebet der letzten Nacht wurde erhört, und die Gottheit, von der Du sprichst, hat Anoola bewahrt." Dann fügte sie ihre Stimme erhebend bei: "Nimm die Spange, und verwende sie, wie Du willst, denn Sangha's Tochter möchte nicht gerne undankbar erscheinen." Henry ließ die Ereignisse des Tages an seinem innern Auge vorübergehen, und betrachtete sie mit den seinem Charakter natürlichen, sanguinischen und hoffnungsvollen Gefühlen, was die Vorläufer der Bekehrung Anoola's, ein Gegenstand, der ihm mehr als je am Herzen lag; denn zu den Gründen, die ihn zuerst bestimmten einen Versuch zu machen, kamen noch andere, nicht minder mächtige Motive, beruhend auf ihrem liebevollen geistigen Wesen und dem Widerstreben, das sie gegen ein Schicksal an den Tag legte, zu dem sich viele Heiden ohne Zögern herbeigelassen haben würden. Auch flößte ihm der Gedanke, daß es ihm gestattet gewesen war, sie dem Untergang zu entreißen, das Vertrauen ein, daß er das auserwählte Werkzeug sein dürfte, eine Jungfrau auf den rechten Weg zu führen, deren Schritte bereits unter den unbekannten Gefahren der Unwissenheit und des Aberglaubens wandelten.

Die Kunde von einem so wichtigen Ereignisse, wie die Ankunft von Sangha, war ihm mehre Tage vorangeeilt; ein Zug von Priestern, die gewöhnlichen Geschenke von Honig, Obst und Reis anbietend, erwartete die Procession an der Gränze des Dorfes und führte sie unter allen Ehrfurchtsbezeugungen nach dem Tempel.

Dieses berühmte, der Sage nach zweitausend

Jahre alte Gebäude, ist aus dem Felsgestein ausgehöhlt, und enthält verschiedene Abtheilungen, von denen die größte sechzig Yards lang ist; alle sind künstlich verziert, und enthalten an den Wänden aufgestellt ebenfalls aus Stein gehauen ein hundert und siebenzig Figuren von Buodha; welche in der Größe von einem riesigen, zwölf Ellen langen und verhältnißmäßig breiten Ungeheuer bis zum Maße eines kleinen Bildes abwechseln; überdieß findet man hier Darstellungen von Königen, Königinnen und Helden, in der Tracht der Zeiten gemalt, in denen sie lebten. Während Makolan und sein Freund stille standen, um ein in seiner Ausführung so erstaunliches Werk zu betrachten, das von der gezwungenen Arbeit eines dem Sklavenjoche unterworfenen Volkes herrührte, trat der Adikar Anoola führend mit seinem zahlreichen Gefolge in den Freiharre unter dem Getöse der Tantamus und anderer nationalen Instrumente ein. Von der Decke der größten Abtheilung hing ein gelb und rother Vorhang herab, der, als man ihn aufhob, eine liegende Figur vom Buadha in der ungeheuren bereits bezeichneten Größe enthält. Auf dem Altar und in andern Theilen des Tempels waren stark riechende Blumen ausgestreut, unter denen sich der köstliche Duft der Blüthe der Pluería leicht unterscheiden ließ. Um den Altar standen verschiedene Priester *) in weiten, bis auf die Knöchel reichenden Gewändern, die Köpfe entblößt und glatt geschoren: das einzige Zeichen des niedrigeren Ranges unter den verschiedenen Orden der Priesterschaft ist in der Schattirung des Kleides sichtbar, das sich in Form und Gewebe unabänderlich gleichbleibt.

---

*) Diese Männer erhalten eine regelmäßige Bildung, dürfen nicht heiraten und werden nach Ablauf einer vorgeschriebenen Zeit mit großem Gepränge in ihr Amt eingesetzt. Zu der buddhistischen Religion bekennt man sich allgemein im Innern und auch die meisten Singalesen auf der Küste sind Anhänger derselben. Sie soll in Ceylon 206 v. Ch. eingeführt worden sein.

Ein ehrwürdiger Mann von gefälligem Aussehen trat vor, um Sangha zu bewillkommen, der nachdem er eine kostbare Opfergabe an Gold und Edelsteinen dargeboten hatte, sich vor dem Gegenstande seiner abergläubischen Verehrung niederwarf. Anoola hatte ihre Gabe ebenfalls übergeben und war im Begriffe die wunderliche Darstellung der Gottheit des Landes anzubeten, als plötzlich Makalan erschien und sie durch die Menge, die sich jetzt versammelte in ein anderes Gelaß führte, dessen innere Ausschmückung der der andern Abtheilung ähnlich war, welche sie so eben verlassen hatten, aber der Mangel an Licht, das nur von dem Glimmern weniger trüber Lampen ausging, und die in diesem Raume herrschende Todtenstille enthüllten das Felsgebäude in seinem wahren Charakter großen aber düstern Pompes. Ein unwillkührlicher Schauder ergriff Anoola: sie wandte sich um und sah Henry Maltby, der sich ihr näherte und also sprach: „Zittere nicht, Mädchen, diese sinnlosen Bilder können Dich weder verletzen noch beschützen;" und ein kleines Buch öffnend, das er in der Hand hatte, las er den fünfzehnten und drei folgende Verse des hundert und fünfunddreißigsten Psalmen: „Solches sind die Worte der Eingebung, wende dein Antlitz von Götzenbildern und suche den einzigen lebendigen Gott." Der Blick des Sprechers ruhte in diesem Augenblick auf verschiedenen großen Gefäßen, welche wie mit Reis gefüllte Mörser aussahen und scheinbar für den Verbrauch von Buddha aufgestellt waren: die Aufmerksamkeit seiner Zuhörerin auf die einleuchtende Thorheit einer solchen Vorkehrung lenkend, fragte er, ob sie es für möglich hielte, daß von Menschenhänden ausgehauene Steine Speise zu sich nehmen könnten. Ihr Verstand gab ihr eine verneinende Antwort ein. Hierauf setzte er ihr einfach aber klar die Sünde und den Wahn der Götzendienerei auseinander. Anoola horchte um so bereitwilliger, als sie unerfahren in der Sophisterei und sie gar nicht

einmal mit der Theorie des Budhismus vertraut, ihm keine Beweise entgegen zu stellen hatte, und hier unter dem Dache eines Tempels, in dessen ausgehöhlten Gemächern die Töne heidnischer Gottesverehrung Jahrhunderte hindurch ertönten, wurde die Saat der Wahrheit in das Herz einer Jungfrau ausgestreut, von der man nach ihrer Stellung am wenigsten hoffen durfte, daß sie Aufnahme bei derselben finden würde.

Die Ceremonien waren um Mitternacht beendigt und von demselben Lärmen und Gepränge, wie bei seinem Eintritt, begleitet, verließ der Adikar den Tempel. Man darf sich nicht denken, die Bekehrung von Anoola sei sogleich bewerkstelligt worden, obgleich der erste Strahl der Erkenntniß hinreichend war, um einen Durst nach mehr zu erzeugen; als sie nach Verlauf von zehn Tagen in die Wohnung ihrer Voreltern zurückkehrten, hatte der Eigenthümer derselben keine Ahnung von der Veränderung, welche diese kurze Periode in den Ansichten seiner Tochter hervorgebracht hatte. Einmal von dem göttlichen Ursprunge ihres neuen Glaubens überzeugt, schickte sich die junge Bekehrte an, ihn mit unbeugsamem Muthe zu vertheidigen. Sie besaß einen so festen, energischen Charakter, daß man überzeugt sein konnte, sie würde wenn sie in den Tagen barbarischer Verfolgung gelebt hätte, wo die Verehrer des Christenthums auf dem Scheiterhaufen und unter den gräßlichsten Martern starben, dieß eher mit dem Heldenmuthe eines Märtyrers ertragen, als ihren Glauben verläugnet haben.

Der Triumph über die Gewohnheiten von Jahren ist indessen nicht das Werk eines Augenblicks, und Monate gingen vorüber, ehe Anoola befähigt war, die Ketten des Heidenthums völlig abzustreifen; aber die Freiheit, die glorreiche Freiheit, welche das Evangelium bringt, erschien zuletzt und mit ihr der Entschluß, der unnatürlichen Verbindung, die ihrer harrte, selbst bis zum Tode, wenn es nothwendig wäre, zu

widerstreben. Ihre Feier war bereits auf eine Bitte verschoben worden, welche Makalan vor seiner und seines Gefährten Abreise nach dem Missionsinstitute an seinen Vater gerichtet hatte. Die Zeit rückte nun schnell heran, wo ein zweiter Besuch von ihnen zu erwarten war. Diesen Ereignissen schaute unsere Heldin mit einer Mischung von Furcht und Hoffnung entgegen. Es sollte das Signal sein zu der Enthüllung ihrer wahren Gefühle und vielleicht zum Widerstand gegen die väterliche Gewalt, zu einem Akte der Verwegenheit, von dem man in der Geschichte der Singalesen keinen Vorgang kannte.

Die erste Kundgebung von der Bekehrung seiner Tochter wurde von Tissa mit einer unmäßigen Verwunderung und Wuth aufgenommen und er blieb längere Zeit völlig unempfindlich für ihre Bitten und Beschwörungen, so wie für die Beweisgründe von Makalan. Diese, in Verbindung mit seiner natürlichen Liebe zur Selbstbefriedigung und seinem Hasse gegen Alles, was diese zu stören drohte, brachten ihn endlich dahin (vorausgesetzt, die Sache ließe sich auf eine friedliche Weise mit den Söhnen von Dappoola abmachen), seine Einwilligung zu der Auflösung der geschlossenen Heirat zu geben und Anoola zu gestatten, öffentlich den Glauben zu bekennen, den sie umfaßt hatte.

Als man die Bräutigame überredet hatte, auf ihre Ansprüche Verzicht zu leisten, wagte es Makalan zunächst, den Vorschlag zu machen, seine Schwester zu weiterer Ausbildung unter die Obhut der liebenswürdigen Gattin des obersten Missionärs zu bringen. Auch dieser Punkt wurde, obwohl mit größerem Widerwillen, zugegeben und bald war Anoola, ihren Vater für die Erlaubniß segnend, die glückliche Bewohnerin des christlichen Hauses.

Der seltene Fall, daß im Osten ein weibliches Wesen von einer höhern Kaste die Hallen und den Glauben ihrer Ahnen verläßt, machte unser singalesi-

sches Mädchen zu einem Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit, während die Menschen, unter denen sie wohnte, Anoola mit tiefer und zärtlicher Theilnahme betrachten lernten.

Die Aufgabe, einem so gelehrigen und gescheidten Pflegling Kenntnisse beizubringen, war eben so leicht als angenehm. Für sie öffnete die Erwerbung der Kenntnisse Quellen bis jetzt ihr unbekannter Genüsse, in denen sie sich allein ergötzt haben dürfte, wäre menschliches Wissen ihr einziger Ursprung gewesen. Aber der wahre Geist des Christenthums schließt die Selbstsucht aus und kein Mensch, der den Werth geistiger Segnungen zu schätzen weiß, wünscht je dieselben ohne Theilung mit Andern zu gewinnen.

Mancherlei Umstände zogen auf Anoola den Blick von Henry Malby, welcher, so weit dieß menschliche Thätigkeit betrifft, das Hauptmittel der Bekehrung von heidnischer Finsterniß gewesen war, und stets mit heiliger Begeisterung die Fortschritte dieser jungen Proselytin ‚auf dem Wege, der zum Leben führt,' betrachtete. Aber das Band, das sie am festesten vereinigte, war das gegenseitige und glühende Verlangen, die frohe Kunde des Heils zu verbreiten. Noch ein Jahr und er sollte befähigt sein, ‚durch Auflegung der Hand' den Dienst des Missionärs anzutreten und Anoola's Taufe, welche auf ihre eigene Bitte so lang verschoben wurde, denn mit wahrer Demuth zögerte sie, Gelübde von so tiefer und feierlicher Bedeutung auszusprechen, sollte bei derselben Gelegenheit statt finden.

Die Flügel der Zeit trugen rasch Tage, Wochen und Monate fort, welche ablaufen sollten, ehe der achtungswürdige und ausgezeichnete Metropolit von Brittisch-Indien an der Küste von Ceylon landete. Schaaren von Menschen versammelten sich in und um das heilige Gebäude an dem Morgen, wo der Bischof daselbst anlangte, um Zeuge zu sein von der Ordi-

nation von Henry Malby, der in die Kirche eintrat, begleitet mit liebender Ehrfurcht von den Brüdern des Collegs, wo er so lange und so geschickt als Katechet Dienste geleistet hatte.

Die nun gegenwärtige Gruppe würde ein seltsam interessantes Gemälde dargeboten haben, so auffallend kontrastirte die östliche Tracht seiner Gefährten mit dem einfachen Gewande des jungen Candidaten für den geistlichen Stand. Unter den Zuschauern der ergreifenden Scene war einer, dessen Aufmerksamkeit ganz ungewöhnlich in Anspruch genommen zu sein schien. Es war dieß Makalan, der in jedem Gefühle mit seinem Freunde vereinigt, nach der Zeit hinausschaute, wo er würdig erachtet werden dürfte, eine ähnliche Stelluna in der christlichen Geistlichkeit einzunehmen.

Nrchdem die Ordination durch eine eindrucksvolle Anrede des hochwürdigen Prälaten beschlossen war, näherte sich unsere Heldin, geführt von ihrer wohlwollenden Lehrerin und ihrem Bruder, schüchtern dem Taufsteine, und hier kniete nun in milder Andacht die Abkömmlingin eines heidnischen Geschlechtes, welche sich zwei Jahre vorher noch vor dem Altar des Götzenbildes ihres Landes gebeugt hatte. Es war ein freudiges, hinreißendes Schauspiel, das Engel entzückt haben dürfte, dieses junge anziehende Geschöpf zu sehen, wie es endlich vom Irrthume befreit wurde und öffentlich unter das hohe Panier des Kreuzes trat; nie vielleicht waren Glaube, Liebe und Hoffnung, aus dem Brunnen der göttlichen Gnade geschöpft, kräftiger ausgedrückt, als auf dem Antlitz von Anoola, daß sie ehrfurchtsvoll das äußere Zeichen und Symbol ihrer Aufnahme in den Schooß der christlichen Kirche empfing. Wie verschieden war dieser Akt von Apathie und dem Aberglauben, womit ihre Opfergaben auf dem Altar des Despotismus begleitet gewesen waren. Keinen geringeren Contrast bildeten die kostbaren Edelsteine, welche damals an den Ge-

wändern von Sanghas Tochter glänzten, mit ihrer jetzigen unscheinbaren Kleidung. Sie hatte Verzicht geleistet auf das Gepränge und die Eitelkeit der Welt, und war entschlossen, fortan keine andere Zierrath zu tragen, als die der Apostel empfohlen hatte.

Nicht lange nach seiner Ordination erhielt der neue Missionär eine Anstellung in einer von den entfernteren Provinzen Indiens und er wartete nur auf den Abgang des Schiffes, das ihn nach dieser Station bringen sollte. Jetzt, aber auch jetzt erst, ging das Interesse, welches er bis dahin für Anna gefühlt, (dieß ist der Name, mit welchem wir von nun an unsere Heldin bezeichnen müssen), in Gefühle wärmerer Theilnahme über. Ein Gegenstand erfüllte Beider Herzen und befestigte das Band gegenseitiger Zuneigung, und als Henry in der offenen Sprache männlicher Theilnahme Anna um ihre Hand bat, als er sie als Theilnehmerin an seinem irdischen Geschicke und seiner Mühewaltungen, als Partnerin bei dem hohen Vorrechte, das Reich des Erlösers auszubreiten, wählte, da fühlten Beide, daß die Liebe, welche sie verband, weder vermehrt noch vermindert werden konnte, durch irgend eine von den Zufälligkeiten, welche nur zu sehr fähig sind, einen Einfluß auf weltliche Gemüther auszuüben und ihre Liebe von der vorübergehenden Dauer der Schönheit oder von irgend einem andern nicht weniger zerbrechlichen Besitzthum abhängig zu machen.

Als der Segen der Trauung über den jungen Geistlichen und seine östliche Braut ausgesprochen war, eilten sie, Sangha Tissa einen Abschiedsbesuch zu machen. Er empfing die Letztere mit so viel Zärtlichkeit, als seine indolente Natur kund zu geben fähig war, und horchte sogar ganz geduldig auf die Beweisgründe für die Religion, zu der sie sich bekannte. Aber leider fiel die Saat hier auf unfruchtbaren Boden und Anna konnte nur für ihres Vaters Bekeh-

rung beten, als sie ihm kummervoll Lebewohl sagte, mit einem letzten Blicke schmerzlicher Theilnahme für immer die Heimath ihrer Kindheit verließ und gefolgt von einer hübschen Dienerin und dem schönen weißen Elenthiere, das unter der nährenden Sorgfalt seiner sanften Herrin groß geworden war, für immer aus dieser Gegend schied.

An dem Abhange eines Berges, an dessen Fusse der majestätische Ganges hinfließt, steht eine Zeile von Häusern, welche sich besonders durch die Einfachheit bemerkbar macht, durch die sie sich von den benachbarten Palästen und Pagoden unterscheidet. Diese anspruchslosen Häuser bildeten den Sitz von Henry Maltby's Missionsarbeit und hier erndeten der christliche Lehrer und sein frommes Weib endlich den reichen Lohn für ihren gegenseitigen und unermüdlichen Eifer, indem sie da, wo früher eine moralische Wildniß, mit schädlichem Unkraut überzogen war, die süße Blume des Paradieses gedeihen sah. Junge und zarte Pflanzen, unter ihrer unmittelbaren Führung gezogen, begrüßten die heiteren Augen Anna's, wenn sie täglich der kleinen Heerde die Kenntnisse ertheilte, welche zum Heile weise machen. Vier Jahre nach der Abreise seines Freundes und seiner Schwester von der Insel Ceylon, zog Makalan oder Stephan (dieß ist der Name, welchen er bei der Taufe erhielt), auf die Reichthümer und den Rang eines Adikars, worauf er durch den Tod Sangha Tissa's Anspruch zu machen hatte, Verzicht leistend, in die Welt, um das Evangelium zu predigen, und wechselreich waren die Scenen, die er, seine große Sendung vollziehend, erlebte. Einmal, aber auch nur einmal reiste er nach der glücklichen Wohnstätte seiner Verwandten, wo in der Gegenseitigkeit christlichen Vertrauens und häuslicher Liebe eine kurze Zeit friedlicher Genüsse verging, un-

befleckt durch irgend eine von den streitenden Leidenschaften, welche, auf weniger haltbare Grundsätze gebaut, häufig die Glückseligkeit stören. In einer Arbeit mit ihnen begriffen, würden die Zeitinteressen bedeutungslos für ihn, und als sie von einander schieden, löste sich, obgleich sie kaum mehr an ein Wiedersehen auf dieser Erde denken durften, der halbgeathmete Seufzer in ein freudiges Lächeln auf, das der Hoffnung auf eine ewige Wiedervereinigung im Reiche der Unsterblichkeit entfloß.

Die zwei Bräute.

Es liegt immer etwas Anziehendes in einer Hochzeit. Dieses einfache Wort hat die Macht, in der stets thätigen Einbildungskraft der Jugend eine Reihe von Bildern hervorzurufen, bei denen Hoffnung und Phantasie den Pinsel führen und Scenen des Glückes für das neuvermählte Paar malen, die sich in der Zukunft nur selten verwirklichen. Der erfahrene Beobachter des Lebens, besonders des ehelichen Lebens, sieht eine Braut mit ganz anderen Gefühlen an; aber wenn die Scene der Verheiratung selbst dann, wo die betreffenden Personen dem Beschauer unbekannt sind, sein Mitgefühl erregen, um wie viel mächtiger muß dieses Gefühl sein, wenn es von denen in Anspruch genommen werden wird, mit welchen wir durch Bande der Freundschaft oder der Liebe im Zusammenhange stehen. Ich erinnere mich wohl noch der lebhaften Gemüthsbewegung, die mich erfaßte, als ich zum Erstenmal in der Eigenschaft einer Brautjungfer neben meiner Jugendgespielin vor dem Altare stand. Viele Jahre sind seitdem vergangen, und obgleich Hochzeitfeste und blühende Bräute meine Beachtung erregen, so werden doch die ersteren als ein leeres Gepränge des Augenblicks betrachtet und die andern

als die Opfer wahrscheinlicher Täuschung und nutzlosen Kummers bemitleidet. Es war an einem schönen Morgen, gegen das Ende Septembers, vor ungefähr drei Jahren, als ich mit einer Bekannten durch Pal Mal schlendernd, eine an dem Eingang von St. James Church versammelten Menge ansichtig wurde, und näher hinzutretend vier Wagen bemerkte, welche vor der Thüre aufgestellt waren und nach der Schmückung der Pferde und der Kutscher offenbar zu einem Hochzeitszuge gehörten. Als ich mir Gewißheit hierüber verschafft hatte, ging ich weiter vor, wurde jedoch durch die Bitten meiner Gefährtin zurückgehalten, welche mit dem ganzen Ungestüm ihres Alters in mich drang, auf der Stelle zu bleiben. Wir reihten uns daher den andern umherstehenden Leuten an und hatten nach zwanzig Minuten das Vergnügen, die Kirchenthüre öffnen und den Brautzug langsam durch den Chorgang hinabwandeln zu sehen. Die Existenz von Jugend und Schönheit wird so allgemein mit dem Gedanken einer Braut in Verbindung gesetzt, daß es einer großen Schwierigkeit unterliegt, irgend ein anderes Gebild zu gestalten. In dem gegenwärtigen Falle aber besteht die Frau, die sich auf die vorhergehende Trauungsceremonie so eben diesen Titel erworben hatte, durchaus keinen entschiedenen Anspruch auf einen von den beiden Vorzügen. War sie aber auch durch den Verlauf der Zeit eines Reizes beraubt worden, so hatte doch diese nicht alle Spuren ehemaliger Anmuth zerstört, denn sie war immer noch ein weibliches Wesen von besonders anziehendem Aeußern, und ihr bleiches Gesicht schien in diesem Augenblicke von einer ruhigen Freude entzündet, welche wohl mit dem gewöhnlichen schwermüthigen Ausdrucke ihrer Augen um den Sieg kämpfte. Der Herr, an dessen Arm sie sich hielt, mochte einige Jahre älter sein, als die Dame und die Broncefarbe seiner Haut zeigte von einem langen Aufenthalte in irgend einem tropi-

schen Clima. Als sie ganz nahe an der Stelle vorüberkamen, wo ich stand, konnte ich nicht umhin, den halb abbittenden, den halb dankbaren Ausdruck wahrzunehmen, mit dem er immer und immer wieder seine ihm neuvermählte Gattin betrachtete. Nach wenigen Minuten waren die Equipagen aus unserem Gesichtskreise verschwunden, aber meine so mächtig angeregte Einbildungskraft legte sich nicht so schnell. Ich war überzeugt, daß ungewöhnliche Ereignisse das frühere Leben der zwei jetzt mit einander verbundenen Menschen bezeichnet haben müßten, und ich hegte ein unbeschreibliches Verlangen, ihre Namen und ihre Geschichte kennen zu lernen. Ganz unerwartet wurde dieser Wunsch theilweise befriedigt. Als ich am nächsten Morgen die Zeitungen durchblätterte, fesselte folgende Ankündigung meine Aufmerksamkeit: „Verheiratet am 24. September in St. James's Church Oberst Wentworth vom — Regiment, kürzlich zurückgekehrt von einem verzögerten Dienste in Westindien mit Emily, der einzigen Tochter seines geachteten Freundes, des Generals Mansfield, unter dessen Auspicien der Oberst W. seine militärische Laufbahn begann.“ Es kam mir sogleich der Gedanke (ein langer Aufenthalt in Westindien erklärte die Färbung der Physiognomie meines Helden), dieser Paragraph müsse sich auf die Braut und den Bräutigam von gestern beziehen. Wir sind so bereit, nach allem zu greifen, was nur immer die Erfüllung unserer Wünsche begünstigen kann, daß ich begeistert ausrief: „Gut, ich habe wenigstens die Namen entdeckt.“ Auf diese Bemerkung wurde ein anwesender Herr aufmerksam, der, über die Umstände belehrt, welche dieselbe veranlaßt hatten, mir sagte, die Partien wären ihm wohl bekannt, und ich hätte Recht, in Beziehung auf die Identität und ebenso hinsichtlich meiner Vermuthung, ihre Geschichte müßte keine gewöhnliche sein. Als er mein Interesse für diese Sache wahrnahm, theilte er mir meh-

rere Umstände mit, welche mit der Geschichte des Obersten Wentworth zusammenhingen, und brachte in der Folge seine kleine Erzählung auf meine Bitte zu Papier. Ich habe seitdem im Verlaufe des letzten Jahres durch die Vermittlung desselben Freundes mehrere weitere Thatsachen in Erfahrung gebracht, und bin dadurch befähigt, die einfache, ungeschmückte Geschichte zu vervollständigen, die ich hier der Oeffentlichkeit zu übergeben wage. Sie macht einzig und allein auf das Verdienst Anspruch, reine Wahrheit zur Basis zu haben.

Die Periode, das —Regiment von dem auswärtigen Dienste abzulösen, war endlich erschienen, und es wurde nach einem zehnjährigen Aufenthalte auf den westindischen Inseln nach der Heimath beordert. Seine Reihen waren allerdings durch Fieber und Krankheiten aller Art gelichtet; nichts desto weniger brachte der Befehl eine freudige Wirkung auf viele Herzen hervor, auf Herzen, welche sich vielleicht lange darnach sehnten, Freunde und Verwandte, oder vielleicht einen noch zärtlicher geliebten Gegenstand zu umarmen, dessen man sich fortwährend inmitten der Veränderung des Klima's und der zahllosen Wechselfälle des Soldatenlebens stets erinnerte. Dem Abzuge eines Regiments geht so unmittelbar die Ankunft eines andern vorher, daß Worte der Begrüßung und Bewillkommnung sich unmerklich mit dem letzten Lebewohl an alte Bekanntschaften vermengen. Im militärischen Leben kommt ein solches Abschiednehmen und Zusammentreffen so häufig vor, daß eine Freundschaft kaum zu reifen Zeit gehabt hat, ehe sich die Trennung ereignet. In gegenwärtigem Falle hatte man das Transportschiff, welches das —Regiment nach Barbadoes bringen und das — zurücknehmen sollte, seit einigen Tagen sehnsüchtig erwartet, als das gewöhnliche Signal eben als der Morgen in der ganzen Schönheit eines tropischen Sonnenaufgangs anbrach, die Erscheinung eines Schiffes vor dem Ha=

sen verkündigte. In wärmern Klimaten bringt man die frühen Stunden gewöhnlich in freier Luft zu, und das Erwachen der glänzenden Gottheit des Tages bildet nicht wie bei uns einen seltenen Anblick, so daß bei dieser Gelegenheit bereits verschiedene Menschen auf dem Ufer versammelt waren, um die Fortschritte des fraglichen Schiffes zu beobachten, das man, als es nahe genug war, um Signale auszutauschen, als das Belvedere-Transportschiff erkannte. Der Hafenmeister und andere Beamte befanden sich bald an der Seite desselben und bald wurde den verschiedenen Zuschauern die Freude zu Theil, es wohl erhalten am Bridge Town ankern zu sehen. Erst spät am Abend war die theilweise Ausschiffung der Truppen bewerkstelligt. Zwei Compagnien blieben an Bord, da nicht Raum genug in den Baraken vorhanden war, dieselben sogleich unterzubringen. Die Beaufsichtigung dieser Mannschaft war zwei jüngeren Offizieren übertragen, die man, nach dem Abgang ihrer Gefährten mit einander sprechend oder die Gegenstände um sie her betrachtend auf dem Verdecke auf und abgehen sah. Es war eine liebliche Nacht, und die tiefe Stille, welche über der Bai herrschte, auf deren Oberfläche zahlreiche Schiffe in bewegungsloser Reihe lagen, kontrastirte seltsam mit den Symptomen des thätigen Lebens, die sich wenige Stunden vorher an demselben Orte kund gegeben hatten. Die Wirkung des Mondscheins bei irgend einer Scene ist besonders günstig für die ersten Eindrücke; er wirft einen Schatten über alle härtere Züge, enthüllt bloß die Schönheiten der Landschaft und verleiht sogar dem, was in Wirklichkeit ein vollkommener Gemeinplatz sein mag, eine romantische Färbung. Dieß schien wenigstens die Wirkung zu sein, welche auf die zwei Offiziere hervorgebracht wurde, denn eine Pause von beträchtlicher Länge unterbrach der jüngere von ihnen mit den Worten: „Wie es mir scheint, George, warst Du, wie ich, die letzte

halbe Stunde in bewundernde Betrachtung verloren. Ich denke, ein zeitweiser Aufenthalt in den Tropenländern mag wohl auszuhalten sein, besonders wenn er, wie Du mich hoffen läßt, meine Beförderung beschleunigt, und mich in den Stand setzt, nach Hause zu kehren und um Emilys Hand zu werben.“ — „Es ist kaum zu bezweifeln, mein theurer Gefährte,“ antwortete sein Freund, „daß Dein Wunsch in dieser Beziehung iu Erfüllung geht. Ich bitte Dich daher, sey zufrieden, und genieße alles Gute, das Dir hier während Deines Aufenthalts in den Weg kommt. Eines Junggesellen Leben sollte stets ein lustiges sein, und die dunkelfarbigen Dämchen von Barbadoes sollen, wie ich höre, eben so gut Anziehendes haben, als unsere schöneren Landsmänninnen; aber Du bist natürlich unverwundbar und feuerfest gegen alle Reize mit Ausnahme derer der unvergleichlichen Emily.“ Dieß wurde in einem scherzhaften Tone gesprochen, der jedoch sehr rauh in den Ohren des Zuhörers zu klingen schien, welcher mit einer Stimme nur schlecht verborgener Aufregung seinen Freund bat, in dieser Beziehung seine Gefühle zu schonen, indem er die Worte beifügte: „Wenn Du die Macht der wahren Liebe, concentrirt in einem so reinen und hochbegabten Wesen, wie diejenige ist, welcher mein Herz gehört, kennen würdest, so müßtest Du aufhören, über eine Liebe von so tiefem und heiligem Charakter zu scherzen.“ Die einzige Antwort auf diese kurze aber energische Sprache war ein Blick voll verächtlicher Wuth, stark vermischt mit einem herben, wenn auch nur augenblicklichen Leiden. Dieser Blick wurde jedoch nicht beobachtet und beide blieben einige Zeit in ihre eigenen Reflexionen versunken. Als das Gespräch wieder aufgenommen wurde, wandte es sich verschiedenen andern Gegenständen zu, und bald nachher trennten sich die jungen Männer für die Nacht. Charles zog sich in seine Kajüte zurück, doch nicht um zu schlafen, während

sein Gefährte mit Schritten, welche von einer außerordentlichen geistigen Aufregung zeugten, fortwährend auf dem Verdecke auf und ab ging.

Um das Benehmen der Personen, welche wir dem Leser so eben vor das Auge geführt haben, einigermaßen zu beleuchten, ist ein Rückblick auf ihre Lage vor der Ankunft des Belvedere in Barbadoes nothwendig. Charles Wentworth war der zweite Sohn eines bepfründeten Geistlichen im Süden von England, welcher die von einer öffentlichen Schule unzertrennbaren Fehler kennend und befürchtend, den Entschluß faßte, seine zwei Söhne zu Hause zu bilden. Da ihm aber die Nachtheile nicht entgingen, welche auf der andern Seite eine völlige Privaterziehung zur Folge hat, so fügte er vier oder fünf junge Leute von ähnlichem Alter seinem häuslichen Kreise bei und verschaffte auf diese Art seinen Pfleglingen, die er mit der Wachsamkeit eines Vormunds und mit der Sorgfalt eines Vaters beaufsichtigte, Gelegenheit zu gegenseitiger Aufmunterung. Der Contrast zwischen den Neigungen der zwei Brüder bildete eine Schranke gegen die innige Vereinigung, welche sonst aus ihrer nahen Verwandtschaft entsprungen sein dürfte. Obgleich sie einander stets mit wohlwollenden und brüderlichen Gefühlen betrachteten, so waren sie doch stets nur wenig beisammen, indem sich der ältere einzig und allein den mit dem heiligen Amte, zu welchem er bestimmt war, in Verbindung stehenden Studien und Forschungen widmete, während Charles voll Frohsinn und jugendlichen Ungestüm bei seinem lebhaften Temperamente natürlich nur die Gesellschaft von denjenigen suchte, deren Geschmacksrichtung mehr der seinigen ähnlich war. Unter den Zöglingen der Pfarrei war ein junger Mensch, etwa vier Jahre älter als Charles, in dessen Gesellschaft er viel von seiner Zeit zubrachte, und bald hatte sich auch eine Freundschaft zwischen beiden gebildet. Georg Hinderson war der einzige Sohn

eines Obersten, obgleich noch jung, hatte er bereits etwas von der Welt gesehen und eine entschiedene Vorliebe für den Kriegerstand eingesogen. Mit großer Lebhaftigkeit und Schärfe des Charakters verband er eine einnehmende Gewandtheit. Dabei war er aber schlau und verschmitzt in einem weit höheren Grade, als es in einem so frühen Alter angenehm oder wünschenswerth erscheinen kann. Aber Charles sah keinen Fehler an seinem Freunde, den er als ein Wesen höherer Natur betrachtete. Unter diesen Umständen darf man sich nicht wundern, daß der Geschmack für ein militärisches Leben, welches für seine enthusiastische Einbildungskraft mancherlei Reize bot, auch auf ihn überging. Als Herr Wentworth die Neigung seines Sohnes wahrnahm, hielt er es für nutzlos, Einwendungen dagegen zu machen, und er erhielt durch die Theilnahme eines alten Freundes, des General Mansfield, das Versprechen einer Stelle für Charles, wenn dieser das neunzehnte Jahr zurückgelegt haben würde. Als die Zeit zur Rückkehr Hindersons unter das väterliche Dach erschien, trennten sich die jungen Freunde, und in weniger als zwei Jahren nach diesem Ereigniß war Charles bei dem —ten Regiment angestellt, das damals in Plymouth in Garnison lag, wo General Mansfield residirte. Dieser Umstand erschien natürlich äußerst vortheilhaft für den jungen Offizier und er wurde bald ein häufiger Gast in dem Hause des Generals, welcher sich daran ergötzte in ihm einen fähigen Zuhörer zu besitzen, wenn er die Thaten und Abenteuer seiner eigenen militärischen Laufbahn erzählte, über die er sich mit aller Begeisterung eines alten Veterans zu verbreiten pflegte. Doch es waren nicht allein diese oft wiederholten Anekdoten oder der nützliche gewerbliche Unterricht, mit denen sie durchspickt wurden, abgleich er stets mit schuldiger Achtung zuhörte, was für Charles den Hauptanziehungspunkt von Mansfield-House bildete. Sein mächtigster Zauber

bestand in der Gegenwart der einzigen Tochter des Generals, eines schönen vollendeten Mädchens, des Stolzes ihres betagten Vaters und der glänzenden Zierde des Hauses. Das Entstehen und Zunehmen der ersten Liebe in jungen Herzen zu schildern, oder auch nur die Umrisse zu geben von der Inbrunst der Stärke und Reinheit einer solchen Zuneigung, ehe der Geist befleckt wird und seine zartesten Triebe sich verbergen oder vielmehr unter der künstlichen Maske verloren gehen, welche die Gesellschaft ihren erfahrenen Eingeweihten auflegt, wäre ein vergeblicher Versuch. Diejenigen, welche den Einfluß einer solchen Leidenschaft gefühlt haben, würden die Schilderung nur unvollkommen nennen, und Andere, bei denen dieß nicht der Fall gewesen ist, müßten die Beschreibung als den rein rhapsodischen Ausfluß eines romantischen Gehirns betrachten. Wir beschränken uns daher zu bemerken, daß die Bekanntschaft von wenigen Monaten unmerklich zu einer gegenseitigen Liebe zwischen unserem Helden und Emily Mansfield führte. Der General, dessen uneigennützige Natur jede geldsüchtige Betrachtung verabscheute, billigte ohne Zögern die Wahl seiner Tochter, jedoch unter der einzigen Bedingung, daß erst noch einige Jahre vorübergehen müßten, und Charles den Kapitänsrang erhalten hätte, bevor ihre Verbindung stattfinden würde. Mit dieser Anordnung waren die Liebenden wohl oder übel zufrieden, und die Hoffnung malte ihnen die Zukunft in allem Glanze, in allen den glühenden Farben, welche eine junge Einbildungskraft erfüllen. Mitten unter diesen süßen Träumen bekam das —Regiment den Befehl, sich zur Einschiffung nach Westindien in zwei Monaten vom Tage der Depesche an bereit zu halten. Dieser Befehl war für Viele sehr unwillkommen; doch für Niemand mehr, als für Charles und seine Verlobte. Erweicht durch den Anblick ihres Grames stellte der General die Möglichkeit eines Tausches in Aussicht. Aber

während diese Angelegenheit besprochen wurde, gab die unerwartete Erscheinung von Lieutenant Hinderson der Sache eine neue Wendung. Er hatte einen kurzen Urlaub erhalten und eilte nach Plymouth, theils angetrieben durch die Neugierde, Miß Mansfield zu sehen, da der Ruf ihrer Reize durch mehrere Kanäle zu seinen Ohren gedrungen war, theils bewogen durch das Verlangen, eine innige Freundschaft mit dem Gefährten seiner jüngeren Tage zu erneuern. Die Zusammenkunft der zwei jungen Männer war eine Quelle gegenseitigen Vergnügens und George wurde bald die weitere Befriedigung zu Theil, in Mansfield-House vorgestellt zu werden, wo ihn das Blendende seiner Manieren und seiner Unterhaltung binnen Kurzem zum willkommenen Gaste besonders für den Herrn machte, dessen Gunst zu gewinnen er eifrig bemüht war, in der Hoffnung durch dieses Mittel den treulosen Plan, zu welchem seine Einführung in diese Familie Anlaß gegeben hatte, endlich in Erfüllung zu bringen. Die ausgezeichnete Schönheit und der unverfälschte Charakter von Emily hatte bereits die leidenschaftliche Bewunderung erregt, welche in Verbindung mit einem der schlechtesten Gefühle unserer Natur, dem Neide, der Seele Hindersons ganz und gar erfüllte. Letzteres Gefühl bildete sich gegen seinen glücklicheren Freund, an dessen Stelle zu treten der einzige Gegenstand seiner Gedanken und Wünsche wurde. Aber George war der Adepte der Verstellung und verbarg ohne Schwierigkeit sowohl seine Gefühle als seine Absichten. Mittlerweile beschloß er, daß Charles sein Regiment nach den Inseln begleiten sollte, und dieß gelang ihm, indem er alle Parthieen überredete, die Annahme dieser Maßregel wäre eben so ehrenvoll als vortheilhaft. Um seine Aufrichtigkeit kräftiger darzuthun, bewirkte er einen Tausch mit einem Offizier des — Regiments, damit er, wie er sagte, die Gesellschaft seines Freundes genießen und wo möglich

dessen Kummer während seiner Abwesenheit von England mildern könnte. Diesen Ansichten trat der General um so bereitwilliger bei, als er große Stücke auf den militärischen Ruhm hielt und der Ansicht lebte, der Ruf seines zukünftigen Schwiegersohnes würde ohne Zweifel durch einen Versuch, dem auswärtigen Dienste zu entgehen, getrübt werden.

Als Alles am Ende abgemacht war, reiste George nach London ab, nachdem er vergeblich dahin gestrebt hatte, die Aufmerksamkeit Emily's auf sich zu ziehen. Er befürchtete, wenn er die Gränzen der Mäßigung überschreiten würde, Verdacht zu erregen, und hielt es für das Gescheidteste, für den Augenblick Abschied zu nehmen, um so mehr, als er sich über die Methode seines zukünftigen Verfahrens mit einem Menschen zu berathen gedachte, von dem er wußte, daß seine Unterstützung zu erkaufen war, von dem er glaubte, daß er sich keinem Geschäfte widersetzen würde, wie zweifelhaft auch die Natur desselben sein möchte. Ein zweijähriger Umgang mit demjenigen Theile der Gesellschaft, dessen Bestreben einzig und allein Selbstbefriedigung ist, sollte diese auch auf Kosten des Glückes der Anderen und mit Aufopferung jeder moralischen Verpflichtung verfolgt werden, hatte viel dazu beigetragen, die schlimmen Neigungen von Hindersons Charakter zu kräftigen. Das verzogene Kind des Glückes, früh an Schmeichelei gewöhnt, hatte er selten einen Wunsch ausgedrückt, der nicht sogleich erfüllt worden wäre, und nun, da er den Entschluß faßte, Emily Mansfield in seine Gewalt zu bringen, durften sich keine Rücksichten der Freundschaft, keine Anforderungen der Gerechtigkeit oder des Mitleids seinem Vorhaben in den Weg stellen. Mit wie weit von einander verschiedenen Gefühlen werden die Bewegungen der Zeit je nach den Umständen, in denen wir leben, geschätzt und betrachtet! Der heitere und leichtblütige achtet kaum ihren Fortschritt. Von denjenigen, welche ein auf eine

gegebene Periode beschränktes Glück genießen, wird die Raschheit der Zeit als eine Verkürzung ihres vorübergehenden Genusses beklagt, während Andere, und dieß ist bei Weitem die Mehrzahl, so gerne ihre Eile noch beschleunigen möchten, in der Hoffnung, ein bis jetzt unerreichtes Gut zu erlangen. Die Lage unserer Liebenden machte sie natürlich geneigt, jede hinschwindende Stunde als einen von der Summe ihrer Glückseligkeit abgegangenen Posten zu betrachten, als einen Umstand, der sie dem gefürchteten Augenblick der Trennung, welcher nur zu schnell erschien, immer näher bringen müßte.

Wir übergehen die Abschiedsscene und überlassen die peinlichen Einzelnheiten der Einbildungskraft des Lesers. Sobald diese vorüber war, schiffte sich Charles in Begleitung von George Hinderson, welcher kurz zuvor Plymouth wieder besucht hatte, mit seinem Regimente an Bord des Belvedere ein und nach einer Reise, bei der die gewöhnlichen Wechselfälle der Witterung nicht fehlten, erreichten sie den Ankergrund von Bridge-Town, wo wir bereits die Bekanntschaft unsers Helden und seines verrätherischen Genossen gemacht haben.

Der erste Anblick einer tropischen Landschaft ist äußerst anziehend für Europäer, und wenn am Ende auch durch Vertrautheit mit den Reizen derselben der Zauber der Neuheit sich verliert, so müssen doch immer noch die anmuthige Haltung des Kokosnußbaums, die stattliche Form der Kohlpalme und das üppige Laubwerk der Tamarinde und des Brodbaumes die Bewunderung des Beschauers fesseln. In Beziehung auf Naturscenerie ist Barbadoes minder interessant, als manche andere Theile von Westindien. Man findet auf der ganzen Insel kein Hochland; aber der Boden ist mit dem glücklichsten Erfolge angebaut und bringt Zucker und Baumwolle in Menge hervor. Auch hält man ihr Klima für bei weitem zuträglicher als das

der benachbarten Inseln. Diese Vorzüge wurden mit großer Zufriedenheit von einigen jungen Barbadiern erläutert, unter deren Geleite Charles und Georges, sobald sie von dem Dienste an Bord des Belvedere befreit waren, ihr Debut in Bridge-Town machten, das sie als eine Stadt von beträchtlicher Ausdehnung mit vielen guten Straßen und großartigen Gebäuden erkannten. Verschiedene, in einem Zustande des Verfalls begriffene Häuser wurden absichtlich von ihren Gefährten als ein Beweis für das Alterthum der Stadt bezeichnet. Diese Westindier waren die Söhne von wohlhabenden Pflanzern und guten Probestücken von der Klasse, zu der sie gehörten. Ungemein zuvorkommend und stets der Gastfreundschaft beflissen, waren sie zugleich in hohem Maaße erfüllt, von ihrer eigenen Wichtigkeit, nicht allein als Besitzer unermeßlicher Reichthümer und als unumschränkter Beherrscher menschlicher Geschöpfe, sondern als ächte Barbadier, geboren auf der Küste von „Kleinengland" — eine Auszeichnung, auf welche Individuen, von welcher Farbe und von welchem Range sie auch sein mögen, einen ganz besonderen Werth legen. *)

Die Vortrefflichkeit der öffentlichen Straßen bildete ein anderes Thema zu Lobeserhebungen, und die Fremden konnten auch das Wahre der Lobpreisung durchaus nicht in Abrede ziehen, als sie eines Nachmittags mit ihren barbadischen Bekannten in munterem Trabe

*) Allerdings ist ein gewisser Grund für die Behauptung einer Superiorität vorhanden, in soferne Barbadoes eine der ältesten englischen Colonien ist und nie einem andern Scepter, als dem brittischen unterworfen war. Ueberdieß hat diese Insel durch ihre standhafte Anhänglichkeit an die Sache der Monarchie während der Usurpation Cromwells eine nicht geringe Berühmtheit erlangt. Der Widerstand, den sie der Macht des Protektors entgegenstellte, verlieh derselben eine erhabene Stelle in den Annalen der Vergangenheit, abgesehen von ihrem gegenwärtigen Gewichte in bürgerlicher, militärischer und kirchlicher Beziehung.

über eine sanfte Ebene nach einem ungefähr sechs Meien von Bridge-Town entfernten Landhause ritten, wo eine große Gesellschaft, zu Ehren des — Regiments gegeben, versammelt war. Westindiens Gastfreundschaft ist stets sprüchwörtlich gewesen und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie vor zwanzig Jahren in noch viel reichlicherem Maaße geübt wurde. Die Pflanzer waren damals eine äußerst wohlhabende Körperschaft, und man suchte die Tafelfreuden auswärts und zu Hause mit einer Gierde, an deren Stelle glücklicher Weise geistigere Genüsse getreten sind. Die so eben erwähnte Unterhaltung war eine äußerst glänzende und die Ankömmlinge staunten nicht wenig über die Entwicklung einer Pracht, zu der ihr eigenes Land mit Ausnahme der höchsten Kreise selten eine Parallele bietet. Der hohe und geräumige Salon, in den man die Gäste, die bedeutendsten Advokaten und andere Personen von Rang auf der Insel mit eingeschlossen, führte, war mit allem erdenklichen Luxus und Comfort ausgestattet. Zahlreiche Ottomannen und Kissen schienen die Anwesenden zur Ruhe einzuladen. Eine wunderbar schöne Matte bedeckte den Boden und Vasen von seltenen Korallen mit aromatischen Kräutern gefüllt, ergoßen köstliche Wohlgerüche durch das Zimmer, während die balsamische Abendluft durch die vielen vergitterten Fenster, welche bei einem tropischen Wohngebäude als Ventilaren dienten, Eingang fand. In einer noch umfangreicheren, von dem Salon durch Flügelthüren getrennten Halle erblickte man die mit vielem Geschmack angeordnete Tafel, welche eine Auswahl von Speisen darbot, die selbst den ekelsten Gaumen befriedigt haben dürften. Ließ sich irgend ein Fehler entdecken, so bestand er in dem Uebermaaß des Schmauses, der aus allen Delicatessen bestand, welche die Natur in freiwilliger Güte hervorbringt oder die Erfindungen der Ueppigkeit zu verschaffen vermögen. Auf das Banket folgte der Ball mit seinem unab-

änderlichen Gefolge der Musik und die Morgendämmerung fand das Festgelage noch unbeendigt.

Ein Theil der Gesellschaft entfernte sich jetzt, aber viele blieben zurück und die Festlichkeiten wurden einer vorherrschenden, in Betracht der Natur des Klima's jedoch schädlichen Sitte gemäß noch die zwei folgenden Tage fortgesetzt. Charles war unter den Gästen, welche sich zurückzogen. Die Gedanken an Emily und die Heimath nahmen ihn zu sehr in Anspruch, als daß er seine Zeit unbeschränkten Zerstreuungen hätte widmen können. Diese Scenen der Lust und Fröhlichkeit kamen sehr häufig vor. Eine Einladung folgte der andern und es war unmöglich, sich derselben zu entziehen, da die gastfreundlichen Barbadier keine Entschuldigung annehmen. So waren die Offiziere des — Regiments in einer beständigen Runde von Besuchen begriffen. Nichts war mehr im Stande, die Zwecke Hindersons zu unterstützen, welcher durch das Mittel der Lustbarkeiten stufenweise die Grundsätze seines Opfers zu untergraben hoffte.

Zur Förderung seiner lobenswerthen Absicht führte er ihn bei den Regenbogenbällen ein, welche wie der Name andeutet, den größten Farbenwechsel zur Schau stellten, da Gäste von jeder nur denklichen Schattirung, von der schwarzen Haut Afrika's bis zu der hellen Tinte des nördlichen Europa an diesen Vergnügungen Antheil nahmen. Ihre Tracht ist nicht minder wechselreich und in einigen Fällen außerordentlich grotesk. Bei diesen heterogenen Versammlungen gibt es so viel Neues und Belustigendes, daß Europäer von den besten Ständen oft sich bewegen lassen, dieselben als Gegenstände der Neugierde zu besuchen. Wenigen kann der schädliche Einfluß fremd sein, den sie bei oft wiederholten Besuchen auf den Geist und das Gemüth junger Leute ausüben; Charles aber war nicht geneigt, seine Sittlichkeit unter dem ansteckenden Hauche solcher Scenen zu gefährden. Emily's Briefe, deren

er nun mehrere besaß, schienen ihn mit der Kraft eines Talismans vor dem Uebel zu beschützen, und die Stunden, welche Andere dem Vergnügen widmeten, waren bei ihm der Erinnerung an sie geweiht, deren reines Bild er in seinem Herzen eingeschlossen trug. Das Scheitern eines Manövers entmuthigte jedoch Hinderson nicht im Mindesten; wie ein geschickter General wählte er sogleich eine andere Angriffsweise, trat in Korrespondenz mit seinem schändlichen Agenten und entwarf mit diesem einen Plan, der Charles Glück endlich vernichten mußte, sollte er das seinige auch nicht gründen. Der schlimme Rath fing bald an zu wirken; es liefen drei oder vier Schiffe nach einander von England ein, ohne die gewöhnlichen Proben der Schreibekunst der schönen Hand Emily's zu überbringen. Von Furcht gepeinigt, hatte ihr Geliebter mittlerweile mehrmals geschrieben, um nach dem Grunde ihres unerklärlichen Stillschweigens zu forschen, und endlich, nach einer höchst peinlichen Ungewißheit von fünf Monaten erhielt er folgenden Brief:

„Theurer Charles,

„Es ist stets eine unangenehme und demüthigeude Aufgabe, sich schuldig zu bekennen, dieß aber ganz besonders, wenn das Geständniß an denjenigen gerichtet werden muß, welchen zu verletzen dasselbe in hohem Grade geeignet ist. Die Abneigung, Ihnen Kummer zu machen, hat mir bis jetzt den Mund verschlossen; im Bewußtsein, nicht auf dieselbe Weise schreiben zu können, wie früher, und des Muthes bedürfend, um die Veränderung zu bekennen, die in meinen Gefühlen vorgegangen ist, verschob ich dieses Geständniß, bis Ihr Drängen jede weitere Zögerung unmöglich machte. Da ich nichts zu Beschönigung meines Benehmens, das beinahe als Wankelmuth erscheinen muß, vorzubringen habe, so wollte ich Sie nur bitten, zu bedenken, daß wir nicht durchaus für

die Impulse verantwortlich sind, die uns leiten, und daß sich ein unerfahrenes Herz zuweilen in seinen eigenen Gefühlen täuscht. Die veränderte Natur der meinigen kennen Sie nun, und ich habe nur noch beizufügen, daß diese Eröffnung nicht in der Absicht gemacht worden ist, um die zwischen uns bestehende Verpflichtung aufzulösen, sondern einzig und allein um jedem weiteren Mißverständniß vorzubeugen, sollten Sie immer noch Anspruch machen wollen auf die unwürdige Hand von Emily Mansfield."

Das erste Lesen dieses seltsamen Briefes beraubte Charles sogar der Macht des Gedankens und er verharrte einige Minuten in bewegungslosem Staunen. Als er endlich seine zerstreuten Sinne wieder einigermaßen gesammelt hatte, regte sich in ihm ein Gefühl des Zweifels an der Wirklichkeit dessen, was das Schreiben enthielt. Um sich zu überzeugen, zog er zunächst von seinem Herzen, wo er lange verborgen gewesen war, den vorhergehenden Brief von Emily. Wie weit verschieden war er von dem so eben gelesenen, wie athmete er nur die tiefe Liebe, die ein schüchternes Mädchen zu gestehen wagt! Er verglich die Handschriften der beiden Briefe und fühlte, daß hier kein Irrthum stattfinden könnte. Dann trat die furchtbare Ueberzeugung ein, daß sie, die er beinahe angebetet, auf deren Treue er die ganze Summe seiner irdischen Glückseligkeit gesetzt hatte, falsch, für ihn auf ewig verloren war; denn er verachtete das kalte Anerbieten, eine Verbindlichkeit zu erfüllen, bei der ihre Zuneigung nicht mehr betheiligt war. Ueberwältigt von dem furchtbaren Schlage, der ihn getroffen hatte, war der junge Offizier eine Zeit lang in einem an Verzweiflung gränzenden Zustand der Narrheit versetzt, aus dem ihn der Eintritt Hindersons erweckte, welcher sich Charles mit einem offenen Brief in der Hand näherte, und mit einem gut geheuchelten Mitleid nach der Ursache des ungewöhnlichen Aus-

sehen seines Freundes fragte. Die einzige Antwort war ein Blick auf das unselige Dokument, das auf dem Boden lag. Nachdem er gelesen hatte, drückte er das größte Erstaunen, das tiefste Bedauern aus und fügte bei: „So ist also die Wahrheit dessen, was ich für ein leeres Gerücht hielt, bestätigt. Eine Mittheilung, welche ich so eben von Plymonth erhalten habe, erwähnt, man habe Miß Mansfield in der letzten Zeit viel an öffentlichen Orten gesehen, und zwar stets in Begleitung eines Herrn von sehr großem Vermögen und merkwürdig hübschen Aussehen. Es ist auch gesagt, er habe ihr seine Hand angetragen und ihre Annahme hänge von einem Umstande ab, der seinen Einzelheiten nach nicht allgemein bekannt ist.“ Die Entrüstung siegte eine Zeit lang über den Kummer, und unter dem Einfluß dieses Gefühles schrieb Charles eine scharfe Antwort an diejenige, welche er bis jetzt nur in Ausdrücken der Zärtlichkeit und Ehrfurcht angeredet hatte, und während er sie einer Verbindlichkeit enthob, welche offenbar verhaßt geworden war, machte er ihr zugleich bittere Vorwürfe über einen Wankelmuth, der so bald Bande zu zerreißen vermochte, welche einst geheiligt und unauflöslich zu sein geschienen hatten.

Sobald dieser Brief abgefertigt war, überwältigte der Gram wieder den Geist des Schreibers und er versank in einen Zustand solcher Verzagtheit, daß selbst Hinderson für die Folgen des Schrittes, den er unternommen hatte, zu zittern begann. Um diese Zeit fand man es nothwendig, ein Detaschement nach der benachbarten Insel St. Vincent zu schicken. Man stellte dem Oberkommandanten die körperlichen und geistigen Leiden Wentworths vor und machte ihn auf den Vortheil aufmerksam, der demselben aus der Veränderung der Scene erwachsen dürfte und sogleich erhielt Charles Befehl, das Detaschement zu beglei-

ten. Leicht verschaffte sich George die Verwendung in demselben Dienste.

Einige Tage vor ihrer Einschiffung erhielt der Letztere abermals einen Brief von seinem Korrespondenten, welcher ihm mittheilte, der General und Miß Mansfield hätten Plymouth verlassen und eine Reise nach Italien angetreten, nach deren Beendigung letztere mit ihrem neuen Liebhaber getraut werden sollte. Als Grund des Ausfluges nach dem Festlande wird angegeben, die Lady scheute sich, sogleich nach der Auflösung ihrer früheren Verbindlichkeit zum zweiten Male in der Eigenschaft einer Verlobten zu erscheinen. Es war jedoch nur der erste Theil dieser Kunde richtig; denn das wahre Motiv von Emily's und ihres Vaters Abreise hatte nichts mit dem Grunde gemein, den der wohlbezahlte Erfinder dieser niederträchtigen Lügen angab. Aber man hatte den unglücklich Bethörten der Verrätherei mit Erfolg blind gemacht, und er glaubte unbedingt Alles, was der verschmitzte Bote zu behaupten beliebte, und wurde nun vollständig von der Treulosigkeit der von ihm Angebeteten überzeugt, deren scheinbar grausame Abtrünnigkeit ihn an den Rand des Grabes gebracht und seine Gesundheit dergestalt untergraben hatte, daß er von einem schleichenden Fieber heimgesucht wurde, welches, obgleich allgemein der Wirkung des Climas zugeschrieben, in der That Folge außerordentlicher geistiger Leiden war. Das von Barbadoes abgeschickte Detaschement hatte bereits drei Monate in St. Vincent seine Quartiere bezogen, ehe die Kräfte unseres Helden genügsam wieder hergestellt waren, daß er mehr als eine kurze Fahrt ertragen konnte. Als seine Besserung etwas raschere Fortschritte machte, bestand sein Hauptvergnügen darin, daß er allein umherwanderte und die Schönheiten der Schöpfung austaunend, fand er ein zeitweises

Vergessen der traurigen Gedanken, die ihn beständig niederdeugten.

Die balsamische Heiterkeit eines Abends unter dem tropischen Himmel hatte das Thema vieler poetischer Gesänge gebildet und ist in der Wirklichkeit kaum weniger ergötzlich, als dieß die lebhafteste Einbildungskraft zu schildern vermag. Nachdem man verschiedene Stunden einer atmosphärischen Hitze von beinahe unerträglicher Gewalt ausgesetzt war, wird die Luft allmälig kühler, bis auf das kaum merkliche Zwielicht die Königin der Nacht folgt, deren glänzende Strahlen hier in doppelter Pracht schimmern, als ob sie für die Kürze der ‚bezaubernden Stunde‘ entschädigen wollten, welche von längerer Dauer in kälteren Breiten das Band zwischen dem Untergang eines leuchtenden Körpers und dem Aufgang eines andern bildet. An einem solchen Abend hatten seine einsamen Wanderungen Charles auf eine Anhöhe geführt, welche eine schöne Aussicht auf Kingston, den Hafen, Fort Charlotte und viel umliegendes Land beherrschte, als seine Betrachtungen plötzlich durch die Annäherung von Hinderson unterbrochen wurde, der sogleich über die erhabenen Reize von St. Vincent zu sprechen begann. „Mit Recht,“ sagte er, „hat man St. Vincent in die Reihen der schönsten Antilleninseln gestellt. Betrachte nur diese Berge, wie sie sich in mächtiger Größe viertausend Fuß über den Spiegel der See erheben und auf ihren Höhen mit einer üppigen Vegetation gekrönt sind, unter der der riesige baumartige Farren*) besonders sichtbar wird. Die Stadt, wenn sie auch wenige architektonische Anziehungspunkte bietet, ist doch durch ihren eigenthümlich tropischen Charakter bemerkenswerth, der unter Anderem durch die grünen Jalousien in das Auge fällt, welche hier statt der Glasfenster

*) Diese Pflanze erreicht die Höhe von zwanzig Fuß.

gebräuchlich sind.“ — „Ich stimme ganz in Deine Bewunderung dieser reizenden Insel ein,“ erwiderte Charles, „und muß von nun an mich bestreben, sie als meine zweite Heimath zu betrachten, da ich entschlossen bin, das Gestade Englands nie mehr zu sehen.“

„Hüte Dich vor raschen Gelöbnissen, Wentworth; Du hast nicht nöthig, auf jede Hoffnung glücklich zu werden Verzicht zu leisten, weil sich ein Weib als untreu bewiesen hat. Es gibt in England noch viele, welche so schön sind, als — —.“ — „Nenne sie nicht,“ rief Charles hastig aus; „ich habe die Ehe verschworen und werde mich nie mehr von einer Person dieses falschen Geschlechtes hintergehen lassen.“ — „Du brauchst die Liebe nicht zu verschwören, wenigstens nicht diejenige Art von Neigung, welche die olivenfarbigen Frauen der Tropenländer einzuflößen fähig sind,“ entgegnete George. „Sie haben warme Herzen und wohlwollende Gefühle und sind bei aller Geneigtheit, eine Beleidigung oder Verletzung zu ahnden, äußerst treu und anhänglich gegen diejenigen, welche ihre Zärtlichkeit verdienen.“ — „Auf was zielt diese Lobeserhebung ab?“ unterbrach ihn Charles mit einem trüben Lächeln. „Du wirst mir doch wohl nicht eine Frau unter dieser gemischten ungebildeten Raçe empfehlen wollen?“ — „Nein gewiß nicht, gewiß keine Frau,“ antwortete der Andere lachend. „Apropos, was denkst Du von der kleinen Rosette, des alten Dorvilles Tochter; sowohl sie als ihr Vater erkundigten sich wiederholt nach Dir. Der Letztere wünschte, wir möchten morgen früh hinausfahren und den Tag in Cane Hall zubringen. Die Veränderung dürfte ersprießlich für Dich sein. Hast Du gegen diesen Plan eine Einwendung zu machen?“ Hierauf erfolgte eine verneinende Antwort und es wurden demzufolge Vorkehrungen zu dem Ausfluge getroffen.

Der Eigenthümer von Cane Hall war zur Zeit unserer Geschichte ein Pflanzer in blühenden Umstän-

den, bekannt durch grenzenlose Gastfreundschaft und außerordentliche Gutmüthigkeit. Er war auch ein freundlicher Gebieter und sein Besitzthum eines der schönst gelegenen der ganzen Insel. Hiemit aber endigten sich die vortheilhaften Umstände seiner Lage und Stellung. Denn Herr Dorville, ursprünglich ein Mensch von niedriger Geburt und Erziehung, schloß sich willig der entarteten, in Westindien vorherrschenden Lebensweise an und seine braungelben Kinder, welche ihm eine Sklavin geboren hatte, waren erst vor wenigen Jahren von der Dienstbarkeit befreit worden, die sie von ihrer Mutter geerbt hatten. Diese Kinder, welche auf der Pflanzung heranwuchsen, waren eben so unwissend und ungebildet, als die Neger, unter denen sie wohnten. Ihr Vater hatte es nie für nothwendig erachtet, ihnen die Mittel zu einem geordneten Unterricht zu verschaffen, obgleich er sie schließlich zu Besitzern seines Vermögens zu machen beabsichtigte. Rosette, die älteste Tochter, war nun fünfzehn Jahre alt und obgleich selbst für eine Mulattin nicht gerade schön, konnte sie sich doch eines Paares funkelnder schwarzer Augen rühmen, welche besonders glänzend unter dem zierlichen Turban erschienen, der ihren Kopf schmückte. Dieses Mädchen brachte oft mehrere Wochen bei einer Muhme zu, welche in der Nähe der Baraken wohnte und häufig von den Offizieren als Nähterin gebraucht wurde. Dabei verstand die Letztere, wie die meisten von ihrer Klasse, etwas von den Krankheiten des Landes und war für die Leidenden stets eine freundliche und geschickte Pflegerin. In dieser Eigenschaft hatte Miß Molly unterstützt von ihrer Nichte, den jungen Wendworth während seiner Krankheit gepflegt, und so wurden auch die andern Offiziere mit Rosette bekannt, welche sie jedoch in ihren Aufmerksamkeiten nicht ermuthigte, sondern einzig und allein dem Invaliden ergeben zu sein schien, für welchen sie ein täglich zu-

nehmendes Interesse kund gab, das, ob es gleich bei seinem Gegenstande verloren ging, dessen ungeachtet von seinem wachsamen Genossen beobachtet wurde, der aus diesem Umstande Nutzen zu ziehen beschloß.

Die Fahrt nach Cane Hall begann, wie dieß bei allen Ausflügen in warmen Breiten üblich ist, vor Sonnenaufgang, und war trotz des etwas unebenen Zustandes der Wege äußerst angenehm. Die Gegend, durch welche Charles und sein Gefährte kamen, bot mancherlei anziehende Punkte tropischer Scenerie. Besonders reizend erschien ihnen der Anblick von Collioquoa Bay und die schöne Gruppe der kleinen Inseln, welche auf der Oberfläche des Wassers zerstreut lagen. Die größte derselben war dick mit Grün bedeckt und auf dem höchsten Punkte stand ein kleines Gebäude, welches während des vorhergehenden Krieges ein Sergeant der Artillerie besetzt hatte, indem man diese Stelle als eine wichtige Station ansah, da man von hier aus den Eingang der Bucht beherrschte. *) Nachdem man Collioquoa verlassen hatte, fuhr man in zwei Stunden nach dem Eingang von Cane Hall, wo ein herzlicher Willkomm von Seiten des Eigenthümers, ein lächelnder von Rosetten und ein Frühstück, bestehend aus allen Varietäten, welche dieses Mahl in Westindien so kräftig machen, die Gäste erwartete.

Die entsittlichende Richtung der Sklaverei und ihre schädlichen Wirkungen auf die Geister sowohl der Sklavenhalter als der Sklaven beweisen sich schon durch die lasterhaften Gebräuche, welche in denjenigen Ländern vorherrschen, wo dieses System bestanden hat und deren ansteckender Einfluß in zahlreichen Fällen sich eben so nachtheilig für die Moralität beweist, als dieß bei einem ungesunden Klima für die körperliche

*) Die mit großer Mühe auf die Höhe der kleinen Insel während des Krieges gebrachten Kanonen befinden sich noch daselbst.

Gesundheit der Europäer der Fall ist. Die Dorville-Wirthschaft bot ein schönes Muster von vielen andern dar; nicht allein wie sie vor zwanzig Jahren beschaffen waren, sondern wie sie noch in dem gegenwärtigen Augenblicke beschaffen sind. Die Ausbreitung religiöser Grundsätze und eine neue Ordnung der Dinge werden ohne Zweifel die Ueberwältigung der Lasterhaftigkeit bewerkstelligen; aber so tief eingewurzelte Uebel, deren Wachsthum eine lange Dauer begünstigt hat, bedürfen der Zeit zur Ausrottung.

Man darf nicht staunen, daß junge Frauenzimmer, ohne bestimmte Begriffe von Recht und Unrecht aufgezogen, es für keine Erniedrigung halten, wenn sie in die Fußstapfen ihrer Eltern treten. Rosette fühlte daher keine Gewissensbisse darüber, daß sie ohne Rückhalt eine starke Zuneigung für den englischen Offizier an den Tag legte, obgleich sie vollständig der Kluft bewußt war, welche Stellung und Umstände zwischen ihnen befestigt hatten. Charles konnte jedoch nur Mitleid mit dem fühlen, was er ihre Bethörung nannte. Es war ihm unmöglich, an eine gegenseitige Neigung da zu denken, wo gar kein Einklang der Gefühle stattfand. Er hatte überdieß eine religiöse Erziehung genossen und sein sittliches Pflichtgefühl machte ihn vor der Idee zurückschaudern, eine Verbindung zu schließen, welche gegen seine frühe eingesogenen Grundsätze streiten würde. Aber es kam, als wollte sie gegen ihren heilsamen Einfluß wirken, die Erinnerung an die bittere Enttäuschung in ihm zurück, die ihn zu einer freiwilligen Verbannung aus seinem Vaterlande veranlaßt hatte, und er fühlte stärker als je die große Vereinzelung seiner Lage, als er wieder in dem Fort einquartirt, jene kleinen, aber wohlthuenden Aufmerksamkeiten vermißte, die er in Cane Hall zu empfangen gewohnt war. Diese vorübergehende Unzufriedenheit möchte indeß verschwunden und Charles zu einem glücklicheren Zustande des Geistes zurückgekehrt sein, wäre sein

verschmitzter Feind nicht stets bei der Hand gewesen, die Flamme anzufachen, und es wurde durch dessen Machinationen, unterstützt durch ein nur zu nachgiebiges Temperament seines Opfers endlich das ersehnte Resultat hervorgebracht. Rosettens Vater setzte den Wünschen seiner Tochter kein Hinderniß entgegen. Wenn sie Lieutenant Wentworth einem Gatten ihrer Farbe vorzöge, bemerkte er, so hielte er es für überflüssig, ihr in dieser Hinsicht in den Weg zu treten, und er fügte bei, sie könnte stets auf der Pflanzung wohnen, welche nun auch der Aufenthaltsort von Charles wurde, wenn er nicht im Militärdienste abwesend sein mußte.

Wir übergehen mehr als ein Jahr des Unglücks und der Selbstvorwürfe auf Seiten unseres Helden, der nach Ablauf dieser Zeit einen neuen Charakter erhielt, einen Charakter, welcher unter günstigeren Umständen mit Zufriedenheit und Freude aufgenommen worden wäre, nun aber nur als eine Anhäufung der Sorgen betrachtet wurde. Und Wochen wuchsen zu Monaten heran, ehe die Strahlen väterlicher Liebe sich in sein Herz stahlen; aber einmal erweckt, wie tief, wie innig war das Gefühl!

Stunden lang betrachtete er seine unschuldige kleine Tochter, und hoffte, sie wenigstens werde er ohne Vorwurf oder Furcht lieben können.

Die Zeit schwand hin und die kleine Emily ging von dem ersten Stadium der Kindheit in das interessante Alter eines gescheidten vierjährigen Mädchens über. Der Name, den ihr Kapitän Wentworth im Andenken an ein Wesen gegeben hatte, das er, beinahe seiner unbewußt, immer noch mit einer zärtlichen Theilnahme umfaßte und die kindliche Anmuth und Schönheit, welche sich bereits bei der Kleinen entwickelte, wurde natürlich von dem Auge der Liebe mit entzücktem Stolze betrachtet.

Kapitän Hinderson, der wie sein Kamerad nunmehr zum Führer einer Kompagnie vorgerückt war,

hatte mittlerweile England in der besonderen, wenn auch nicht zugestandenen Absicht besucht, General Mansfields Tochter seine Hand anzutragen. Als er aber in Plymouth ankam, fand er Mansfield-House verlassen und seine letzten Bewohner waren immer noch auf einer Reise nach Italien abwesend. Der jungen Lady Gesundheit hatte bedeutend durch die Wirkungen einer fehlgeschlagenen Hoffnung gelitten und machte die Veränderung des Klimas durchaus nothwendig. Obgleich in seinen eigenen Plänen scheiternd, verfehlte Hinderson doch nicht, das, was er in Erfahrung gebracht hatte, zu benützen, und theilte Charles bei seiner Rückkehr nach Westindien mit, der begünstigte Liebhaber von Miß Mansfield habe sich ebenfalls treulos gezeigt und sie suche sich nun von ihrem Kummer in den heiteren Kreisen von Rom zu erholen.

Nach Ablauf von zehn Jahren kehrte das — Regiment in die Heimat zurück, aber ohne Kapitän Wentworth, dessen einzige Sehnsucht, die Küsten Brittanniens wieder zu besuchen, mit dem Tode seines Vaters aufgehört hatte, und dessen einziger Trost in dem Gedanken lag, daß des ehrwürdigen Mannes letzte Tage nicht durch die Kenntniß von seiner Lage verbittert worden waren.

Die Brüder schrieben sich nur selten und es waren eine Zurückhaltung und eine Förmlichkeit in den Mittheilungen des Jüngern bemerkbar, wodurch dieselben nur wenig Interesse boten. Der ehrwürdige Herr William Wentworth war nun der geachtete Geistliche einer großen Gemeinde und der glückliche Gatte einer liebenswürdigen Gefährtin.

So vereinzelt und entfremdet, widmete Charles jeden Gedanken nur seiner jungen Tochter, welche sich rasch dem Alter näherte, wo eine Entfernung aus der Gesellschaft, in der sie lebte, dem Vater im höchsten Maße wünschenswerth erscheinen mußte. Auch hatte das Clima bereits angefangen, seine schädliche Wir-

kung auf ihr Aeußeres hervorzubringen, was den besorgten Vater noch mehr bestimmte, seine kleine Emily der Sorge von Kapitän Hinderson anzuvertrauen, welcher im Begriffe war, mit dem Regimente nach England abzugehen, von wo sie in eine Schule in Brüssel gebracht werden sollte.

Hinderson hatte sich nicht sobald dieser Aufgabe entledigt, als er nach Italien eilte, wo es ihm endlich gelang, den Aufenthaltsort von General Mansfield zu entdecken, der eine kleine aber zierliche Villa in der Nähe von Rom bewohnte.

Die erste Erscheinung dieses unerwarteten Gastes versetzte die Bewohner der Villa in einen Zustand großer Unbehaglichkeit, denn offenbar rief er schmerzliche Erinnerungen in ihnen hervor. Hinderson stellte sich jedoch, als ob er sich dessen ganz unbewußt wäre und gab an, er habe in der Nachbarschaft umherstreifend den Namen Mansfield gehört; dabei habe er nun dem Verlangen nicht wiederstehen können, sich zu überzeugen, ob es dieselbe Familie wäre, mit der er einst bekannt zu sein die Ehre gehabt habe.

Nachdem er so auf eine glaubwürdige Weise seine Anwesenheit gerechtfertigt hatte, brachte er mit bewunderungswürdiger Gewandtheit eine Menge interessanter Gegenstände zur Sprache und es gelang ihm so vollständig, des Generals ehemalige Vorliebe für ihn wieder zu beleben, daß man ihm zuvorkommend erlaubte, so viel Zeit in der Villa zuzubringen, als ihm angenehm sein dürfte.

„So weit ist Alles nun in Ordnung,“ dachte George, als er langsam nach Rom zurückritt, „und ich habe wenigstens die Präliminarien zur Erreichung meines längst gehegten Zweckes genommen, aber wo ist die leidenschaftliche Bewunderung, welche zuerst bei der Verfolgung meines Planes als Hebel diente? Verschwunden, völlig verschwunden mit den Reizen, die ihr Ursprung verliehen.“

Emily Mansfield war in der That der Emily einer andern Zeit sehr unähnlich. Der Kummer hat frühzeitig ihre einst strahlende Schönheit umwölkt und die Blüthe und Heiterkeit der Jugend waren von ihr geschieden.

Seine Liebe war keine, welche den Verlust persönlicher Reize überlebte. Wenn er aber bedachte, daß diese ganze Verheerung durch seine Schuld bewirkt worden war, so schlug ihn das Gewissen und er beschloß dennoch, wenn es möglich wäre, ihre Hand zu erhalten, für deren Besitz er Jahre des geistigen Friedens, Freundschaft, Ehre und Alles geopfert hatte, was für einen Mann werthvoll sein kann.

Kapitän Hinderson brachte nun den größeren Theil jedes Tages in der Villa zu. Seine Gesellschaft schien für den General unentbehrlich, während seine angenehme Unterhaltung und die lebhaften Sprünge seines Geistes zuweilen ein mattes Lächeln auf dem nachdenkenden Antlitz von Emily hervorriefen, in deren Gegenwart er sich sorgfältig auch der leisesten Anspielung auf Charles und sein Benehmen enthielt, während sich George durchaus nicht derselben Zurückhaltung gegen den Vater befleißigte, dem er Kapitän Wentworth als einen Menschen zu schildern bemüht war, der auf eine hartnäckige Weise trotz allen Vorstellungen seine ausschweifende Lebensart fortgesetzt und von Rosette verblendet, jede andere Verpflichtung vergessen hätte. Dieser künstlichen Entstellung fügte er die Thatsache der Unterbringung seines Kindes in einer Lehranstalt auf dem Continent bei.

Einige Monate schwanden auf eine angenehme Weise hin. Die kleine Gesellschaft machte während dieser Zeit von der Villa verschiedene Ausflüge unter die schönen Scenen, von denen sie umgeben war. Und wer hat je das klassische Gebiet Italiens durchwandert, ohne sich von der ganzen Begeisterung seiner Natur erfaßt zu fühlen, wenn er denselben Boden betrat,

auf dem einst die Füße der Helden einhergeschritten waren, wenn er den Sitz mächtiger Kaiser und den Geburtsort erhabenster Geister besuchte!

Wie mächtig blühten die Geschwisterkünste, Malerei und Bildhauerei, in Italien, und halfen seine geistigen Vorräthe bereichern. Macht, Talent, Reichthum, Ehre und Ruhm waren insgesammt sein Eigenthum, obwohl man Alles dieß jetzt nur noch in den Annalen der Vergangenheit findet.

Solche Reflexionen durchziehen natürlich den Geist des Reisenden, wenn er bei jedem Schritte ein Memento untergegangener Größe findet. Für Kapitän Hinderson und seine Gefährten waren diese Scenen voll Interesse, sie dienten ihnen zur Belehrung, zu Läuterung ihres Geschmacks und boten somit manchfaltige Anziehungspunkte.

Als hinreichend Zeit vorübergegangen war, und er sich, wie er glaubte, der guten Meinung Emily's versichert hatte, beschloß George seinen Zweifeln ein Ende zu machen, und er bat sie, seiner Bitte um ihre Hand zu entsprechen, nachdem er sich zuvor mit großer Beredtsamkeit über die Stärke und Ergebenheit der Neigung, die sie ihm eingeflößt, verbreitet hatte. Eine freundliche, aber entschiedene und würdevolle Zurückweisung überzeugte ihn, daß er nichts zu hoffen hatte. Er sprach sich gegen den General über den Kummer aus, den ihm diese Ueberzeugung bereitete, der alte Herr nahm innigen Antheil daran, wollte aber keinen Versuch machen einen Einfluß auf den Entschluß seiner Tochter auszuüben, wonach Hinderson sich hastig von Italien verabschiedete und bald darauf sich mit dem neuen Regiment in Verbindung setzte, das nach Barbadoes abgeschickt wurde.

Wir müssen einen Zeitraum von sechs Jahren übergehen, der sich durch kein Ereigniß von irgend einer Bedeutung für die handelnden Personen unserer kleinen Geschichte auszeichnete, als an einem schönen

Morgen nach Ablauf dieser Periode ein offener, stattlicher Wagen vor dem Thore eines großen Gebäudes in der unmittelbaren Nachbarschaft von Brüssel anhielt. Ein Herr stieg aus, trat in das Haus ein und erklärte die Absicht seines Besuchs, und nach wenigen Minuten flog ein hübsches Mädchen von etwa fünfzehn Jahren in die Arme von Major Wentworth. Emily hatte gerade das Alter erreicht wo die Jugend auf der Schwelle der Weiblichkeit pausirt und sich die Unschuld des Kindes unmerklich mit dem Bewußtsein und der Anmuth späterer Jahre vermischt. Sie hatte die Versprechungen ihrer Kindheit vollständig verwirklicht und ihr zartes von Verstand strahlendes Antlitz bot ein wahres Inhaltsverzeichniß der geistigen Eigenschaften seiner Besitzerin.

Zärtlich und stolz schaute der Vater auf die liebliche Tochter, entschlossen, sein Leben von nun an der Förderung ihres Glückes zu widmen. Da jedoch ihre Erziehung noch nicht vollendet war, so wurde es so angeordnet, daß sie noch zwei weitere Jahre in Brüssel bleiben sollte. Wie wenig konnten beide die Ereignisse vorhersehen, welche sich in diesen zwei Jahren entwickelten!

Die geistige Richtung unser jungen Heldin hatte bereitwillig die Erwerbung nützlicher Kenntnisse und zahlreicher Fertigkeiten zugelassen, während sie ein natürlicher Scharfsinn, verbunden mit Festigkeit der Grundsätze, fähig machte, zwischen Wahrheit und Irrthum zu unterscheiden und mit allem Eifer einen reineren Glauben zu umfassen als man gewöhnlich auf dem Festlande von Europa bekennt. Stolz, wenigstens derjenige Grad, welchen man richtiger Selbstachtung nennt ist eine lobenswerthe und erhebende Eigenschaft, wird aber tadelnswerth, sobald er die vorgeschriebenen Gränzen überschreitet. In Emily's Charakter überschritt dieses Gefühl die Gränzen einigermaßen und da die Aufmerksamkeit ihrer Lehrerin mehr auf dem

Anbau ihres Geistes, als auf die Verbesserung der Mängel ihres Gemüths gerichtet war, so ließ man dieses vereinzelte Unkraut beinahe unbeachtet mitten im Blumenstücke aufwachsen.

Seine Tochter zu Fortsetzungihrer Studien in Brüssel zurücklassend, begab sich Major Wentworth nach der Heimat seiner Kindheit, aber Wenige erkannten hier in dem Manne von mittlerem Alter, in dem sonnverbrannten Offizier den Aufsprößling, welcher er achtzehn Jahre vorher gewesen war, und Alles schien ihm so verändert, daß er mit einem traurigen Lebewohl an das Grab seines Vaters von einem Orte wegeilte, der für ihn nur mit schwermüthigen Beziehungen erfüllt war. In der Pfarre des ehrwürdigen William Wentworth wurde er mit brüderlicher Zärtlichkeit begrüßt. Der Friede schien der beständige Hausgenosse dieser glücklichen Wohnstätte zu sein, wo er Monate in der Ruhe des Familienlebens genossen haben dürfte, aber der Contrast mit seiner eigenen Lage war zu schmerzlich, und die Scham, welche ihn abhielt, das Vorhandensein eines geliebten Kindes dessen nächsten Verwandten zu gestehen, machte ihm einen längeren Aufenthalt unter ihrem freundlichen Dache unerträglich.

Ein unbestimmter, kaum erklärlicher Wunsch, noch einmal den Schauplatz seiner ersten Liebe zu sehen, bestimmte Major Wentworth Plymouth zu besuchen, ehe er sich mit seiner Tochter in irgend einem Theil des Festlandes für immer niederlassen würde. Ermüdet durch eine lange Fahrt stieg unser Reisender in dem ersten Gasthofe der Stadt ab, und war einigermaßen erstaunt, als man ihn in dasselbe Zimmer führte, das er häufig am Anfange seiner militärischen Laufbahn bewohnt hatte. In schwermüthige Gedanken verloren, bemerkte er den Eintritt des Wirthes nicht, aber als er aufschaute, konnte er ohne Schwierigkeit, obgleich sich des alten Mannes Locken in Silber verwandelt hatten, in ihm dieselbe Person erkennen, welche damals

die Wirthschaft führte. Nachdem der Major einige Befehle gegeben hatte, fing er an, den Greis über die Verhältnisse verschiedener Familien zu befragen, die er früher gekannt hatte. Zuletzt, als geschehe es zufällig, erwähnte er auch des Namens Mansfield. „Ach, Sir, das ist eine traurige Geschichte. Der General war hier sehr geachtet und viele, die ihn Jahre lang nicht gesehen haben, werden morgen eine Thräne über seinem Grabe weinen.“

„Ueber seinem Grabe?“ wiederholte Charles, „ist denn General Mansfield todt?“ — „Ja, Sir, er starb in Italien, und Miß Mansfield ist so eben mit seinen irdischen Ueberresten zurückgekehrt, welche in der Familiengruft begraben werden sollen. Es war eine trübselige Reise für die arme Lady, aber es scheint ihr in allen Dingen schlecht ergangen zu sein, seitdem sie jene grausame Treulosigkeit erfahren mußte.“

In einer vor Aufregung kaum vernehmlichen Stimme fragte sein Zuhörer nach dem Namen des Herrn, mit dem sie verlobt gewesen wäre, beifügend: „Ich glaube, er war sehr wohlhabend!“ — „Keineswegs, Sir, es war ein Offizier ohne Vermögen, der sich mit seinem Regimente von hier nach Westindien einschiffte, wo er sich einer ausschweifenden Lebensweise hingab, und Miß Emily böslicher Weise im Stiche ließ. Entschuldigen Sie mich, daß ich so warm in Gegenwart eines Fremden spreche; aber ich habe sie seit ihrer Kindheit gekannt und kann meinen Gefühlen nicht immer Zwang anthun, wenn ich an die üble Behandlung denke, die ihr widerfahren ist. Ueberdieß ist meine Tochter in der Familie aufgezogen worden und lebt noch mit derselben.“

Vergeblich würde man sich bemühen, die verschiedenen und widerstreitenden Gefühle auseinander zu setzen, welche diese Kunde in dem Innern von Major Wentworth erregte. Entweder war die Geschichte erdichtet, um Miß Mansfields Unbeständigkeit zu beschö-

nigen, oder man hatte einen plumpen unverantwortlichen Betrug verübt. Jedenfalls beschloß er, die Wahrheit zu ergründen, wie schmerzlich auch die Entdeckung sein möchte.

Er erinnerte sich nun ganz wohl, daß Anna Mills die Lieblingsdienerin von Emily gewesen war, und an sie gedachte er sich zu wenden, um eine Auflösung des Geheimnisses zu erhalten, sobald es die Umstände, nachdem das Leichenbegängniß vorüber wäre, gestatten würden.

Viele Thränen geleiteten allerdings die Procession, welche General Mansfield nach der Gruft seiner Ahnen brachte; aber zwei Menschen waren anwesend, deren Gram bei Weitem den der andern überbot. Die eine Person war eine Dienerin, welche lange einen Theil des Haushaltes gebildet hatte; ihre Seufzer erregten daher mehr Mitleid als Staunen; der andere Leidtragende war unbekannt, da er sich gänzlich in die weiten Falten eines langen schwarzen Mantels gehüllt hatte.

Bald nach diesem Ereigniß erlangte Wentworth durch die Vermittlung ihres Vaters die gewünschte Zusammenkunft mit Anna, welche jedoch keine Erinnerung an ihn kund gab. Als er sich aber in ihr Gedächtniß zurückrief, da drückte sie in heftigen Worten die Entrüstung aus, welche in ihr die vermeintliche Treulosigkeit seines Benehmens erzeugt hatte. Es erfolgte eine lange und peinliche Erklärung. Der unselige Brief, welcher zwei zärtliche Herzen getrennt hatte, wurde vorgebracht. Die treu ergebene, wenn auch niedrige Freundin von Emily bezeichnete ihn ohne Zögern als eine Fälschung.

Sie suchte sodann kurz den Inhalt verschiedener Briefe auseinander, welche dem Scheine nach von ihm an ihre Gebieterin gerichtet waren, und beschrieb den Styl dieser Briefe als stufenweise, von sorgloser Flatterhaftigkeit zu gänzlicher Gleichgültigkeit über-

gehend, bis endlich eine Mittheilung eintraf, in welcher er seine gänzliche Anhänglichkeit an eine bezaubernde Brünette und den daraus hervorgehenden Entschluß erklärte, Westindien nie mehr zu verlassen, wenn nicht Emily auf der Erfüllung ihrer gegenseitigen Verbindlichkeit bestünde; was er sie ihres eigenen Glückes wegen nicht zu versuchen inständig bat. Diese Angabe wurde in der Folge durch Kapitän Hinderson bekräftigt, der mehrere Monate mit ihnen in Italien zugebracht habe.

Ein neues Licht schien den Geist von Major Wentworth zu erleuchten. Es bestärkten ihn darin mehrere früher unbeachtete Vorfälle und sogleich nannte er diesen verrätherischen Freund als den Urheber seines ganzen Unglücks. Aber es unterlag großen Schwierigkeiten, die Thatsache zu beweisen. Der erste Schritt, den er zu thun hatte, war, daß er Miß Mansfield um eine Zusammenkunft bitten mußte; ein Schritt, den ihre Dienerin für den Augenblick als unmöglich erklärte, während sie jedoch versprach, den Gegenstand Miß Emily vorzutragen und ihre Lady zu Bewilligung der Bitte zu veranlassen. Ein unerwartetes Ereigniß erleichterte die Erfüllung seiner Wünsche und verschaffte Major Wentworth bald eine Aufforderung, in Gegenwart von Miß Mansfield zu erscheinen.

Jahre und der unglückliche Gang der Begebenheiten, welche ihren Fortgang bezeichnet hatten, schienen spurlos verschwunden, als die Hand des einzigen Weibes, das er je geliebt, noch einmal in der seinigen lag und beide waren einige Minuten unfähig zu sprechen. Emily gewann zuerst wieder etwas Fassung, nöthigte ihren Gast zu sitzen und belehrte ihn, daß sie am Tage zuvor mit der Post ein Paket erhalten hatte, in welchem der Betrug, den man an ihm begangen, geoffenbart war. „Sein Urheber, der Schreiber des Documents,“ fuhr sie fort, „ist vor einem Jahre gestorben, aber in seinen letzten Stunden bat er, das

Bekenntniß des Sterbenden möchte unmittelbar nach meiner Ankunft in England an mich überschickt werden. Ihnen übergebe ich die Erzählung des grausamen, schändlichen Verfahrens, durch welches wir zu gegenseitigem Mißtrauen gebracht wurden; obgleich erleuchtet über diesen Punkt, vermögen wir doch die Wirkungen früherer Täuschung nicht ungeschehen zu machen und wir müssen uns mit dem Bewußtsein begnügen, daß wir Beide von der falschen Vermuthung frei gesprochen sind, welche lange auf uns lastet. Und nun," fügte sie bei, "und nun sage ich Lebewohl." — "Nicht Lebewohl, nur Gute Nacht, Miß Mansfield, gönnen Sie mir wenigstens die Hoffnung, Sie noch einmal zu sehen." Eine kaum hörbare Bewilligung wurde ertheilt.

Major Wentworth eilte nach seinem Zimmer zurück, und fing an hastig das schnell geöffnete Paket zu durchlesen. Es enthielt, wie man sich denken mag, verschiedene aufgefangene Briefe und Copien von falschen Briefen, wobei die Handschrift so genau und pünktlich nachgeahmt war, daß sich der Betrug unmöglich entdecken ließ.

Der Schreiber nannte Hinderson als denjenigen, welcher ihm Auftrag hiezu gegeben hatte, setzte die Mittel auseinander, die von ihm zu Erreichung dieses Zieles angewendet worden waren und erklärte endlich, er könnte die Welt nicht verlassen, ohne seine Seele von dieser schweren Schuld zu entlasten.

Wentworths Entrüstung gegen den niederträchtigen Anstifter eines solchen beispiellosen Verrathes, der auf diese Art geoffenbart wurde, war gränzenlos, und er drückte bei der nächsten Zusammenkunft mit Emily die Bitterkeit seiner Gefühle aus, welche diese mit mildem Herzen zu sänftigen suchte, indem sie die christliche Pflicht des Vergebens, selbst in Fällen wie der gegenwärtige, wo der Groll mit Recht erregt war, hervorhob. "Ich weise Ihre freundliche Ermahnung nicht zurück," erwiderte er; ich werde mich bemühen, zu

vergeben; aber in der Erinnerung an eine solche Verletzung wird die Aufgabe äußerst schwierig sein, und Sie müssen mir mit liebevollem Beispiel vorangehen.“ — „Es ist mein Wunsch, dieß zu thun und glauben Sie mir, ich fühle in meinem Innern mehr Kummer als Groll gegen ihn.“ — „Können Sie dann Ihre Vergebung nicht auf einen andern Verbrecher ausdehnen, mit dessen Irrthümern Sie nun bekannt sind und ihn ferner mit Ihrem Vertrauen und Ihrer Theilnahme beehren?“ — „Major Wentworth mag immer über meine Freundschaft gebieten,“ war die Antwort, während sich über das bleiche Gesicht der Sprecherin eine vorübergehende Glut ergoß; „da wir jedoch uns nicht mehr der schönen Zeit der Jugend mit einander erfreuen können, so wäre es eine Thorheit, an irgend ein anderes zwischen uns bestehendes Band zu denken.“ — „Nicht so, meine Theuerste, die Zeit und die Freuden der Jugend sind allerdings vorüber, aber der Mittag und der Abend des Lebens haben auch ihre Freuden, wie ihre Sorgen; warum sollten wir diese nicht theilen?“

Dieser Vorschlag führte zu verschiedenen Gründen und Gegengründen auf beiden Seiten und die Unterredung endigte damit, daß Miß Mansfield einwilligte, wenn das Trauerjahr für ihren Vater vorüber wäre, die Hand eines schuldigen, aber in treuer Liebe ergebenen Freundes anzunehmen.

Die einzige Strafe, welche sie, als gegen ihren gemeinschaftlichen Feind, zur Vollstreckung zuließ, sollte darin bestehen, daß man ihm in scharfen Ausdrücken das Ungeheuere seines Benehmens vorstellen und ihn ermahnen würde, durch aufrichtige Reue seine Dankbarkeit gegen diejenigen, welche er so tief verletzt hatte, dafür auszudrücken, daß sie ihn nicht der wohlverdienten Schmach blos stellten. „Wenn dieß,“ bemerkte sie, „keine Gewissensbisse in ihm rege macht, so wären auch härtere Maaßregeln gleich wirkungslos.“

Der rasche und unvorhergesehene Gang der Ereignisse, wodurch eine längst unter der Kruste von Argwohn und Mißtrauen verborgene Neigung wieder hervorgerufen worden war, die Freude bei der Entdeckung, daß ihn der Gegenstand seiner jugendlichen Anbetung nie hintergangen hatte, verbannte auf einige Zeit alle andern Erinnerungen aus dem Geiste von Major Wentworth; aber mögen die Gefühle eines Vaters auch unter besonderen Umständen eine Weile passiv erscheinen, so werden sie doch nicht ganz erstickt, und seine Besorgnisse hinsichtlich der Unterbringung der jüngeren Emily wurde ungemein peinigend, als die Zeit heran nahte, wo sie die Schule verlassen sollte. Die Erwähnung ihres Vorhandenseins gegen Miß Mansfield wäre eine Zerstörung seiner wieder geborenen Hoffnungen gewesen, so daß ein mächtiger leidenschaftlicher Kampf zwischen der Liebe eines Vaters und einer Zuneigung entstand, welche Jugend, Hoffnung, Schönheit und Alles überlebt hatte, was zu Erhaltung ihres Bestandes als nothwendig erschien. Solche Strafen sind das unvermeidliche Resultat einer Abweichung vom Pfade der Tugend. Die Natur trat in den Hintergrund. Den Verlust seines wieder eroberten Schatzes zu wagen, war ihm unmöglich und er beschloß, seine Tochter für den Augenblick nach St.-Vincent zu schicken, wohin er sogleich schrieb, mit der Bitte, alle Anordnungen zu treffen, ihre Lage dort so angenehm zu machen, als es die Umstände erlauben würden, indem er zugleich seine eigene Absicht kund gab, nie mehr Westindien zu besuchen.

Um das Kind zu umarmen, von dem er sich zu trennen im Begriffe war, kehrte Major Wentworth noch einmal nach Brüssel zurück.

Achtzehn Monate hatten die natürlichen und angebildeten Reize von Emily beträchtlich vermehrt und er seufzte bei dem Gedanken, daß er die liebenswürdige Gestalt gewissermaßen opfern müßte, um sein

eigenes Glück und seinen eigenen Ruf zu sichern. Völlig unbekannt mit ihrer und ihrer Verwandten wirklichen Lage, nahm unsere Heldin den Wechsel in ihrer Bestimmung nicht mit dem Widerstreben auf, das sie sonst kund gegeben haben dürfte. Das größte Uebel, welches ihrer Ansicht nach hieraus hervorgehen müßte, war ihre Trennung von dem Vater; aber sie wurde in dieser Hinsicht dadurch getröstet, daß er ihr die Rückkehr nach England versprach, wenn Angelegenheiten von Belang, deren Natur für jetzt keine Auseinandersetzung zuließe, zum Abschluß gekommen wären. Da die Anwesenheit von Major von Wentworth in London in Betreff der Erlangung einer Obristlieutenantsstelle vor seiner Verheiratung nothwendig war, so trennten sich Vater und Tochter in gegenseitigem Schmerz, in einem Schmerz, der jedoch auf seiner Seite eine Beimischung von Gewissensbissen und Selbstvorwürfen hatte.

Nach Ablauf der festgesetzten Frist kam Miß Mansfield in dem Wohnsitze ihres mütterlichen Oheims, Sir James Parkinson an, und von diesem zierlichen Gebäude in Grosvenorsquare ging der am Anfang dieser kleinen Erzählung erwähnte Brautzug nach St. James's Church, wo in der Umgebung von Freunden die Gelübde zweier längst einander entfremdeter, aber endlich durch Bande, welche nur der Tod trennen sollte, wieder mit einander verbundener Wesen ausgetauscht wurden.

Wir lassen den Obersten und seine Neuvermählte ihre Fahrt nach den Seen von Schottland unternehmen und bei ihrer Rückkehr die Ruhe von Mansfieldhouse genießen, und folgen dem Schicksale unserer jungen Heldin, welche sich bald nach dem oben erwähnten Ereignisse unter der Obhut von Kapitän und Mistreß Gilbert an Bord des für St. Vincent bestimmten Nautilus einschiffte.

Von allen ihren Jugendgespielinnen getrennt und

von den gewöhnlichen unangenehmen Präliminarien einer Seereise heimgesucht, bedurfte Emily einiger Tage, ehe sie sich mit ihrer neuen Lage auszusöhnen vermochte. Die einzigen Passagiere außer ihr waren die Frau und die Tochter eines Civilbeamten, welche nach ihrem Wohnorte auf St. Vincent zurückkehrten. In der jüngeren von diesen zwei Damen, einem anziehenden, freundlichen Mädchen von neunzehn Jahren, fand sie eine angenehme Gefährtin, und als das Land nach und nach aus ihren Blicken zurückwich und ihr kleines Fahrzeug allein auf dem weiten Ocean zu schwimmen schien, betrachteten sie mit einander in stillem Staunen alle die Wunder der mächtigen Tiefe, wie sie abwechselnd bewegt wurde von der Heftigkeit des Sturmes und der Wuth widerstreitender Elemente und dann wieder zu einer Ruhe zurückkehrte, welche das auserwählte Element des Friedens zu sein schienen.

Wer hat je den Sonnenuntergang auf der See gesehen und nicht die unbeschreibliche Vollkommenheit der Werke der Natur gefühlt. In den Tropenländern ist dieser Anblick besonders schön, denn er wird erhöht durch die wechselreichen und strahlenden Tinten, welche am Abend das Firmament bedecken. Diese herrlichen Gegenstände, welche sie jetzt zum ersten Mal sah, wurden von unserer Heldin mit offener Begeisterung betrachtet, während ihr das Sinnreiche in dem komplicirten Mechanismus eines Schiffes, der wundervollsten Arbeit menschlicher Kunst, eine weitere Quelle anziehender Forschungen bot.

Eine erste Reise hat ihren Zauber wie jede Neuheit. Sie führt uns in die großartigsten Scenen der Schöpfung ein und die Eintönigkeit, welche sich durch längeres Vertrautsein erzeugt, vermischt sich nicht mit unsern ursprünglichen Eindrücken.

Für Emily war Alles ergötzlich und mit Hülfe von Büchern, Musik und der Gesellschaft von Marie Willis flogen die Wochen rasch dahin, und jeder Tag

verstärkte die gegenseitige Zuneigung unserer zwei jungen Freundinnen, welche, als die Fahrt ihrem Ende nahe war, sich mit der Ausmalung des Glückes belustigten, das sie mit einander am Lande genießen sollten.

Aber diese Träume jugendlicher Glückseligkeit waren für eine kurze Dauer bestimmt, denn die hochmüthige Mrs. Willis war bemüht, ihre Tochter zu belehren, daß, wenn sie auch ihrer Verbindung mit Miß Wentworth an Bord Nichts entgegengesetzt hätte, derselbe Zusammenhang doch auf St. Vincent nicht gestattet werden könnte.

An unbedingten Gehorsam gewöhnt, wagte es Maria nichts desto weniger, nach der Ursache dieses Verbots zu fragen, welche auch von der älteren Dame mit kurzen Worten erklärt wurde, während ihre Zuhörerin in Thränen gegen die Ungerechtigkeit eines solchen Verfahrens sich erhob. „Meine Liebe,“ erwiderte die Erstere, „Du bist unvernünftig und mußt erst noch lernen, daß die Gesetze der Gesellschaft nicht ungestraft von denjenigen verletzt werden können, welche einen gewissen Rang innerhalb ihrer Gränzen zu behaupten wünschen. Dein Besuch in Cane Hall ist daher unmöglich; aber wenn Emily einwilligt, Dich gelegentlich in unserem Wohnorte zu sehen, so habe ich hiegegen Nichts einzuwenden. Für den Augenblick muß ich indessen erwähnen, daß sie über ihre wahre Lage schlecht unterrichtet ist.“

Einige Bemerkungen, welche bald darauf unsere Heldin machte, bewiesen die Wahrheit dieser Vorhersagung und offenbarten die falschen Vermuthungen, denen sie sich hingab. Mrs. Willis hatte, trotz ihres Stolzes, Mitleid mit der Stellung des jungen und hochbegabten Mädchens, und beschloß, die erste passende Gelegenheit zu ergreifen, um die unwillkommene Kunde der Armen mitzutheilen, ehe sie ankäme, wo dann die wahre Sachlage nicht länger verborgen bleiben konnte.

Die Mittheilung wurde mit einer Mischung von Unglauben, Aerger und Kummer aufgenommen. Sie wollte ihren Vater nicht einer solchen Grausamkeit oder Ungerechtigkeit fähig halten, und erreichte daher St. Vincent, nur wenig erleuchtet über den Stand der Dinge.

Es ist erstaunlich, mit welcher Festigkeit das Gedächtniß die Erinnerung in der Kindheit erschauter Gegenstände festhält. Für Emily boten die Scenerie ihrer heimathlichen Insel, der Hafen, die Stadt, einen vertrauten Anblick. Sie nahm zärtlich von Maria und höflich von Mrs. Willis Abschied, und als sie nach Cane Hall reiste und sich dem Aufenthalte ihrer Kindheit näherte, und im Voraus den zärtlichen Gruß der mütterlichen Verwandten fühlte, deren Bild sich nur unbestimmt ihrem Geiste eingeprägt hatte, da milderte eine süße Empfindung nahen Glückes die Aufregung ihres Innern. Aber diese natürlichen und freudigen Hoffnungen wurden nur zu bald durch die Wirklichkeit vernichtet, als sie die Wohnstätte von Herrn Dorville betrat, der, unter der Last der Jahre gebeugt, in einem bequemen Stuhle lag, neben dem zwei Diener mit großen Wedeln standen, um die Mosquitos und andere Insekten abzuhalten. Halb bekleidete Arbeiter-Lehrlinge (denn das Wort Sklave war aufgehoben) drängten sich in das Zimmer, um die Lady von England zu sehen, und als der alte Mann Emily's Hand nahm und sie freundlich willkommen hieß, fragte sie mit großer Bangigkeit nach dem Grunde des Nichterscheinens ihrer Mutter. „Hier ist sie, Missy," antwortete einer von den Negern, als eine Frau langsam von dem entgegengesetzten Ende herbeikam und in dem schleppenden, diesem Volke eigenthümlichen Tone ihre erstaunte Tochter anredete, welche, überwältigt von Verwunderung und Enttäuschung, sich ihrer Umarmung entzog und in eine unhemmbare Thränenfluth ausbrach. Der Verlauf der

Jahre und häufige Fieberanfälle hatten die körperlichen Reize Rosettens beträchtlich vermindert. Ihre Hautfarbe war völlig gelb geworden. In ihren Augen fand sich keine Spur mehr von dem früheren Glanze, während ihre Tracht, den bunten scheckigen Turban mit eingeschlossen, in höchstem Maaße übertrieben erschien. Darf man sich daher wundern, wenn ein stolzes, empfindlich erzogenes Mädchen vor der Anerkennung eines solchen Wesens, als ihrer Mutter, zurückschrack!

In der Einsamkeit ihres Zimmers weinte unsere Heldin lang und bitterlich und klagte im Innern ihren Vater als die Ursache dieser unerwarteten Demüthigung an. „O warum," rief sie aus," warum ließ er mich über der Sphäre erziehen, für welche ich bestimmt war und vermehrte die Uebel, von denen ich sonst gar nicht das Bewußtsein bekommen hätte!" Aber Vernunft, Ueberlegung und natürliche Gutmüthigkeit milderten nach einiger Zeit das Herbe dieser ersten Gemüthsbewegungen und die stets hoffnungsvollen Gefühle der Jugend triumphirten über die Verzagtheit.

Cane Hall hatte, wie bereits erwähnt, eine ausnehmend schöne Lage. Das Wohngebäude stand im Mittelpunkte eines fruchtbaren Thales und war umgeben von Gewürznelken-Pflanzungen, welche mit Orangen und anmuthigen Muskatnußbäumen durchstreut waren, deren weit ausgebreitete Zweige sich unter dem Gewichte ihrer herrlichen Früchte bogen.

Auf beträchtlichen Anhöhen über dem Thale waren zahlreiche Negerhütten errichtet, theilweise verborgen unter dem schützenden Laubwerke der Platanen, des Kokusnußbaumes und der noch schattigeren Tamarinden. Zu jeder Wohnung gehörte ein angebautes Gütchen, während man verschiedene kleine Schelme, in das Gewand gekleidet, womit sie die Dame Natur versehen hat, sich in der Sonne wärmen oder ihre kindischen Spiele unter ihren Strahlen treiben sah,

Leben verleihend dieser reichen und wohlwollenden tropischen Landschaft, auf welche Emily mit wohlgefälliger Bewunderung durch die Jalousien der geräumigen Zimmer hinaussah, die man für ihren Gebrauch eingerichtet hatte. Wenn eine an Schmeichelei gränzende Aufmerksamkeit ihre neue Lage hätte wünschenswerth machen können, so dürfte sie vollkommen glücklich gewesen sein; aber weder diese Aufmerksamkeit, noch die Unterhaltungen, die sie sich durch verschiedene Fertigkeiten zu verschaffen wußten, konnten die Leere gänzlich füllen, welche eine Trennung von aller geistig verwandten Gesellschaft veranlaßte.

Gegen ihre Mutter lernte sie allmählig Gefühle der Zuneigung kund geben, und was am Anfang mit Widerstreben geschah, verwandelte sich am Ende in wirkliche Anhänglichkeit, denn Rosettens natürliches Wohlwollen, ihre freundlichen Manieren brachten die geeignete Wirkung auf die Gefühle ihrer Tochter hervor und vermischten sich mit dem Mitleid, das die augenscheinliche Abnahme ihrer Gesundheit hervorrief.

Es vergingen mehrere Wochen nach der Ankunft des Nautilus in St. Vincent, ehe es Maria gestattet war, eine Einladung an ihre Reisegefährtin ergehen zu lassen; aber durch ihre wiederholten Bitten erweicht, willigte Mrs. Will endlich ein, einen Tag für ihre Zusammenkunft festzustellen.

Endlich erschien der glückliche Morgen und eine frühzeitige Fahrt von vier Stunden brachte Emily nach Kingston, dem Wohnorte ihrer Freundin, in deren theilnehmender Liebe sie den Trost, nach dem sie sich so lang gesehnt hatte, suchte und fand. Beim Mittagessen wurde die Gesellschaft durch die Gegenwart von Lieutenant Willis und seinen Mitoffizier, Kapitän Graham, einem äußerst eleganten, gescheidt aussehenden Mann von ungefähr siebenundzwanzig Jahren, vermehrt. Diese beiden Herren waren große Freunde der Musik, und bald wurde das Gesangstalent unserer

Heldin in Anspruch genommen. Der einfache Wunsch, angenehm zu sein, führte sogleich die Gewährung der Bitte herbei und sie sang mit einem Grade von Geschmack und Gefühl, den nur der wahre Genius einzuflößen vermag. Alle Anwesenden waren entzückt und ihre Schönheit und vollendeten Manieren bildeten noch lange, nachdem sie weggegangen war, den Gegenstand des Gespräches. Dieser kurze Besuch brachte Emily einen nur noch größeren Widerwillen gegen die Gesellschaft in Cane Hall bei, und mit einem diesem Gefühle angemessenen Vergnügen nahm sie die Einladung auf, einige Tage in Kingston zuzubringen.

Ihre Freude wurde indessen beträchtlich vermindert, als sie hörte, daß Maria sogleich zu einem Besuche bei ihrer Muhme in Barbadoes abgehen und unbestimmte Zeit dort zubringen sollte. Maria suchte ihre Freundin durch das Versprechen, einen beständigen Briefwechsel zu unterhalten, einigermaßen zu trösten und fügte bei, indem sie sich gegen ihren Bruder und Kapitän Graham wandte, der in der Nähe stand: „Diese Herren haben sich freiwillig angeboten, den Dienst unserer Merkure zu versehen.“ — „Vorausgesetzt,“ erwiderte sie, „daß uns Miß Wentworth diese Ehre gönnt.“ Da dieses höfliche Anerbieten keinen Widerstand fand, so zeigte sich bald ein Vorwand, um in Cane Hall Besuch zu machen.

Nach einiger Zeit wurden die Erscheinungen des Kapitäns häufiger, und da das Alter die gastfreundlichen Neigungen von Herrn Dorville nicht vermindert hatte, so wurde ihm stets ein freundlicher Empfang zu Theil, während seine geistreiche Unterhaltung und sein abgeschliffenes Wesen für Emily unter ihren gegenwärtigen Umständen besonders erfreulich geschienen; denn mit der Welt unbekannt, und mit keinen andern Gefühlen vertraut, als mit denjenigen, welchen ihr eigener Busen hegte, träumte es ihr nicht einmal von einer Unschicklichkeit, und sie glaubte nicht, daß die

täglich zunehmende Aufmerksamkeit und die offen zugestandene Bewunderung des Kapitän Graham etwas Anderes zu bedeuten hätten, als eine sehr ehrenvolle Theilnahme. Ihr Geschmack war in manchen Punkten ähnlich, und die Schönheiten der Natur bildeten eine nie versiegende Quelle von gegenseitigem Interesse, welche auszubeuten die wechselreiche Scenerie der Umgebung ein reiches Ziel bot. Oft bestiegen sie mit einander die benachbarte Anhöhe und schauten von da hinaus nach den hohen Bergen von St. Vincent, welche sich in der Entfernung ausdehnten, bis das Herannahen des Abends die Ansicht ferner liegender Gegenstände verdunkelte und die näheren durch das Licht von Myriaden von Feuerfliegen deutlicher machte, welche meteorartig durch die klare Atmosphäre schoßen, oder kleinen in Mitten der Baumzweige aufgehängten Lampen glichen.

Wochen und Monate verflossen und Kapitän Graham setzte seine Aufmerksamkeit fort, jedoch in so achtungsvoller Form, daß nie ein Verdacht hinsichtlich ihres Endzwecks erregt wurde. Diesen Endzweck wagte er kaum sich selbst zu gestehen, aber er besaß auch nicht genug moralischen Muth, um der Meinung des kleinen Kreises zu trotzen, in welchem er sich bewegte, wo weder die Tugenden noch die Talente von Emily die Nachtheile ihrer Geburt und gegenwärtigen Lage aufzuwiegen im Stande gewesen wäre. Auf der andern Seite konnte er sich auch nicht das Vergnügen ihrer Gesellschaft versagen und er beschloß, sich, ohne einen bestimmten Plan zu fassen, ganz durch die Umstände leiten zu lassen.

Bald trat ein Ereigniß ein, welches eine Crise in der Sache herbeiführte. Miß Willis hatte einige Zeit nach ihrer Abreise beständig an unsere Heldin geschrieben, welche eben so pünktlich antwortete. Endlich erfolgte ein ungewöhnlicher Zwischenraum des Stillschweigens. Emily, welche ängstlich darauf be-

dacht war, die Ursache hievon zu erfahren, richtete einen Brief an ihre Freundin, der früheren Anordnungen gemäß durch Mrs. Willis besorgt und zu diesem Ende nach Kingston geschickt werden sollte. Bei der Rückkehr des Boten wurde Emily ein Paket eingehändigt, und sie erblickte zu ihrem großen Erstaunen ihren eigenen Brief und ein kleines Buch, das sie einst Maria gegeben hatte. Aber dieses Erstaunen wich der Entrüstung, als sie folgende Worte las:

„Mrs. Willis ersucht Miß Wentworth, alle fernere Correspondenz durch Briefe oder auf irgend eine andere Weise mit ihrer Tochter einzustellen. Wenn Mrs. Willis die Nachtheile der Stellung von Miß Wentworth übersah und die Fortsetzung eines vertrauten Umgangs so lange gestattete, handelte sie gegen ihr eigenes Urtheil und ihre Neigung. Sie zögert jedoch nicht, die fernere Bekanntschaft mit einer jungen Person aufzuheben, welche durch ihr ungesittetes Betragen alle Ansprüche auf Achtung verwirkt hat.“

Diese grausame Schmähung war für unsere arme Heldin rein unerklärlich und vergeblich bemühte sie sich, das Geheimniß zu enträthseln. In tiefes Nachdenken versunken, ihr ausdrucksvolles Antlitz bald vom Zorn geröthet, bald bleich vor Aerger, blieb sie des ernsten Blickes unbewußt, der auf ihr ruhte, bis sie die Augen aufschlug und denen von Kapitän Graham begegnete, der mit einer, von Zärtlichkeit und Ehrfurcht gemischten Stimme nach dem Grunde ihrer Niedergeschlagenheit fragte. Das Durchlesen des Billets von Mrs. Willis gab ihm die gewünschte Aufklärung und es wurde ihm nicht schwer, den Sinn und die Veranlassung desselben zu errathen.

Er wußte, daß seine Beharrlichkeit den Ruf von Emily verletzt hatte und dachte, wenn sie diesen Umstand wüßte, müßten alle Scrupel über ihr ferneres Benehmen schwinden und in abbittenden Worten bebeginnend, bekannte er sich selbst als die unwillkürliche

Ursache der Beleidigung, welche ihr widerfahren war und fügte sodann bei: „Warum, angebetete Emily, warum diese unverdiente Schmach dulden? Meine Liebe und meine Ehre sollen fortan Ihrem Schutze gewidmet sein, wenn Sie nur mir vertrauen wollen. Ihr bereits befleckter Ruf kann kein weiteres Brandmahl bekommen.“ In diesem Tone fuhr er fort, als ihn Emily unterbrach, denn nicht an Liebesbetheuerungen gewöhnt, klang ihr die Sprache ganz seltsam: wenige Worte genügten zur Aufklärung. Sie wollte nicht mehr hören, sondern eilte voll Zorn und Verachtung in ihr Zimmer.

Die plötzliche Gemüthsbewegung hatte eine tiefe Ohnmacht zur Folge und es vergingen Stunden, ehe das unglückliche Mädchen wieder zu sich kam. Die Rückkehr des Bewußtseins erneuerte ihren Jammer. Der Becher des Kummers schien bis auf die Hefe geleert; Stolz, Reinheit, Zuneigung, Alles war gleich sehr verletzt, und sie fühlte sich eine Ausgestoßene aus der Gesellschaft, beraubt des Glückes und des Charakters, ohne das Geringste gethan zu haben, wodurch sie einen solchen Verlust verdient hätte. Nein, es war nicht ihre Schuld, und diese Ueberzeugung wirkte mächtiger, als irgend etwas Anderes auf Milderung ihres Grames hin.

Obgleich durch den Zusammenhang mit der lockeren Welt verdorben, war Kapitän Graham doch nicht gänzlich ehrenvoller Gefühle bar; aber die Vorurtheile, mit denen man Frauen von gemischtem Ursprung in Westindien betrachtet, ließen ihn eine Verbindung mit Emily als unmöglich betrachten.

Das Verwerfen seines niedrigen Antrags erhöhte die Bewunderung, die er schon zuvor für sie fühlte, und bestimmte ihn, sein Unrecht wieder gut zu machen und ihr seine Hand zu reichen. Der dieses Anerbieten enthaltende Brief wurde uneröffnet zurückgeschickt und jeder ähnliche Versuch war eben so erfolglos, so daß

der Schreiber am Ende in Verzweiflung jedem ferneren Bemühen entsagte. Der Widerstand brachte seine gewöhnliche Wirkung hervor. Grahams Liebe nahm nur zu und tief gekränkt durch das Fehlschlagen seiner Wünsche wurden ihm die Schmausereien und Lustbarkeiten seiner Kameraden im höchsten Maaße ekelhaft.

Von dem Wunsche beseelt, diesen Gelagen zu entgehen, nahm er die Einladung eines unverheiratheten Oheims an, der plötzlich von einer menschenfeindlichen Stimmung befallen, sich bewogen gefunden hatte, die Gesellschaft zu verlassen, und nun in völliger Abgeschlossenheit einige Meilen von Kingston entfernt lebte.

Mittlerweile hatte Emily aufgehört, einzig und allein ihrem Grame nachzuhängen, um sich zu Ausübung neuer Pflichten zu erheben. Die Presthaftigkeit, an der ihre Mutter lange gelitten hatte, nahm stündlich zu und drohte mit gänzlicher Auflösung. Dieß war hinreichend, um jeden selbstsüchtigen Gedanken aus dem Gemüthe unserer Heldin zu verbannen, deren einziges Geschäft es jetzt war, die sterbende Mutter zu pflegen und zu belehren.

Letzteren Gegenstand betrachtete sie mit Recht als das Wichtigste und Rosette wurde stufenweise zu dem Gefühle der heilsamen Wirksamkeit der Religion gebracht, zu der sie sich bekannt hatte, ohne sie zu verstehen. Ihre Fassungsgabe schien sich zu erweitern, je mehr der Gegenstand vorrückte, und sie horchte ohne zu ermüden, Stunden lang auf die sanfte Stimme ihrer jugendlichen Lehrerin, welche ihr abwechselnd vorlas und Stellen aus der heiligen Schrift erklärte.

Eines Abends bat die Kranke, welche sich etwas besser wähnte, in das äußere Zimmer gebracht zu werden. Dieser kleine Wunsch wurde von dem Gesinde als ein Symptom rasch herannahenden Todes gedeutet, und Emily fühlte sich, wenn auch nicht von derselben Furcht ergriffen, doch in eine ungewöhnliche feierliche Stimmung versetzt.

Die nun anwesende Gruppe würde ein schönes und rührendes Gemälde gebildet haben. In dem Hintergrunde standen mehrere weinende Neger (denn Rosette war allgemein beliebt); auf einem Ruhebett, die Hände gefaltet, als wären sie im Akte des Betens begriffen, lag die Sterbende. Neben ihr kniete eine anmuthreiche weibliche Gestalt, deren dunkle seidene Locken theilweise ihre ausdruckvollen Augen beschatteten, welche, von Andacht strahlend, dem Himmel zugerichtet waren, während des Christen Gebet von Glaube und Hoffnung in Tönen inbrünstiger Frömmigkeit von ihren Lippen floß.

Als diese Gottesverehrung vorüber war, stand Emily langsam auf, wandte sich um und sah einen Fremden, welcher bei der Thür stand und nun näher zu ihr herantretend ausrief: Verzeihen Sie dieses Eindringen, junge Dame, darf ich es wagen, mit Ihrer Mutter zu sprechen? Sie kannte mich in früheren Jahren. Die Stimme erregte Rosettens Aufmerksamkeit, Sie bat ihn, zu ihr heranzukommen und sagte: „Diese Töne sind mir bekannt, aber ich erinnere mich des Sprechers nicht.“ Es wäre in der That für Jedermann schwer gewesen, den schönen Major Hinderson in dem ältlichen Manne mit dem gelben Gesicht und den grauen Haaren zu erkennen, der sich nun selbst mit diesem Namen ankündigte. Rosette bestätigte, daß sie sich seiner zu erinnern vermochte, durch die Worte: Ja, Sie waren der Freund von —.“ Ein Seufzer entrang sich der Brust ihrer Zuhörerin; aber diese Unterbrechung blieb unbemerkt, und sie fuhr fort: „Ich würde glücklich sterben, wenn Sie seiner Tochter in Freundschaft beistehen wollten. Sie hat keinen Beschützer, und dieser Platz eignet sich für sie nicht zu einem längeren Verweilen.“ Major Hinderson ergriff die Hand der sterbenden Mutter und versprach, Alles zu thun, was sie nur immer wünschen möchte.

Ein Lächeln der Dankbarkeit zog über ihr Antlitz hin, und bald darauf versank sie in einen Zustand der Bewußtlosigkeit. Die gewöhnlichen stärkenden Mittel belebten Theilweise die Dulderin; sie warf einen zärtlichen Blick auf Emily und murmelte abgebrochene Sätze der Erkenntlichkeit für den Trost, den sie durch ihre Vermittlung gewonnen hatte. Dieß waren die letzten verständlichen Worte, die sie aussprach. Die übrige Spanne des Lebens wurde in stillem Gebete hingebracht, bis der zerknirschte und friedliche Geist seinen Aufflug nahm in das Land, wo ein freundlicher Willkomm des reuigen Sünders harrt.

Emily zog sich zurück, um zu weinen und zu beten. Sie murrte nicht länger gegen ihr Geschick, denn sie betrachtete es als ein besonderes Mittel, das sie hatte anwenden dürfen, um ihre Mutter aus der Unwissenheit und dem Irrthum in das Licht himmlischer Erkenntniß hinüberzuführen, und freute sich der Erfüllung ihrer Pflicht, die Mühseligkeiten vergessend, mit denen sie hatte ringen müssen.

Das Leichenbegängniß war nicht so bald vorüber, als sich Major Hinderson beeilte, unserer Heldin seine Dienste anzubieten. Seit ihres Vaters Verheiratung führte er ein zurückgezogenes Leben; wiederholte Anfälle von langwierigen Krankheiten hatten ihm Muße zum Ueberlegen gegeben und es erwachten dadurch Gewissensbisse, welche doppelt brennend durch die Milde der Menschen wurden, die er so tief verletzt hatte. Dieses Gefühl, verbunden mit einer allgemeinen Schwäche seines Körpers führte ein frühzeitiges Alter herbei und er verfiel rasch in ein düsteres Siechthum, als Kapitän Graham sein Gast wurde.

Für diesen Neffen, dem Sohn einer einzigen Schwester, hatte Major Hinderson stets eine besondere Zuneigung kund gegeben und er hörte nun mit Theilnahme die Erzählung von seiner gescheiterten Liebe, aber es dauerte lang, bis er in dem Gegenstand der-

selben die Tochter des Obersten Wentworth erkannte. Diese Entdeckung und die Krankheit von Rosette veranlaßten ihn, Cane Hall zu besuchen, wo er der Zuschauer einer Scene war, welche kräftiger die Schönheit der Tugend und der Frömmigkeit beleuchtete, als dieß die beredtesten zu ihrem Ruhme geschriebenen Bücher zu thun vermögen.

Jeden Tag des Umgangs mit Emily vermehrte das Verlangen des Majors, sie als Gattin seines Verwandten zu sehen. Sie blieb jedoch unerbittlich für diesen Vorschlag, und er sah endlich die Fruchtlosigkeit einer ferneren Bewerbung ein. Da es ihm völlig einleuchtete, wie unpassend die Stellung war, in der sie sich befand, so beschloß er sie nach England zu begleiten, und sie daselbst unter seinem eigenen Dache zu versorgen, wenn eine persönliche Berufung auf ihres Vetters Gefühle erfolglos bleiben sollte. Abgesehen von dem Interesse, das ihm Emily einflößte, ergriff ihr gegenwärtiger Vormünder gierig die Gelegenheit, wenigstens theilweise frühere Fehler zu sühnen, was er durch Beschirmung und Unterstützung des Kindes seines mißhandelten Freundes zu thun hoffte.

Nachdem ein hübscher Grabstein für Rosette gesetzt war, nahm unsere Heldin zärtlich von ihrem Großvater Abschied, schiffte sich nach England ein und nach sechs Wochen war sie in den Mauern seiner großen Hauptstadt, von der sie ein Jahr vorher ohne eine Ahnung von den Versuchungen und Demüthigungen abgereist war, die sie in einem entfernten Lande erfahren sollte.

Den Obersten Wentworth von der Ankunft seiner Tochter in Kenntniß zu setzen war eine etwas schwierige und sehr delicate Sache. Denn obgleich sie zu correspondiren nicht aufgehört hatten, waren doch seine Briefe in der letzten Zeit kürzer geworden und er hatte nur in langen Zwischenräumen geschrieben. Aber da die unstudirte Beredtsamkeit des Herzens der wirk-

sanfte Fürsprecher in jeder Sache ist, so dachte man mit Recht Emily würde der beste Advokat ihrer eigenen Angelegenheit sein, und es wurde ihr daher die Lösung der Aufgabe übertragen.

Mansfield House hatte seit der Verheiratung seiner freundlichen Eigenthümerin eine ununterbrochene Scene häuslichen Glückes dargeboten, die Tugenden und der gebildete Verstand von Mrs. Wentworth vermehrten, wo möglich, jeden Tag die Zuneigung ihres Gatten, der aus Furcht einen peinlichen Augenblick zu verursachen, nie die Ereignisse seines früheren Lebens zur Sprache brachte, und sogar das Dasein seiner Tochter wurde nicht geoffenbart. Da er jedoch nicht zugleich jede natürliche Besorgniß ersticken konnte, so hatte dieses Verheimlichen große Unbehaglichkeit des Gemüths für ihn zur Folge und diese nahm noch beträchtlich durch die aus Emily's unerwarteter Ankunft entstehende Verlegenheit zu.

Die Kunde hievon wurde ihm in einem Briefe mitgetheilt, worin sie ihren Vater zärtlich anflehte auf die zu ihren Gunsten sprechende Stimme der Natur zu hören und das Kind aufzunehmen, auf dessen früheste Lebensjahre er so große Liebe verwendet hatte. Konnte eine so rührende Anrufung vergeblich sein? Der Oberst Wentworth fühlte, daß dieß unmöglich war und beschloß sogleich nach London zu reisen. Da sich seine Gattin bei der Ankunft des Briefes nicht in Plymouth befand, so entging seine Gemüthsbewegung ihrer Beobachtung, und sie war leicht zu überreden, ein unvorhergesehenes Geschäft veranlasse ihn zu dieser Reise.

Wer ist im Stande die streitenden Gefühle unserer viel geprüften Heldin zu schildern, als sie sich mit klopfendem Herzen und schlagenden Pulsen auf den Empfang ihres Vaters vorbereitete? Die Erinnerungen an ihre letzte Zusammenkunft und die schmerzlichen Ereignisse, welche ihr bald folgten, traten abwechselnd

vor ihr Gedächtniß, bis sie am Ende von der mächtigen Aufregung überwältigt, bewußtlos in seine Arme sank. Als man auf beiden Seiten wieder etwas Fassung gewonnen hatte, fand eine lange Unterredung statt; Emilys bescheidener, aber natürlicher Forderung wurden die Schwierigkeiten der Lage des Obersten entgegengehalten, was den edelmüthigen Entschluß von ihrer Seite herbeiführte, eher jeden persönlichen Anspruch zu opfern, als seine häusliche Ruhe zu gefährden.

Major Hinderson vermied ein Zusammentreffen, welches beiden Parteien nur Qualen verursacht haben müßte, aber seinen neuesten Dienstleistungen wurde die Anerkennung nicht entzogen, obgleich man sein Erbieten, für Emily zu sorgen, auf eine artige Weise ablehnte. Dieser Demüthigung hätte sich sein ehemaliger Freund nie unterwerfen können, und man traf daher Vorkehrungen ihre Aufnahme in dem Hause einer verwittweten Dame in der Nähe von Edinburgh zu verschaffen.

Das Bewußtsein, edel gehandelt zu haben, hielt die Tochter unter dem Drucke einer getäuschten Hoffnung aufrecht, während die Unruhe des Vaters durch eine sehr entgegengesetzte Ueberzeugung vermehrt wurde, wenn er sich den Contrast seiner Selbstsüchtigkeit mit ihrem uneigennützigen Benehmen vor Augen stellte. Es lebte indessen eine Person, welche nicht nur fähig war dieses zu würdigen, sondern auch es nachzuahmen und Emilys kühnste Hoffnungen waren durch den Empfang nachfolgenden Briefes, der ihre beabsichtigte Reise nach Schottland aufhob, mehr als verwirklicht.

Meine theuere Emily!

„Die Pflicht des Vergebens, obgleich sie uns allen obliegt, wird mehr oder minder schwierig, je nach der besonderen Stellung des beleidigten oder beleidigenden Theiles. In dem gegenwärtigen Falle haben beide, Sie und ich, Ursache zu klagen. Ihr Theil an dem Kummer bedarf keiner Wiederholung. Der meinige besteht in einem Mangel an Vertrauen, da wo ich

unbeschränkte Wahrheit erwartete und erhalten haben sollte, aber da der Verletzende ein Mensch ist, mit dem wir durch Bande der Pflicht und der Zuneigung verbunden sind, so wird das Verzeihen keine große Mühe kosten. Wären Ihre Handlungen, mit denen ich, wie mit allen Einzelheiten Ihrer Geschichte vollkommen bekannt bin, weniger musterhaft gewesen, so würde das Kind meines Gatten dennoch freundliche Aufnahme unter seinem Dache gefunden haben, so aber erwartet Sie ein noch viel wärmerer Willkomm. Sie sollen nicht länger freundlos und vernachläßigt sein; ein Elternpaar sehnt sich darnach Sie zu umarmen, und Sie für die Versuchungen zu entschädigen, deren Ihre Jugend und Unschuld ausgesetzt gewesen sind. Major Hindersons Aufrichtigkeit und Wohlwollen bin ich verpflichtet für die Mittheilung, die uns, wie ich überzeugt bin, gegenseitig glücklich machen wird. Er ließ mir durch seine Offenbarung nur Gerechtigkeit widerfahren und ich danke ihm herzlich für seine gute Meinung. Bitten Sie Ihren edelmüthigen Beschützer, Sie nach Mansfield House zu begleiten und lassen Sie das Andenken an frühere Sorgen unter dem Genusse gegenwärtigen Glückes begraben sein. Eilen Sie, liebes Mädchen, diese Freude zu kosten und zu bereiten und seien Sie versichert, Sie werden stets eine Freundin finden in Emily Wentworth."

Thränen der Dankbarkeit erleichterten das brennende Herz Emily's, als sie den Brief Major Hinderson überbrachte. "Edelmüthige Frau, ich wußte, sie würde so handeln!" rief er aus und gestand, daß er, als die Berufung an den Obersten Wentworth fruchtlos gewesen, dessen Gattin, auf ihren liebenswürdigen Charakter bauend, die Umstände von Emily's Lage auseinander gesetzt habe; "und nun," fügte er bei, "ist meine Aufgabe beinahe vollbracht; wenn Sie sich unter der Obhut Ihres natürlichen Beschützers befinden, werde ich zufrieden die Einsamkeit suchen, in

der ich den Rest meiner Tage zuzubringen gedenke.“ Diesen Entschluß führte er auch in der Folge aus und es waren die vereinten Bitten seines jungen Schützlings und seines wieder versöhnten Freundes nicht im Stande, ihn zu bewegen, davon abzugehen. Ein jährlicher Besuch von Seiten der ersteren, war ein Vertragspunkt, den er sich vorbehielt, und als man dieser Bedingung willig beitrat, reiste der Major nach seiner einsamen Heimat ab.

Das Zusammentreffen in Mansfield House war, wie sich bei diesen seltsamen Fällen leicht denken läßt, gleichmäßig von peinlichen und freudigen Gefühlen begleitet. Scham vermischte sich mit den Vergnügungen des Vaters, ging aber wie eine Sommerwolke unter dem wohlthätigen Einfluß weiblichen Zartgefühls und herzlicher Zuneigung vorüber.

In Mrs. Wentworth fand Emily eine wahrhaft mütterliche Freundin, und der Bund gegenseitiger Liebe, gegenseitigen Zutrauens war bald geschlossen. Das milde Temperament und die ungeheuchelte Demuth dieser wahrhaft erhabenen Frau erschienen so lieblich in den Augen ihrer Adoptivtochter, daß sie die in der Schule des Kummers bereits theilweise vollendete Aufgabe vollends durchzuführen und den Stolz abzulegen beschloß, der den einzigen Mangel ihres Charakters bildete.

Monate glücklicher Ruhe verflossen, und nicht ferner von Gewissensbissen gefoltert, gestand der Oberst Wentworth, er wäre viel glücklicher, als er es verdiene.

Die verschiedenen Reize Emily's fanden allgemein Bewunderung; aber jeder Antrag, so ehrenvoll er auch war, wurde zurückgewiesen, so daß sich am Ende in Mrs. Wentworth der Verdacht regte, das Bild von Kapitän Graham erfülle ihr Herz immer noch. Das Geständniß dieser Thatsache wurde mühsam ausgepreßt, aber es erfolgte zugleich die Erklärung, sie würde nie

seine Hand annehmen, obgleich sie entschlossen wäre, sich mit keinem andern Mann zu verbinden. Ihre wohlwollende Vertraute hatte zu viel Erfahrung in dergleichen Neigungen, als daß sie der ersten Versicherung Glauben schenken konnte; sie hatte an sich selbst die zerstörende Wirkung gescheiterter Liebe wahrgenommen und wollte jene, die sie mit mütterlicher Zärtlichkeit betrachtete, vor solchem Jammer bewahren.

Die Umstände schienen dieses Vorhaben zu begünstigen, denn bald hernach meldete Major Hinderson die Rückkehr seines Neffen, der zugleich um Erlaubniß bat, Oberst Wentworths Familie in Plymouth besuchen zu dürfen. Die Bitte wurde freundlich gewährt, aber erst am Tage vor seiner Ankunft erfuhr die am meisten dabei betheiligte Person den Namen des erwarteten Gastes. Er überbrachte einen rechtfertigenden Brief von Mrs. Willis, worin ein anderer eingeschlossen war, in welchem Ausdrücke innigen Bedauerns wegen der unverdienten Leiden und Glückwünsche über das veränderte Schicksal Emily's in einer von aufrichtiger Freundschaft diktirten Sprache der Feder ihrer liebenswürdigen Tochter entflossen.

Wenn wahre Zerknirschung, ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit und ergebene Liebe hinreichend erscheinen, um einem schuldigen Geliebten Vergebung zu verschaffen, so hatte Arthur Graham offenbar hierauf Anspruch zu machen; aber der Gegenstand seiner Liebe blieb lange unerbittlich und (obgleich wir dieß nicht als eine unläugbare Thatsache behaupten wollen) die Sache wäre am Ende erfolglos geblieben, hätte nicht die unwiderstehliche Fürsprache von Mrs. Wentworth eine entgegengesetzte Entscheidung herbeigeführt.

Die Eröffnungsscene unserer kleinen Geschichte stellte eine Hochzeit dar; die Schlußscene muß dasselbe thun. Eine andere Emily, deren Wangen die reiche Blüthe von Jugend und Gesundheit bedeckten, deren leuchtende Augen, durch die Thränen schimmern, welch

sie momentan verschleiern, steht neben dem Altar, der väterliche Kuß des Glückwunsches ist ihr dargereicht worden, und die erröthende Braut sucht ihre Verwirrung in den Armen der edlen, aufrichtigen Freundin zu verbergen, die sie mit Recht mehr als Mutter nennt. „Mag Ihr glänzendes Beispiel stets mein Führer sein,“ waren die kaum hörbaren, halb geseufzten Worte unserer Heldin, als sie sich der Umarmung von Mrs. Wentworth entzog, und mit triumphirender Liebe von ihrem Gatten nach dem Wagen geführt wurde, der sie nach Stirling Park, dem Wohnsitze ihres Oheims brachte. Die hier zu Ehren der Braut angeordneten Festlichkeiten wurden mit wahrhaft englischer Gastfreundschaft in das Werk gesetzt.

Major Hinderson's Entzücken war gränzenlos, er erklärte sogleich seinen Neffen zum Erben seines Eigenthums, und es wurde die Verabredung getroffen, daß man die eine Hälfte des Jahres in Schottland, die andere in Mansfield House zubringen sollte, indem Emily vor ihrer Verheiratung ein Versprechen zu diesem Ende geleistet hatte.

So waren die Wünsche aller Theile erfüllt; und wenn die Gaben Fortunas, verbunden mit jedem Reize, der einen weiblichen Charakter schmückt und erhebt, die Fortdauer häuslichen Glückes zu sichern vermögen, so können wir von den handelnden Personen dieses kleinen Drama mit der Hoffnung Abschied nehmen, daß das ihrige lange nicht von einer von den Zufälligkeiten unterbrochen werden wird, welche zu uns herabgesandt sind, um den Bewohner dieses niedrigeren Planeten daran zu erinnern, daß das die wahre Seligkeit, eine Pflanze himmlischen Ursprungs ist, und daß sie wenn sie auch eine Zeit lang in nicht verwandtem Boden blühen, nun in ihrer heimathlichen Sphäre ewig blühen mag.

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

6065

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Flygare-Carlén, Emilie, 1807-1892

Tutti Frutti Von Emilie Flygare-Carlén u. A. Deutsch von Scherr u. A

Bd.: 4 - 6

Stuttgart 1845

L.eleg.g. 16 t-43,4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573209-6